Rheinlands Baudenkmale

des Mittelalters.

Zweite Serie.

Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters



Rheinlands
Baudenkmale
des Mittelalters.

Ein Führer

zu den

merkwürdigsten mittelalterlichen Bauwerken am Rheine und seinen Nebenflüssen.

Unter Protection

Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen

mit einer großen Zahl erklärender Holzschnitte

herausgegeben

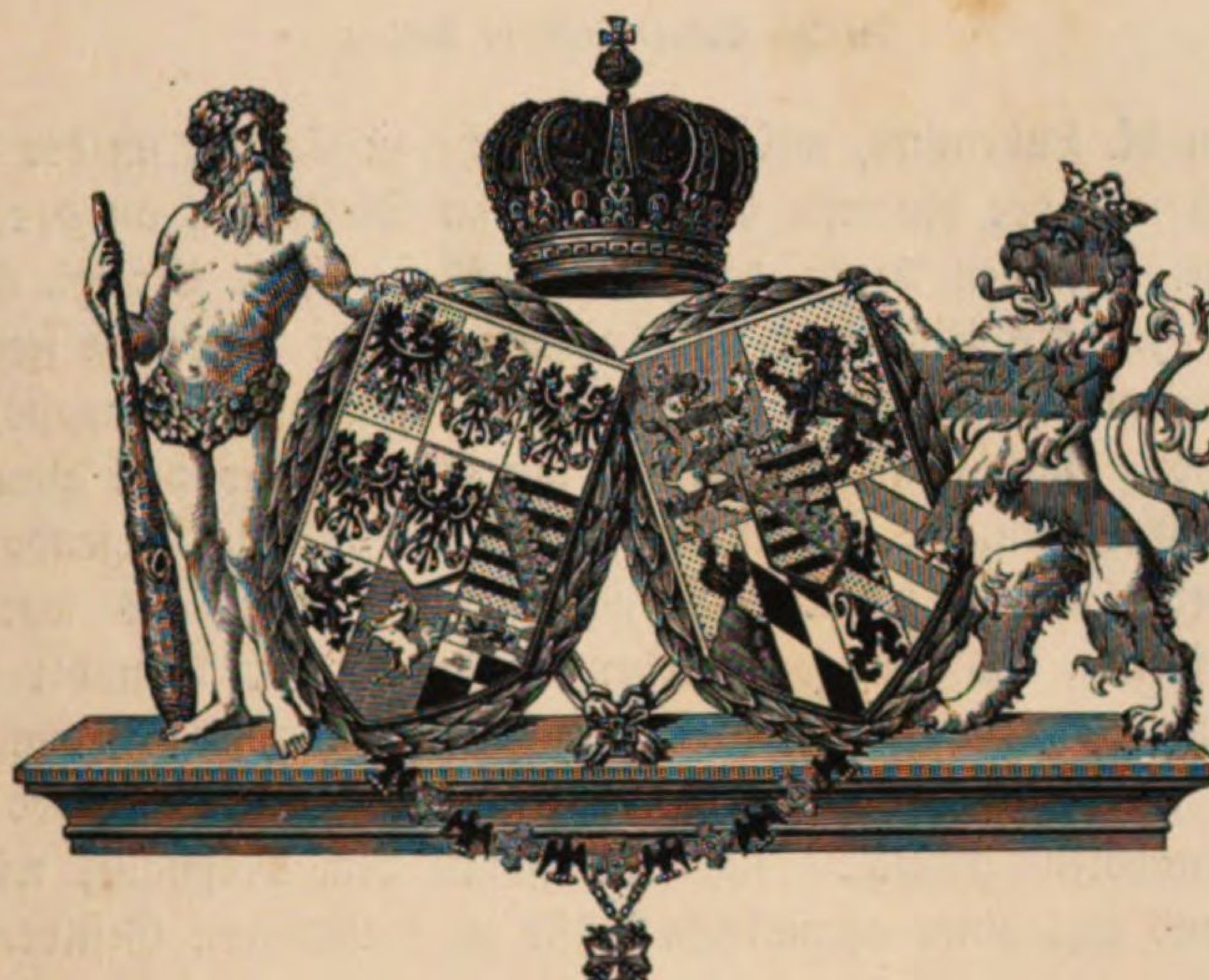
von

Canonicus Dr. Fr. Bock, Päpstl. Geheim-Kämmerer,

Ritter des Ordens der eisernen Krone, des Guelphen-Ordens, des Kronen-Ordens III. Cl., des Ehrenkreuzes III. Cl. des Hohenzollern'schen Hausordens, des Königl. Span. Ordens Karl's III. von der unbefl. Empfängniß und des Königl. Portugiesischen Christus-Ordens, Mitglied der Königl. Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in Preußen, des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg, Ehren-Mitglied des Diöcesan-Kunst-Vereins zu Paderborn, Mitglied des Alterthums-Vereins zu Wien, des historischen Vereins von Steiermark zu Gratz und des historisch-archäologischen Vereins zu Trier, Ehren-Mitglied des archäologischen Instituts zu Großbrittanien und Irland. Correspondent des K. K. Museums für Kunst und Industrie in Wien, Ehren-Mitglied des steiermärkischen Vereins zur Förderung der Kunstindustrie, correspondirendes Mitglied der société des Antiquares de la Morinie, Mitglied der société imperiale des Antiquares de France ꝛc. ꝛc.

Köln und Neuß,

Druck und Verlag der L. Schwann'schen K. K. Hofbuchhandlung.



Die St. Castor-Kirche zu Coblenz.

Stifterin der Holzschnitte:
Ihre Majestät Augusta Königin von Preußen.

Einer noch so geübten Feder dürfte es schwer fallen, eine nur halbwegs vollständige kunsthistorische Beschreibung der St. Castor-Kirche in einer solchen gedrängten Kürze zu entwerfen, wie der enge Raum der vorliegenden Monographie es vorschreibt, zumal die Geschichte der ebengedachten altberühmten Stiftskirche mit der geschichtlichen Entwickelung der Stadt Coblenz auf's engste verwachsen ist. Da nun in neuester Zeit eine in historischer und architektonischer Beziehung erschöpfende Beschreibung von St. Castor aus der Feder eines Coblenzer Geschichts- und Alterthumsforschers bereits in drei Auflagen erschienen ist, so wird man es der folgenden kurzgefaßten Monographie nachsehen, daß sie sich an die gewonnenen Resultate eines kundigen Lokalhistorikers anschließt.[1])

Der hl. Castor, dem die Kirche in unmittelbarer Nähe des ehemaligen römischen „Castellum Confluentes" seit den Zeiten der Karolinger gewidmet ist, war aus edlem aquitanischen Geschlechte entsprossen und Schüler des hl. Maximinus, der als zweiter Bischof dieses Namens dem bischöflichen Stuhl zu Trier vom Jahre 332—343 zur Zierde gereichte. Vom hl. Maximin zum Priester geweiht, predigte St. Castor mit den besten Erfolgen den heidnischen Bewohnern des Mosel- und Rheinthales das Evangelium des Gekreuzigten im Vereine

---

1) St. Castor zu Coblenz als Münster-, Stifts- und Pfarrkirche 2c. von **Dr. A. J. Richter, Coblenz 1868 bei J. Hölscher.**

mit dem hl. Lubentius, welcher der Kirche zu Cobern an der Mosel vorstand und der die erste Christianität zu Dietkirchen an der Lahn gründete. An den Ufern der oberen Mosel lebte der hl. Castor längere Zeit als Einsiedler und bereitete sich in einer Felsenhöhle, die heute noch den Wanderern gezeigt wird, auf seinen apostolischen Beruf vor. Bald sammelte sich um ihn eine Schaar von glaubenseifrigen Genossen, die den apostolischen Mann als ihr Tugendvorbild betrachteten und in seiner Nähe sich Hütten bauten. Es war dies der Ursprung des heutigen Carden an der Mosel. Von der Macht seiner Worte angezogen, strömten von allen Seiten die Bewohner des Mosel- und Nahethales zu ihm. Diese erste Stiftung des heil. Glaubensboten erweiterte sich baldigst in dem Maßstabe, wie die Umgegend aus einer ehemaligen Wüste zu fruchtbaren Gefilden umgestaltet wurde.

Nachdem St. Castor für die Christianisirung des Mosel- und Rheinthales, umgeben von einer Schaar von gleichgesinnten Schülern, lange Jahre segensreich gewirkt hatte, starb derselbe hochbetagt, und wurden seine irdischen Ueberreste in der von ihm erbauten Kirche zu Carden feierlich beigesetzt.

Als die Stürme der Völkerwanderung im IV. Jahrhundert die römisch-christliche Kultur am Rhein und im Moselthale allenthalben zu vernichten drohten, gerieth auch nach und nach das Grab des Apostels der Moselbewohner der Art in Unkenntniß, daß erst in den Tagen des Trier'schen Erzbischofs Weomadus (753—791) ein Priester, Marcius mit Namen, der Sage nach durch eine wiederholte Erscheinung belehrt, jene Stätte auffand, wo die sterblichen Ueberbleibsel des hl. Castor vor den Verheerungen der Barbaren in Sicherheit gebracht worden waren. Unter großen kirchlichen Feierlichkeiten wurden im Beisein des Bischofs Weomadus die Gebeine unseres Heiligen erhoben und in „das Haus des hl. Paulinus", die ehemals sogenannte Kirche zu Carden, übertragen, wo dieselben lange Jahre hindurch in hohen Ehren gehalten wurden, bis endlich im Jahre 836 Hetti, ehemals Abt zu Mettlach und damals Erzbischof von Trier, einen großen Theil der Reliquien des hl. Castor von Carden in die von ihm auf Geheiß des hl. Maternus von Grund aus neuerbaute Kirche, gelegen unmittelbar an dem Zusammenfluß der Mosel in den Rhein, in feierlicher Prozession überbrachte.

Diese Gründung der ältesten St. Castorkirche zu Coblenz fällt den „Monumenta Germaniae historica" (tom. I. pag. 603, ed.

Pertz) zufolge, welche den Bericht eines Zeitgenossen Kaiser Ludwigs des Frommen, Thegan's, Chorbischofs von Trier, wiedergeben, in das Jahr 836. Die für die erste Gründung von St. Castor merkwürdige und interessante Stelle bei Thegan lautet wörtlich wie folgt:

„Im nämlichen Jahre [836] übertrug der heil. Hetti, Erzbischof von Trier, auf göttliches Geheiß den Leib des hl. Castor von der Stelle, wo er vorhin geruht, die Carden geheißen, in die Gegend, welche man Coblenz nennt, da wo die Mosel in den Rhein sich ergießt, und zwar in das Münster, welches obengenannter Erzbischof von Grund aus erbaut hatte, wie es ihm in einem Gesicht der hl. Maternus aufgetragen, welcher der dritte Erzbischof von Trier war. Und am Festtage des hl. Martinus kam der heilige Leib unter großem Ehrengeleite nach Coblenz und am folgenden Tage, einem Sonntage, weihte oben gedachter Bischof jene Kirche zu Ehren des hl. Castor und aller hl. Bekenner. Nach der Einweihung, am Sonntage, kam der Kaiser [Ludwig der Fromme] mit Gemahlin und Kindern und nach dem feierlichen Hochamt brachte er große Geschenke an Gold und Silber dar. Daselbst verblieb er zwei Tage und eben so viele Nächte, und obengenannter Bischof beehrte ihn nebst Gemahlin und Kindern und der ganzen Familie durch zahlreiche Geschenke. Der Kaiser kehrte sodann zu seiner Residenz nach Aachen zurück und blieb dort den ganzen Winter hindurch."

Im Laufe der nächstfolgenden Jahrhunderte scheint das Karolingische Bauwerk von St. Castor mannichfache Zerstörungen und Umgestaltungen erlitten zu haben. Bereits im Jahre 882 überschwemmten unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen die Normannen in dichten Schaaren den Nieder- und Mittelrhein und machten erst bei dem festen Kastell am Zusammenfluß der Mosel und des Rheines Halt. Da aber unsere Münsterkirche außerhalb des Bereiches des alten Römerkastells lag, so scheint die Kirche und der Schatz von St. Castor von der Raubluft der wilden Normannenhorden stark heimgesucht und beschädigt worden zu sein. Noch größere Verluste drohten der Stiftung des Erzbischofs Hetti gegen Mitte des XI. Jahrhunderts, indem glaubwürdigen Nachrichten zufolge das „monasterium St. Castoris" durch Brand und kriegerische Wirren arge Zerstörungen und Verwüstungen erlitt.

Erst in der letzten Hälfte des XII. Jahrhunderts, wo so viele kirchlichen Monumente am Ober- und Niederrhein in baulicher Umgestaltung begriffen waren, trat auch für das sehr beschädigte

3

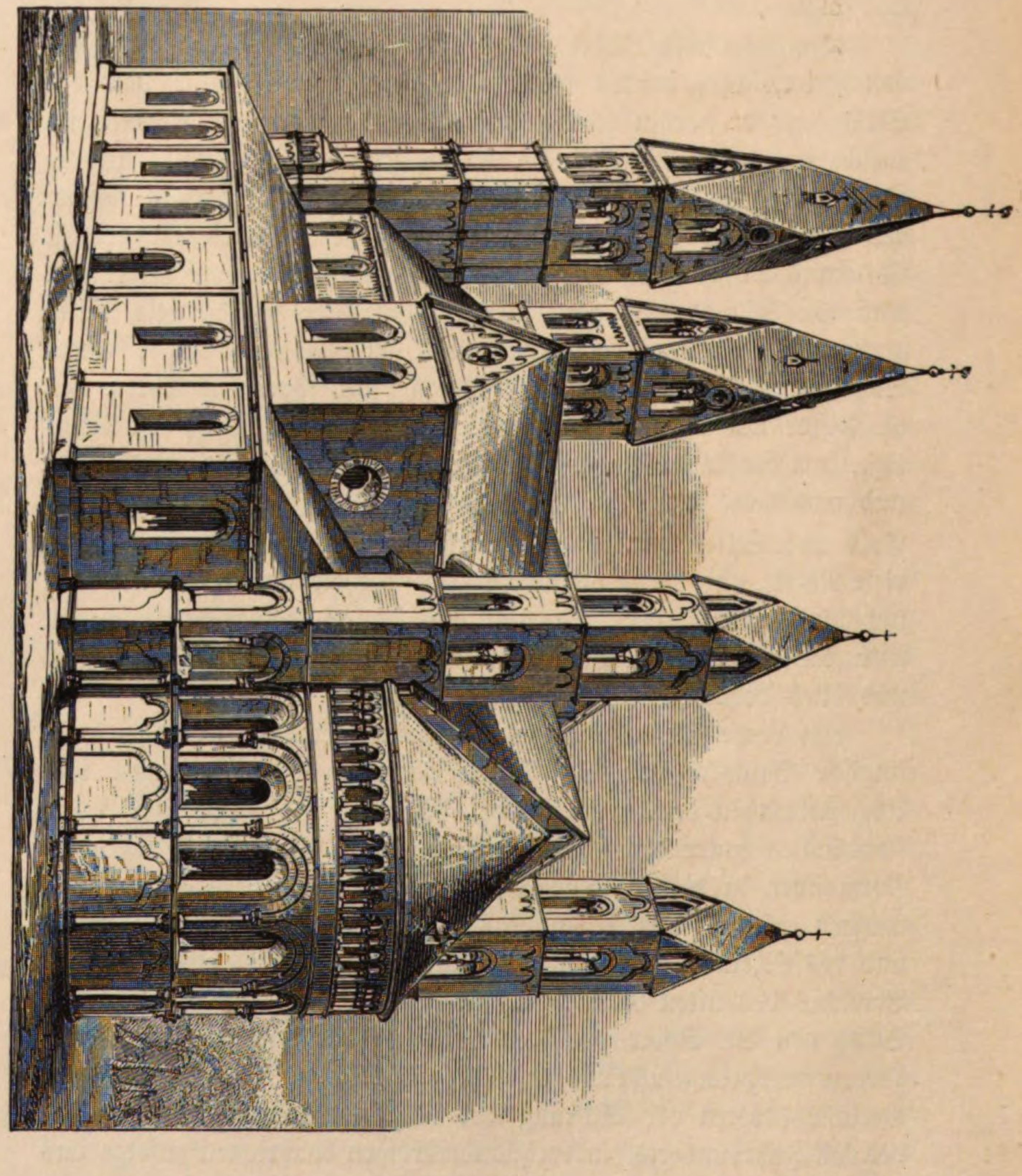


Fig. 1. Südöstliche Ansicht der St. Castor-Kirche zu Coblenz.

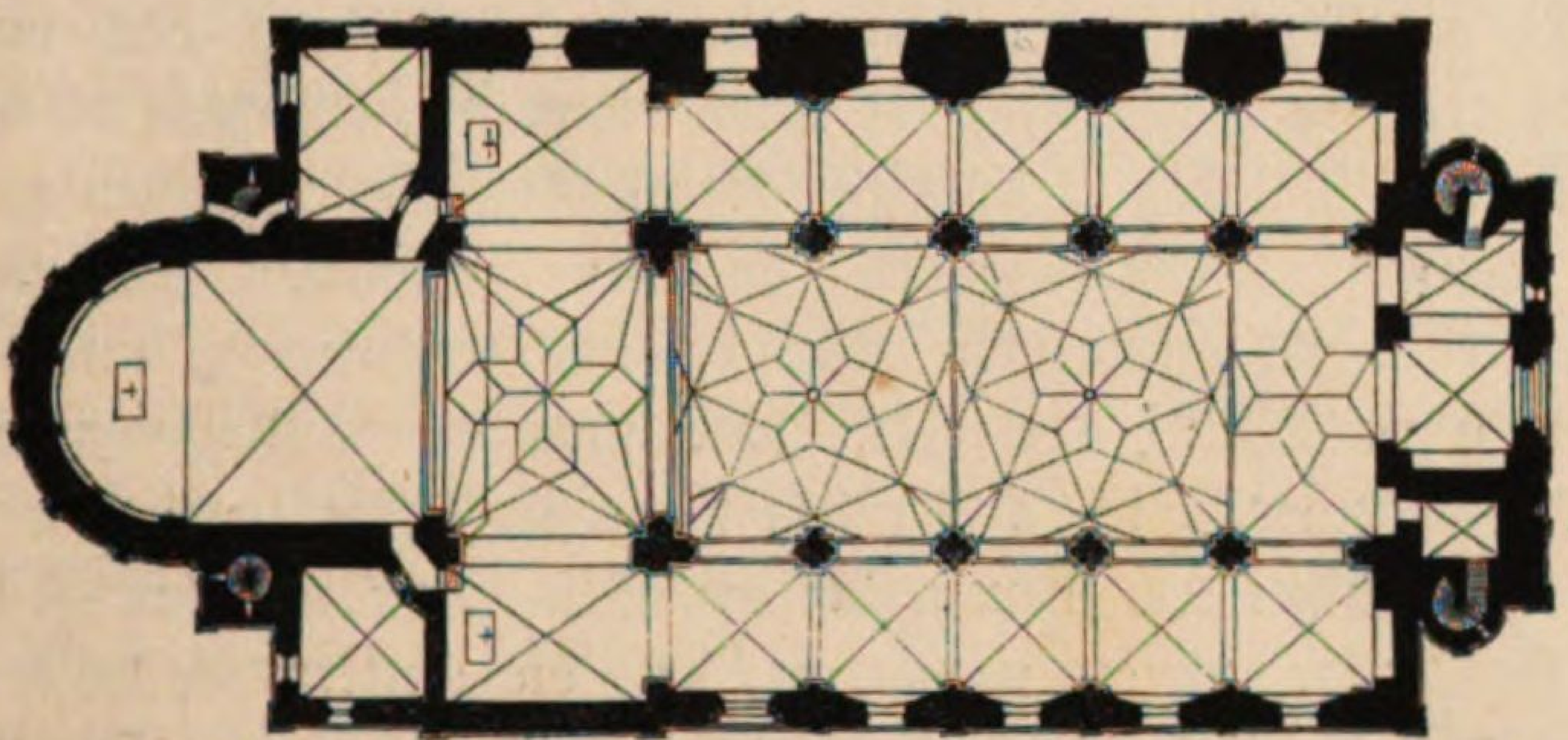


Fig. 2. Grundriß der St. Castor-Kirche.

und erniedrigte Bauwerk von St. Castor zu Coblenz der Zeitpunkt ein, daß unter zwei Pröpsten, die den Namen Bruno führten, der Chorbau, wie er heute sich zeigt, erneuert und umgestaltet wurde. Nicht lange Zeit nachher, so berichten die Urkunden, fügte man unter der Amtsführung des achten Propstes von St. Castor, des Grafen Rudolph von Wied, zu der vollendeten Chornische die flankirenden Chorthürmchen hinzu. Bei dieser Umbauung und Erneuerung der Chorapsis von St. Castor, wie sie in ihrer heutigen Gestalt unter Fig. 1 im Aeußern sich zeigt, hatte aller Wahrscheinlichkeit nach das ältere Langschiff, dem Vorhingesagten zufolge erbaut unter Erzbischof Hetti, wenn auch sehr beschädigt und entstellt, noch so lange Bestand, bis endlich unter Erzbischof Johann I. von Trier [1190—1212] jenes neue Lang- und Querschiff angebaut wurde, welches heute noch mit einigen Veränderungen sich in ziemlich ursprünglicher Form erhalten hat. [Vergl. Grundriß unter Fig. 2.] Die letzte feierliche Einweihung des jetzt in seiner Ganzheit vollendeten Bauwerkes erfolgte erst am 27. Juli 1208.

Wir lassen es dahingestellt sein, zu untersuchen, ob und welche Theile der älteren Karolingischen Basilika von St. Castor mit dem Neubau und der ebengedachten Erweiterung aus dem Schlusse des XII. Jahrhunderts als Ganzes verschmolzen worden sind.

Der um die Beschreibung und Erhaltung der rheinischen Monumente hochverdiente Architekt Lassaulx nimmt an, daß die heutige Chorapsis eine solche auffallende Mauerdicke, wie sie der Grundriß unter Figur 2 andeutet, dadurch erhalten habe, daß um die alte, schadhaft gewordene äußere Chorhaube bei dem vorhergedachten Umbau von St. Castor in der letzten Hälfte des XII. Jahrhunderts ein neuer Mantel hinzugefügt worden sei. So ließe sich auch die reiche architektonische Entwickelung im Aeußern der Chornische [vergl.

Fig. 1], verglichen mit der höchst einfachen Gestaltung des innern Chores erklären [vergl. Fig. 3]. Auch die massiven äußern Abschlußmauern am südlichen Nebenschiff [vergl. Fig. 2] im Gegensatz zu den dünnen Abschlußmauern an dem nördlichen Nebenschiffe scheinen ebenfalls anzudeuten, daß bei der Erneuerung und Umbauung gegen Schluß des XII. Jahrhunderts die Umfangmauern der älteren Karolingischen Basilika theilweise stehen geblieben und durch den Anbau von neuen Mauermassen verstärkt worden sind. Derselbe Autor nimmt ferner an, daß die untern Geschosse der siebenstöckigen größeren Thürme, welche nach Westen den Haupteingang flankiren, einer ältern Bauepoche, dem XI. Jahrhundert, angehören. Jedoch stellt er nicht in Abrede, daß die merkwürdigen Pilasterkapitelle, die an der Vorderseite dieser Thürme eingemauert sind, [vergl. unsere Abbildung auf Seite 9 Fig. 4 lit. a. und lit. b.] entweder von einem Karolingischen Palastbau, oder aber, was wahrscheinlicher ist, von dem ersten Bau der Kirche aus den Zeiten des Erzbischofs Hetti im IX. Jahrhundert herrühren und als restirende Ornamente eines ältern Bauwerkes bei dem Aufbau der Thürme passende Verwendung gefunden haben.

Da man es bei der großen Breite des Schiffes nach Vollendung des Neubaues gegen Schluß des XII. Jahrhunderts aus mehr als einem Grunde in Anbetracht der technischen Schwierigkeiten, die damals noch das Wölben bot, nicht wagen mochte, die Umfangmauern des Mittelschiffes mit einem Gewölbe zu belasten, so versuchte man erst gegen Schluß des XV. Jahrhunderts das vermeintlich Versäumte dadurch nachzuholen, daß man, den Charakter der interessanten Pfeilerbasilika verkennend, die ursprüngliche flache Holzdecke des Mittelschiffes durch ein übrigens kunstvoll construirtes Netz- und Sterngewölbe ersetzte.

Dem Vorhergesagten zufolge geben sich also an der ehemaligen Stiftskirche von St. Castor zu Coblenz in ihrer heutigen Gestaltung vier verschiedene Bauperioden ziemlich deutlich zu erkennen:

1. Anlage der ersten Geschosse in den beiden Thürmen nach Westen mit den eingemauerten Karolingischen Sculpturen, nach Lassaulx aus dem XI. Jahrhundert. [Vergl. Seite 9, Fig. 4. lit. a und b.]

2. Umgestaltung und Ummauerung der älteren Chorapsis nebst der Anlage der kleinen Chorthürmchen in dem dritten Viertel des XII. Jahrhunderts. [Vergl. die Abbildungen unter Fig. 1 und 2.]

3. Erneuerung und Ausbau des Lang- und Querschiffes gegen

Schluß des XII. und im Beginn des XIII. Jahrhunderts unter Erzbischof Johann I. [Vergl. Fig. 1 und 5.]

4. Einwölbung des Mittelschiffes gegen Schluß des Mittelalters, 1498. [Vergl. Fig. 3.]

Um den Lesern ein Bild vorzuführen, wie im Innern die Pfeilerbasilika von St. Castor am Schlusse des Mittelalters gestaltet war, ehe das drückende Netzgewölbe in den Formen der bereits ausartenden Gothik dem altehrwürdigen Bauwerk ohne Noth aufgehalst wurde, haben wir von geübter Hand den Innenbau in Zeichnung so reconstruiren lassen, wie er nach der Einweihung im Jahre 1208 unter Erzbischof Johann I. annähernd beschaffen gewesen sein mag. Unter Fig. 5 ist diese präsumtive bauliche Anlage des Innern mit dem aufgesetzten Sparrwerk des Daches so wiedergegeben, wie es ehemals an vielen älteren Basiliken beschaffen war; es bleibt jedoch in Frage, ob an Stelle des offenen Dachstuhls nicht eine flache Decke mit einfachen Casettirungen ursprünglich die Stelle des heutigen Netzgewölbes eingenommen habe.

Unser Gewährsmann, Dr. A. J. Richter, hat in seiner Monographie von St. Castor auf Seite 182 angedeutet, daß eine genaue Untersuchung der ehemaligen Beschaffenheit des Langschiffes unter dem Dachstuhl der Kirche über dem jetzigen Gewölbe des Mittelschiffes ergeben habe, daß das Langschiff ehemals eine flache Holzdecke und deshalb an den darunter befindlichen Wandflächen Ueberreste von ältern Wandmalereien heute noch aufzuweisen habe. Diesen Andeutungen folgend haben wir von unserm Architekten, P. Tornow, eine genaue Zeichnung der architektonischen Ueberreste auf den beiden Langwänden des Mittelschiffes aufnehmen lassen [vergl. Fig. 5], wodurch der augenfällige Beweis erbracht worden ist, daß jede Flachwand des Mittelschiffes durch je fünf große Bogenblenden belebt werde. Während die meisten Bogen im Langschiff und in der Chorapsis die ältere romanische Rundbogenform zeigen, sind diese großen Blendbogen bereits im angehenden Spitzbogen gehalten. Eine fernere Untersuchung hat zur Evidenz erwiesen, daß auch die großen Wandflächen unter den kleinen ehemaligen Rundfenstern des Mittelschiffes durch Bogenöffnungen durchbrochen und angenehm belebt waren, in der Weise, wie dies unsere Abbildung unter Fig. 5 andeutet. Diese Rundbogenöffnungen, welche jedesmal im Innern durch zwei kleinere Bogen, getragen von je einer Säule, belebt werden, können als Anfänge für die spätere Entwickelung der Triforien betrachtet werden, und geben dieselben Anlaß zur Vermuthung, daß die dahinter befindlichen



Fig. 3. Innere Ansicht der St. Castor-Kirche

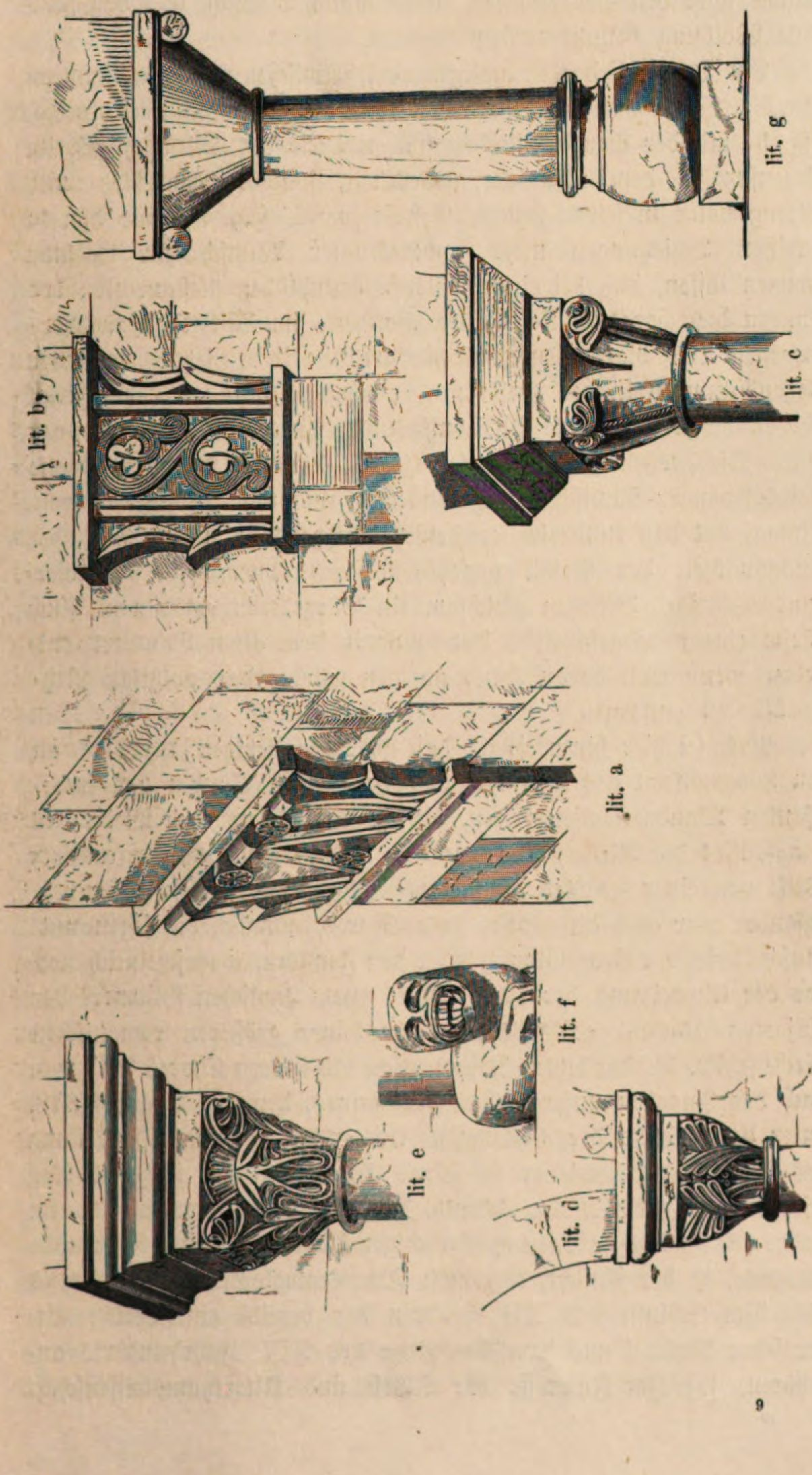


Fig. 4. Capitelle und Sockel der St. Castor-Kirche.

Räume über den Nebenschiffen ursprünglich vielleicht als Emporen ohne Wölbung benutzt werden konnten.

Ein Vergleich der ehemaligen perspectivischen Sicht des Innern von St. Castor aus dem Beginne des XIII. Jahrhunderts [vergl. Fig. 5] mit der charakteristischen flachen Decke des Mittelschiffes, im Gegensatz zu dem niedrigen, gedrückten, spätgothischen Netz- und Sterngewölbe in seiner jetzigen Gestalt [vergl. Fig. 3], hat den in gewissen Beziehungen nicht unberechtigten Wunsch zur Geltung kommen lassen, daß bei einer späteren gründlichen Restauration des Innern die charakteristische flache Holzdecke im Mittelschiff wiederhergestellt und die fehlenden Architekturtheile in den jetzt vermauerten Bogenöffnungen in der Weise wieder ergänzt und zu Tage gelegt werden möchten, wie die Abbildung unter Fig. 5 dieselben erkennen läßt. Die großen Schwierigkeiten jedoch, die sich der Realisirung dieses frommen Wunsches entgegenstellen, sind nicht zu unterschätzen. Einmal hat das kunstreich construirte Netzgewölbe, wenn auch der Ausgangszeit der Gothik angehörend, jetzt durch sein fast vierhundertjähriges Bestehen gleichsam ein Bürgerrecht gewonnen. Auch dürfte eine neue gefährliche Bewegung in dem alten Bauwerk entstehen, wenn man daran Hand anlegen würde, das gothische Netzgewölbe zu entfernen.

Noch sei hier hinzugefügt, daß über dem jetzigen Gewölbe an den Langwänden des Hauptschiffes sich zahlreiche Spuren von interessanten Wandmalereien zeigen, die unmittelbar vor der Weihe des Langschiffes der Kirche, also vor dem Jahre 1208, in dekorativer Weise von einer geübten Hand angefertigt worden zu sein scheinen. Offenbar war auch die concha des Chores, nämlich die sogenannte Muscheldecke der Chorrundung über den Fenstern, wahrscheinlich noch vor der Einweihung der Kirche mit jenem typischen Bildwerk der Majestas Domini geschmückt, das in keiner größeren romanischen Kirche fehlte. Bei der letzten Restauration des innern Chores fand man nach den Angaben unseres Gewährsmannes, den 14. August 1848, unter der Tünche der Chorhaube eine reich figurirte Darstellung des Weltheilandes, wie er in seiner Herrlichkeit am jüngsten Tag wiederkehren wird. Maler Knauth, der mit großer Sorgfalt die im Jahre 1848 vorgefundenen merkwürdigen Ueberreste in der Chorhaube abkopirte, ist der Ansicht, daß diese Temperamalereien der Chorapsis nicht dem Schlusse des XII., sondern der bereits entwickelten altdeutschen Malerei aus dem Ausgange des XIV. Jahrhunderts angehören. [?] Im Interesse der Kunst und Alterthumswissenschaft

wäre es zu wünschen, daß die von Maler Knauth angefertigte Kopie nächstens eine Veröffentlichung und eingehende Besprechung fände.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Andeutungen über die ehemalige Gestaltung und die farbigen Dekorationen des Innern von St. Castor zu einer kurzen Besprechung der Bauformen über, wie sie sich heute im Innern und Aeußern des historisch merkwürdigen Bauwerkes kenntlich machen, so ergibt zunächst eine nur flüchtige Besichtigung des Grundrisses unter Fig. 2, daß derselbe in seiner Längen- und Breitenausdehnung trefflich proportionirt ist. Es beträgt nämlich die Länge der Kirche einschließlich der Vorhalle 181′, und die Breite derselben, im Lichten gemessen, 68′. Das mittlere Hauptschiff mißt 42′, wohingegen jedes der Nebenschiffe nur 13′ Breite aufzuweisen hat. Die ursprünglich gewölbten Seitenschiffe haben eine Höhe von 28—30′, während die Höhe der Wölbung des Chores nicht mehr als 40′ Fuß mißt. Hinsichtlich der Größe und Ausdehnung des Flächenraumes gehört die St. Castorkirche zu Coblenz zu den mittelgroßen Kirchenbauten romanischen Styles am Rhein, indem dieselbe einen Flächenraum von 8899□′ einnimmt.

Uebereinstimmend mit den Kirchen von Andernach, Bacharach und Boppard flankiren die Chorapsis zwei kleine Thürme, hinter welchen zu beiden Seiten des nicht langgestreckten Chores gleichsam als Fortsetzung der Nebenschiffe sich kleine Räume befinden, welche ursprünglich als Sakristeien eingerichtet waren und auch heute noch dazu benutzt werden. Die Nebenschiffe schließen im Transept geradlienigt ab und sind nicht, wie an den meisten rheinischen Kirchen, durch kleinere Chorhauben in Gestalt von Apsiden formirt. Das Querschiff tritt nicht über die Linie der Nebenschiffe hervor, sondern ist blos, wie das auch die Gesammtansicht des Aeußern von St. Castor unter Fig. 1 andeutet, durch die höhere Wölbung, übereinstimmend mit der des Chores, gekennzeichnet.

Geht man nach Besichtigung des harmonisch proportionirten Grundrisses unter Fig. 2 zur Betrachtung der inneren Anlage der Kirche und des Chores über, so zeigen sich im Mittelschiff auf jeder Seite je fünf große Rundbogen, welche von vier Quadratpfeilern getragen werden. Diese kurzen gedrungenen Quadratpfeiler laden nach den vier Seiten mit Halbsäulchen aus, welche von äußerst zierlichen und reich sculpirten Capitellen bekrönt werden. Auf der perspektivischen Darstellung des Innern von St. Castor [vergl. Fig. 5] sind diese Capitelle in bedeutend verkleinertem Maßstabe ersichtlich. Abgesehen von der organischen Gliederung der Quadratpfeiler



Fig. 5. Innere Ansicht der St. Castor-Kirche zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

zu beiden Seiten des Mittelschiffes und ihren Sockeln, liefern besonders diese Capitelle in größter Mannichfaltigkeit der Formen, in Uebereinstimmung mit den obengedachten Berichten über die Erbauungszeit des Langschiffes, den thatsächlichen Beweis, daß die Verlängerung des innern Langschiffes von St. Castor in jene Tage fällt, wo nach Beendigung des dritten Kreuzzuges die abendländische Sculptur, nicht selten im Hinblick auf orientalische Vorbilder, die originellsten und phantasiereichsten Formen schuf, welche meistens der Thier- und Pflanzenwelt als Arabesken entlehnt wurden.

Unmittelbar an die fünffache Arkadenstellung, die das Mittelschiff einfassen, schließen sich auf beiden Seiten die niedrigen Nebenschiffe an, welche jetzt noch eine primitive Wölbung in Kreuzform zeigen. Die Stirnbogen in den Wölbungen der Nebenschiffe sind ebenfalls noch im Rundbogen gehalten, wie auch die Bogenstellungen zu beiden Seiten des Mittelschiffes. Die Stirnbogen jedoch, die sich in der Vierung des Transeptes zeigen [vergl. Fig. 5], sind, wie an den meisten rheinischen Kirchen aus der Uebergangsperiode, bereits im Spitzbogen gestaltet. Zu den reichentwickelten Formen des Mittelschiffs [vergleiche namentlich die Abbildung der ursprünglichen Physiognomie unter Fig. 5] steht die einfache Anlage der Chorhaube im Innern nicht ganz im Einklange. Als einziger Schmuck dieser sehr niedrig gewölbten Chorhaube sind erst bei der letzten Restauration unter den Fenstern Bogenblenden, von Säulchen getragen, bloßgelegt worden. Unter lit. d. auf Seite 9 Fig. 4 ist in bedeutend verkleinertem Maßstabe eines dieser Laubcapitelle der innern Chorrundung wiedergegeben.

Eine viel reichere bauliche Entwicklung zeigt hingegen, wie schon Eingangs bemerkt wurde, die äußere Chorapsis, die in ihren architektonisch reichen Einzelheiten in Uebereinstimmung mit den gleichzeitigen Chorhauben der Kirchen zu Andernach, Bacharach, Neuß und Bonn durchaus bekundet, daß sie in jener Periode einer gehobenen Bauthätigkeit Entstehung fand, als in der letzten Hälfte des XII. Jahrhunderts die meisten niederrheinischen Kirchen entweder in Neubauten sich verjüngten oder in einzelnen Theilen umgebaut und vergrößert wurden. Für die eben gedachte spätromanische Bauperiode des äußeren Chormantels sind auch als charakteristische Eigenthümlichkeiten zu betrachten die Blendbogen im Kleeblatt unter den schmalen, hufeisenförmigen Fenstern der Chorapsis, ferner die übereinander gesetzten Säulenstellungen, welche die vortretenden Blendbogen stützen, endlich die zierliche Zwerggallerie, welche unter

dem Dachsims die Wandfläche durchbricht und angenehm belebt, wie ähnliche Zwerggallerien an sämmtlichen rheinischen Chorbauten des XII. Jahrhunderts immer wieder vorkommen. Auf Seite 9, Fig. 4 ist unter lit. c. ein Capitell nebst Kämpferaufsatz abgebildet, wie ähnliche Capitelle die Säulchen der Zwerggallerie unter dem Dachsims der Chorhaube bekrönen. Dasselbe spätromanische Pflanzenornament, nur in reicherer Formentwicklung macht sich in den Capitellen geltend, welche die vorhin gedachten Blendbogen im Aeußern der Chorrundung über den Fenstern tragen. Unter lit. e. ist ein solches stylisirtes Laubcapitell, charakteristisch für die Periode des Chorbaues gegen Mitte des XII. Jahrhunderts, abgebildet, desgleichen unter lit. f. eine jener phantastischen Thiergestalten, auf welchen als Sockeln diese größern Säulen ruhen. Die meisten dieser Basen in Gestalt grotesker Thierfiguren sind stark beschädigt und als Bruchstücke heute sehr schwer zu erkennen. Unter lit. g. ist eines jener Säulchen mit einem eigenthümlichen Capitell und origineller Basis bildlich wiedergegeben, das sich an der Säulenstellung unter dem Dachsims des südlichen Wendelthürmchens vorfindet, welches die Treppenanlage zur Besteigung des Thurmes enthält.

Wir haben es versucht, in der Gesammtabbildung des Aeußern von St. Castor (vgl. Fig. 1) jene vortheilhafteste Ansicht der Kirche, vom Rheine aus gesehen, wiederzugeben, in welcher die einzelnen Theile derselben die Gesammtwirkung des Ganzen harmonisch erhöhen. Auf dieser Abbildung zeigt sich auch deutlich die nur im Gewölbe vorspringende Anlage des Querschiffes, welche nach Osten hin nur durch ein Rundfenster (oeil de boeuf) durchbrochen und belebt wird. Das südliche Nebenschiff, das unsere Abbildung unter Fig. 1 ebenfalls andeutet, ist nur durch einfache Lisenen in seiner Fläche belebt. Wir wagen es nicht zu behaupten, daß dieses in der Abbildung wiedergegebene südliche Nebenschiff in seiner heutigen monotonen Beschaffenheit als in der ursprünglichen aufzufassen ist. Einer späteren, gründlichen Untersuchung bleibt es vorbehalten, zu constatiren, ob nicht an den Nebenschiffen niedrige Fenster sich ehemals befunden haben und ob ursprünglich nicht eine zweite Reihe von kleineren Fenstern unter dem Dachsims beabsichtigt worden ist, die dazu dienten, Licht in die nicht gewölbten Emporen über den Nebenschiffen zu verbreiten, deren ehemaliges Vorhandensein durch die jetzt vermauerte zierliche Bogenstellung auf beiden Seiten des Mittelschiffes (vergleiche Fig. 5) angedeutet ist.

Nur noch wenige Worte sind über die Anlage des Atriums als Eingangshalle hinzuzufügen, welches von zwei größeren Thürmen in sieben Geschossen in einer Höhe von 120 Fuß flankirt wird. Diese Thurmanlagen mit ihrem mittleren Portaleingang deuten in ihren unteren Geschossen, wie früher bereits angegeben, auf eine ältere Entstehungszeit, wie Lassaux meint, im XI. Jahrhundert hin. Fast will es scheinen, als ob im Hinblick auf den Grundriß unter Fig. 2 diese Anlage des narthex im Rechteck mit den zwei flankirenden Halbthürmchen zu beiden Seiten auf ähnliche Karolingische Vorbilder als Vorhallen, wie man sie am Aachener Münster, an der Liebfrauenkirche zu Maestricht, an der ehemaligen Stiftskirche zu Münstereifel, Münstermaifeld und anderswo antrifft, hindeuten wolle. Offenbar ist die obere Erweiterung und Durchbrechung der flankirenden Treppenthürmchen, wie sie auf der Abbildung unter Fig. 1 theilweise ersichtlich sind, in jene jüngere Bauperiode von St. Castor zu versetzen, als das Langschiff gegen Schluß des XII. Jahrhunderts ausgeführt wurde.

Nach dieser kurzen Besprechung der architektonischen Anlage und der Eigenthümlichkeiten der Kirche von St. Castor, die im Innern und Aeußern einer durchgreifenden gründlichen Restauration in ihren Haupt- und Nebentheilen dringend bedürftig ist, wäre es hier am Orte, noch einige Bemerkungen über die ehemaligen Kunstschätze der Kirche hinzuzufügen, mit welchen Kaiser, Könige und Fürsten dieselben im Laufe der Jahrhunderte reichlich beschenkt haben, desgleichen auf die Monumente hinzuweisen, die heute noch zu besitzen St. Castor sich rühmen darf. Leider haben hier mehr als anderswo die Stürme der letzten Jahrhunderte schonungslos aufgeräumt, was so vielen vergangenen Geschlechtern zur Freude und Erhebung gereicht hatte. Nur noch wenige Trümmer, und auch diese nicht mehr im Besitze der Kirche, können heute als Beweise betrachtet werden, was das ehemalige Stift von St. Castor auf dem Gebiete der graphischen und textilen Künste, sowie im Bereiche der religiösen Goldschmiedekunst aufzuweisen hatte. So bewahrte das Stift von St. Castor noch bis zum Ausbruche der französischen Revolution unter anderen werthvollen Schrifttexten in Pergament einen seltenen Kodex, der, die vier Evangelien enthaltend, als eins der hauptsächlichsten Geschenke zu betrachten ist, welche Kaiser Ludwig der Fromme nach der Einweihung der Kirche dem heil. Castor darbrachte. Dieser karolingische h. Text war in seinem Frontal-Einbande, dem Brauche der Zeit gemäß, mit kostbar getriebenen figuralen Goldblechen um-

zogen und mit seltenen Schmelzwerken und geschnittenen Steinen äußerst reich verziert. Beim Eintritt der französischen Invasion unter dem General Marceau, der besonders auf dieses seltene Manuscript sein Augenmerk fortwährend gerichtet hielt, wurde das kostbare Coderwerk vor der Habgier der Fremden anderweitig in Sicherheit gebracht. Dies verhinderte jedoch nicht, daß man den Codex seines äußern Goldschmuckes entkleidete und auch später eine besonders werthvolle Camée, angeblich darstellend ein in Onyx geschnittenes Brustbild Alexander des Großen (?), für einen nach damaligen Begriffen hohen Preis nach auswärts verkaufte. Erst im Anfange dieses Jahrhunderts ging unser Pergament-Codex für die Kirche von St. Castor, hoffentlich aber nicht für immer, dadurch verloren, daß er, seines ehemaligen Schmuckes beraubt, in den Besitz des damaligen Canonicus von Hommer gelangte, der ihn durch eine Schenkungsurkunde der h. Kreuzkirche zu Ehrenbreitstein vermachte, an welcher er damals als Pfarrer angestellt war. Daß dieser Codex auf Karolingischen Ursprung zurückzuführen ist, ist uns in jüngster Zeit einleuchtend geworden, nachdem wir Gelegenheit genommen hatten, denselben in der Pfarrkirche zu Ehrenbreitstein näher in Augenschein zu nehmen.

Unter vielen anderen Meisterwerken der metallischen Künste besaß ehemals St. Castor einen äußerst werthvollen Altaraufsatz der zwölf Apostel, der, im Typus der Reliquienschreine der rheinischen Schule des XIII. Jahrhunderts gehalten, als ein vollendetes Meisterwerk des opus malleatum oder propulsatum zu betrachten ist. Leider berichten weder in- noch ausländische Schriftsteller, wann und auf welche Weise dieser unvergleichliche Altaraufsatz der Kirche von St. Castor entfremdet wurde und in französischen Besitz übergegangen ist. Dieses merkwürdige Retable, das in seiner Form und künstlerischen Beschaffenheit nur wenige Parallelen kennt, findet sich heute in der Sacristei der Grabeskirche französischer Könige zu Saint-Denis bei Paris. Der bekannte französische Architekt und Archäologe Viollet-le-Duc bringt in seinem Dictionnaire raisonné du mobilier français auf Seite 233 und 234 ad vocem „retable“ eine kurze Beschreibung dieses Meisterwerkes getriebener Arbeit und gibt dasselbe auf pl. 8 in gelungener Abbildung wieder. Bei Gelegenheit der internationalen Ausstellung mittelalterlicher kirchlicher Goldschmiedearbeiten zu Bonn im Jahre 1868 war auch dieses chef d'oeuvre der rheinischen Goldschmiedekunst dem Studium der in- und auswärtigen Archäologen längere

Zeit hindurch nicht weit vom Orte seiner Entstehung wieder zugänglich. Dr. Richter suchte bei Gelegenheit der Ausstellung in Bonn in einem Feuilleton der Coblenzer Zeitung die Frage zu erörtern, wann und bei welchem Anlasse dieser Altar der 12 Apostel seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet worden sei. Derselbe gelangte zu dem Schlusse, daß die Entführung desselben auf französischen Boden nicht erst in den Tagen der Sanskülotten, beim Ausbruch der großen französischen Revolution, erfolgt, sondern daß bereits in jenen Jahren diese Beraubung der St. Castorkirche ausgeführt worden sei, als Coblenz bei Gelegenheit der Reichskriege eingenommen wurde, in Folge dessen unser Retable von fremden Plünderern entführt worden sei.

Wir würden für die Zwecke der vorliegenden kurzen Monographie zu ausführlich werden, wenn wir auch nur in allgemeinen Umrissen jene größeren und kleineren Ueberreste von interessanten Grabmonumenten besprechen wollten, die heute noch der St. Castorkirche zu besonderer Zierde gereichen. Nur auf das Grabdenkmal des Erzbischofs Kuno von Falkenstein († 1388) sei hier im Vorbeigehen hingewiesen, das sich in der nördlichen Chorwand an der Evangelienseite des Altares befindet. Der eben gedachte Trierer Erzbischof ist auf einem mit gothischen Bogennischen verzierten Sarkophage unter reich skulpirtem Baldachin liegend dargestellt, wie er im vollen Schmucke seiner Erzbischöflichen Würde mit gefaltenen Händen gleichsam im Schlummer dem großen Tage der Auferstehung entgegenharrt. In der zur Seite befindlichen Bogennische, welche von einem reich profilirten Spitzbogen mit Fialen flankirt wird, ist auf der vertieften Wandfläche ein merkwürdiges Temperabild ersichtlich, das die Kreuzigung des Herrn, umgeben von der Passionsgruppe, darstellt. Zu beiden Seiten derselben erblickt man die Standbilder des h. Petrus u. des h. Castor. Zu den Füßen des Gekreuzigten hat der Maler den Erzbischof knieend dargestellt. Das treffliche Bild, durchaus im Typus der kölnischen Schule aus dem Schlusse des XIV. Jahrhunderts gehalten, wurde von verschiedenen Alterthumskundigen der Meisterhand Wilhelm's von Köln zugeschrieben. Für die geschichtliche Entwicklung der niederrheinischen monumentalen Malerei würde dieses merkwürdige Temperabild von nicht geringem Interesse sein, wenn man dasselbe nicht übermalt hätte, wodurch seine Charakteristik nicht wenig beeinträchtigt worden ist.

Die Liebfrauenkirche zu Coblenz.

Stifterin der Holzschnitte:

Ihre Majestät Augusta Königin von Preußen.

Nachdem im Vorgehenden eine kurze Besprechung der St. Castor-Kirche vorausgegangen ist, dürfte es angezeigt sein, zur Vervollständigung der Beschreibung der romanischen Bauwerke von Coblenz einige allgemeinere Bemerkungen über die Entstehungszeit und architektonische Beschaffenheit der baulich interessanten Liebfrauenkirche hinzuzufügen.

Wenn vorhin angenommen wurde, daß die ehemalige Stiftskirche von St. Castor außerhalb des Bereiches des früheren altrömischen Kastells lag, so muß von der Liebfrauenkirche gesagt werden, daß sie den höchsten Punkt der ehemaligen römischen Feste einnahm und daß sie vielleicht als die Nachfolgerin jener Pfalzkapelle zu betrachten ist, welche mit der fränkischen Königsvilla, errichtet auf den Ruinen des alten Römercastells, möglicher Weise in unmittelbarer Verbindung stand. Nachdem sich aus der alten fränkisch-merovingischen Villa in der späteren karolingischen Zeit ein erweiterter Königshof gebildet hatte, lagerte sich um diese Pfalz seit dem VIII. und IX. Jahrhundert eine Anzahl von Häusern und Wohnungen der Ministerialen und Hörigen an, woraus der Ursprung und die Entstehung der heutigen Stadt Coblenz herzuleiten sein dürfte. Die ehemalige karolingische Pfalzkapelle ad S. Mariam Confluentiam wurde nun der Mittelpunkt kirchlichen Lebens, und dürfte dieselbe bereits in den Tagen der salischen Kaiser als Pfarrkirche der anwachsenden Ortschaft betrachtet worden sein. Soweit heute geschichtliche Nachrichten Kunde geben, wird urkundlich die Kirche zuerst im Jahre 1182 genannt.

Es nimmt den Anschein, als ob der jetzt noch vorhandene Bau des Langschiffes und der Nebenschiffe von einem älteren Bauwerk aus der mittleren romanischen Periode herrühre, den man, wie das häufiger der Fall war, noch bestehen ließ, als wahrscheinlich unter der Regierung des Erzbischofs Arnold II. von Trier († 1259) der Neubau des heute nicht mehr bestehenden Chores und des jetzt noch erhaltenen Kuppelgewölbes unmittelbar vor dem

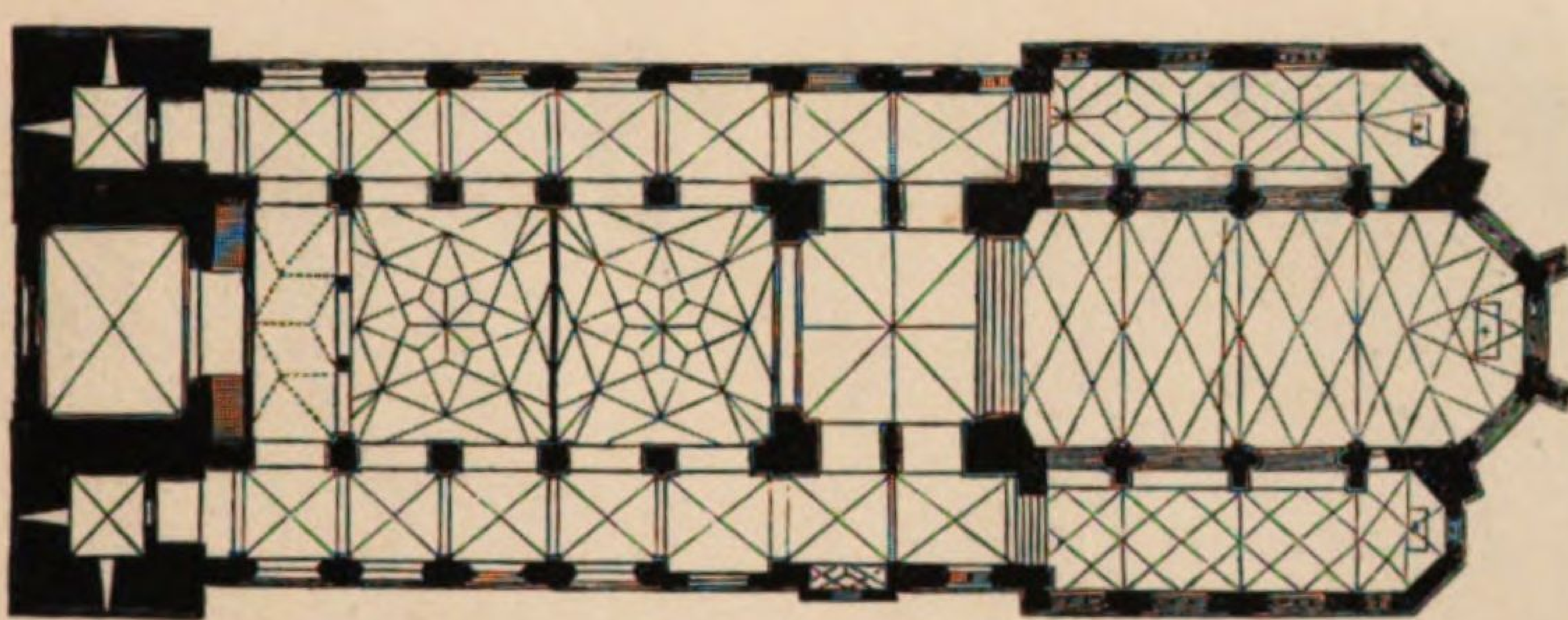


Fig. 1. Grundriß der Liebfrauen-Kirche.

Triumphbogen des ehemaligen Chores begonnen wurde. Auch die Thürme dürften erst im zweiten Viertel des XIII. Jahrhunderts vollendet worden sein. Im Beginne des XV. Jahrhunderts (1404) fand man wahrscheinlich den ältesten Chorbau für die Zwecke der ausgedehnten Pfarre zu beschränkt und beengt, und begann man unter der Bauleitung des Meisters Johannes von Spey, den die Urkunden „lapicida" nennen, eine großartige Choranlage nebst Nebenchören im bereits entwickelten gothischen Styl aufzuführen, wie er heute ersichtlich ist. Die gothische Choranlage und die Nebenschiffe derselben wurden nicht mit dieser fast krankhaften Eile weiter gefördert, wie das in unserem Jahrhundert des Dampfes und der Maschinen der Fall ist, sondern man brauchte volle 27 Jahre zur Vollendung des schönen Baues, indem das Werk erst elf Jahre nach dem Tode des ersten Baumeisters, der bereits 1420 erfolgte, fertig gestellt wurde. Erst im Jahre 1500 wurde die flache Decke des romanischen Mittelschiffes entfernt und nach dem Vorbilde des kaum vollendeten Sterngewölbes von St. Castor in das Mittelschiff der Liebfrauenkirche ein ähnliches Netzgewölbe eingefügt, das jedoch in seinen Rippen und Profilirungen, nicht minder auch in seinen Verhältnissen schlanker und schöner erscheint, als das Netzgewölbe von St. Castor.

Um die heutige Physiognomie der Kirche hinsichtlich der Bedachung der Thürme, die nun leider das Bürgerrecht auf Grund ihres fast zweihundertjährigen Bestehens erlangt haben, nicht zu ändern, haben wir in der Abbildung unter Fig. 2 nicht die alten ursprünglichen Thurmhelme, ziemlich übereinstimmend mit denen an der ehemaligen Stiftskirche zu Boppard, bildlich wiedergegeben, welche, kühn in die Luft hineinragend, nach oben sich zuspitzten, wie sie auf einer alten Abbildung von Sebastian Münster aus dem Jahre 1561 deutlich wahrnehmbar sind. Die jetzigen gedrückten Giebelaufsätze über dem sechsten

Die Liebfrauen-Kirche zu Coblenz.



Fig. 2. Ansicht der Liebfrauen-Kirche.



Fig. 3. Innere Ansicht der Liebfrauen-Kirche.

Geschoß der beiden Thürme nebst den beiden Dachhelmen in der beliebten Zwiebelform des XVII. Jahrhunderts, welche mit den übrigen Formen der Kirche im grellsten Widerspruch stehen, sind erst nach der Belagerung der Stadt im Jahre 1688 hinzugefügt worden. Ob der alte Portaleingang zwischen den beiden Thürmen im Rundbogen gehalten war, wie dies bei dem heutigen neu ergänzten der Fall ist, soll hier nicht weiter untersucht werden. Das über diesem neuen Portale befindliche große Fenster indessen hat man, um mehr Licht für das Mittelschiff der Kirche zu gewinnen, im XV. Jahrhundert wahrscheinlich in jenen Tagen angebracht, als man den langgestreckten Chor mit den Nebenchören hinzufügte.

Der äußere romanische Theil des Langschiffes und der Nebenschiffe ist einfach und schlicht in seinen Formen gehalten und weicht in seinen architektonischen Einzelheiten von jenen Bauformen nicht ab, wie man sie am Schlusse des XII. Jahrhunderts allenthalben an allen größeren rheinischen Kirchen antrifft. Ein reicheres Aeußere bietet der gothische Chorabschluß, gebildet aus den drei Seiten eines Achtecks, nebst den gleichartigen Schlüssen der Nebenschiffe.

Anziehender für die Kunstforschung gestaltet sich indessen in mehr als einer Beziehung das Innere der Liebfrauenkirche, das wir unter Fig. 3 perspektivisch wiedergeben. Während in St. Castor die Emporen nur als Durchbrüche der Wandflächen angedeutet und noch nicht organisch entwickelt sind, so zeigen sich die Emporschiffe in der Liebfrauenkirche in einer Weise architektonisch durchgeführt, daß sie als separirte „Männerchöre" mit möglichst freier Durchsicht in das Mittelschiff in einer Weise selbstständig auftreten, wie dies nur an sehr wenigen Emporen rheinischer Kirchen der Fall ist. Die fünf Bogenstellungen des Mittelschiffes werden von ungebrochenen vierkantigen Pfeilern getragen, die nur durch einfache Sockel und Kämpfergesimse verziert sind. Ueber diesen Pfeilern mit ihren schweren Rundbogen wachsen die Pfeiler und Arkaden der offenen Emporen hervor, deren Ecken durch schlanke Säulchen mit spätromanischen Blattcapitellchen flankirt sind. Die Ballustraden zwischen diesen Bogenstellungen auf den Emporen sind gleichsam als undurchbrochene Gallerien in Casettenform abwechselnd mit zierlichen Säulchen älteren Ballustraden aus der romanischen Zeit nachgebildet und erst bei der jüngsten Restauration zweckmäßig hinzugefügt worden. In verschiedenen andern Kirchen am Rhein, z. B. in Andernach, Bacharach und Neuß, sind in diesen großen Bogen nochmals kleine Säulchen eingesetzt, welche Blendbogen tragen.

Aehnlich wie im Innern der Kirche St. Andreas zu Cöln ist über den offenen Arkaden der Emporen horizontal ein breiter Fries, gebildet aus spätromanischen Laubornamenten, angebracht, aus welchem stellenweise Consolen hervortreten. Diese letzteren tragen die Bestimmung, Wandpilaster mit vorgelegten Halbsäulchen aufzunehmen, welche, sich nach oben hin fortsetzend, mit Capitellen bekrönt waren, die ihrerseits wiederum als construktive Theile die ehemals flache Balkendecke zu stützen und zu tragen schienen. Die früheren rundbogigen Fenster des Mittelschiffes der Liebfrauenkirche sind, ähnlich den schmalen Fenstern, welche wir bei der Abbildung der primitiven Beschaffenheit des Innern von St. Castor unter Fig. 3 angedeutet haben, bei dem Einsetzen des spätgothischen Netzgewölbes gegen 1500 ohne Noth zu spitzbogigen umgestaltet worden. Die ältere Fensterform, im strengen Rundbogenstyl gehalten, ist noch an einem interessanten Bautheil der Liebfrauenkirche unversehrt erhalten geblieben, dem wir gerne eine jüngere Entstehungszeit vindiciren möchten, als jene Epoche, welcher der ältere Bautheil des Langschiffes seinen Ursprung verdankt. Täuschen uns alle Anzeichen nicht, so lagert sich an das Langschiff mit seinen luftigen Arkadenstellungen in den Emporen ein um mehr als hundert Jahre jüngerer Bautheil da an, wo in unserer Abbildung unter Fig. 3 zwei mächtige Pfeiler, das Mittelschiff verengend, hervortreten, welche in ihren oberen Hälften mit Halbsäulen belebt sind, die den Zweck haben, einen Stirnbogen aufzunehmen und ihm zur Stütze zu dienen. Wir möchten diese viereckigen Pilaster mit ihren herausgekragten Halbsäulen gleichsam als Stützen des Triumphbogens des Chores betrachten, unter welchem ehemals, wie in sämmtlichen älteren Kirchen, das Cruzifix schwebend befestigt war. Würde diese Annahme von Seiten der archäologischen Wissenschaft Beifall finden, dann wäre das folgende Gewölbjoch, ähnlich wie die spätromanischen Gewölbe in der Pfarrkirche zu Boppard, gleichsam als Kuppelgewölbe aufzufassen, an welches unmittelbar die Apsis einer romanischen Chorhaube sich anschloß.

Diese unsere Hypothese, daß nämlich die heutige Kuppel nebst der ehemaligen sich daran anschließenden Chorhaube bedeutend jünger als der Bau des Langschiffes und der Nebenschiffe anzusetzen sei, erhält ihre Stütze, wenn man aufmerksamen Blickes die äußerst zierliche Anlage der Emporen betrachtet, die bedeutend höher als die Emporen des ältern Langschiffes liegen. Diese reich construirten Chorlogen oder Gallerien lassen heute zum Chore hin Durchbrüche, im Rundbogen gehalten, erkennen, welche klar andeuten, daß diese

kleinen Durchgänge in die gleichartig gestalteten Bogen der Chorrundung hineinführten. Leider hat diese höchst merkwürdige Choranlage der Liebfrauenkirche aus der spätesten Uebergangszeit, wie bereits Eingangs gemeldet, der spätgothischen Choranlage des XVI. Jahrhunderts das Feld räumen müssen. Wäre die ältere Chorhaube in ihrer Ursprünglichkeit noch erhalten, so würde dieselbe als Prototyp zu den Triforien zu betrachten sein, welche in den frühgothischen Kirchenbauten um die Chorapsis herumgeführt zu werden pflegten.

Wir lassen es dahingestellt sein, ob die Form der interessanten sogenannten Chörchen in der Liebfrauenkirche in architektonischer Beziehung dadurch gewonnen habe, daß bei der jüngsten Restauration des Innern die beiden großen Rundbogen durch Einfügung von je einem Pfeiler mit zwei niedrigen Bogen unterfangen wurden.

Leider hat sich von dem ursprünglichen Mobilar der namentlich im Innern bauschönen Liebfrauenkirche nichts mehr erhalten. Mündlichen Mittheilungen zufolge scheinen in den Umwälzungen nach der französischen Revolution die älteren liturgischen Gefäße und Gewänder für andere Zwecke verbraucht worden zu sein.

Schließlich machen wir noch auf den interessanten Flurbelag in Form von kleinen gebrannten Steinen aufmerksam, der sich auf den Männerchören in größeren Bruchresten vorfindet und der ein frühgothisches immer wiederkehrendes Ornament vertieft eingegraben erkennen läßt, in ähnlicher Formbildung, wie man solche Flurbelegsteine heute noch in einigen romanischen Kirchen in Worms antrifft.

Wenn auch die baulichen Umgestaltungen der neuesten Zeit im Innern der Liebfrauenkirche im Ganzen als glückliche zu bezeichnen sind, so ist man doch bei der stylistischen Umbildung des Innern und namentlich bei der Anlage der Orgelbühne unserer Ansicht nach auf halbem Wege stehen geblieben, da man es leider unterlassen hat, das monströse Orgelgehäuse unter der Wölbung des Thurmes in einer neuen Anlage dergestalt einzurichten, daß das Pfeifenwerk, auf ein Minimum reducirt, zu beiden Seiten in zwei Hälften getheilt aufgestellt werden konnte. Durch eine solche Theilung des Orgelgehäuses, die in letzten Zeiten in vielen Kirchen vorgenommen worden ist, würde auch das große spätgothische Fenster der Fronte in seiner Ganzheit wieder ersichtlich werden.

Vielleicht ließe sich noch in nächster Zeit bei der bekannten Opferwilligkeit der Coblenzer Bürgerschaft das Versäumte nachholen.



Die ehemalige Abteikirche Gross-St.-Martin zu Köln.

Illustrirt und beschrieben von **Rudolph Grafen Stillfried-Rattonitz**, Grand von Portugal und Graf von Alcantara, Wirklichem Geheimen Rathe und Ober-Ceremonienmeister Seiner Majestät des Königs.

Durch einen Rheinarm vom Kölner Ufer abgetrennt, in der Nähe der Trümmer der alten Römerbrücke, lag ein kleines Eiland. Hier, so berichtet eine schon im XI. Jahrhundert aufgezeichnete Ueberlieferung, erbaute der schottische Benedictinermönch Tilmon im Jahre 690 eine bescheidene Kapelle. Der Frankenkönig Pipin von Heristal und seine Gemahlin, die heilige Plectrudis, ließen den aus Irland und Schottland herüberkommenden christlichen Bekehrern ihren wirksamen Schutz angedeihen, und als die Vergrößerung des Gotteshauses und die Erbauung eines Klosters nöthig geworden, leisteten sie auch diesem Werke thatkräftige Unterstützung. Kloster und Kirche wurden dem h. Martin von Tours, dem hochverehrten Schutzheiligen des fränkischen Reiches, geweiht. Als erster Vorsteher des Klosters wird Wicterpus angeführt; er war aus dem bayerischen Herzogsgeschlechte der Agilolphinger, und starb als Bischof von Regensburg im Jahre 739, über neunzig Jahre alt.

Im Jahre 778 wurden Kirche und Kloster in insula von den Sachsen zerstört; dieselben hatten die Abwesenheit Karl's des Großen während des spanischen Feldzuges benutzt, um die Eroberungsversuche, die der Frankenkönig in ihrem Lande gemacht hatte, mit verheerenden Raubzügen zu vergelten. [1])

Unter Beihilfe Karl's richtete der Dänenfürst Olger, einer der Paladine des großen Kaisers, Kirche und Kloster zum h. Martin wieder auf, und Papst Leo III. consecrirte im Jahre 805 bei seiner zweiten Anwesenheit in Köln zwei Altäre in der neuen Klosterkirche. [2]) Auch der Abt Heynian errichtete daselbst zwei Altäre, dotirte jeden derselben und machte zugleich dem Kloster eine ansehnliche Schenkung. Unter ihm wurde 846 das Benedictinerkloster von den Normannen hart mitgenommen, welche auch 882 zur Zeit des Abtes Gottfried wiederkehrten und das Werk der Zerstörung erneuerten.

Fast hundert Jahre später schenkte der Erzbischof Bruno († 11. October 965) am Pfingsttage des Jahres 964 dem Schottenkloster auf der Rheininsel den aus Lothringen erhaltenen Körper des h. Martyrers Eliphius, der auch heute noch unter den Reliquien von Groß St. Martin aufbewahrt wird. Zugleich wird von ihm gerühmt, daß er Kirche und Kloster wiederhergestellt, den Benedictiner Berthold aus dem Kloster Lauresheim (Mainzer Diöcese) als Abt berufen und demselben mehrere ansehnliche Schenkungen gemacht habe. [3]) Derselbe Bischof bedachte die Abtei von St. Martin in seinem Testamente mit Geld, Leinwand, Gewändern, Gefäßen, Teppichen, Kandelabern u. s. w. [4]) Einen besonderen Gönner fand die Abtei an dem Erzbischofe Warinus (976—985). Von ihm wird berichtet: „Derselbe hat die gänzlich zerstörte (plane destructum) Abtei des h. Martinus auf der Rheininsel wiederhergestellt und sie den schottischen Benedictinermönchen als Wohnung angewiesen oder zurückgegeben, denen er als Abt den Schotten Mymborinus [5]) vorsetzte. Den Körper des h. Martyrers Eliphius hob er aus dem

---

[1]) Ennen, Geschichte der Stadt Köln; Bd. I, S. 197. Vgl. auch Pertz, Mon. Germ.; t. I, p. 159.

[2]) Kleine Chronik von St. Martin, Handschrift im Kölner Stadtarchiv.

[3]) Moerckens, Conat. chron. ad catal. episc. colon., p. 74, 75. Vgl. Kessel, Antiqu. Monast. S. Martini maj. Colon., 1862.

[4]) Ennen, Geschichte der Stadt Köln; I, 467.

[5]) Die Angabe von Bucelinus, daß Mymborinus bereits 975 gestorben sei, scheint also irrthümlich zu sein.

alten Schreine und übertrug ihn in einen neuen, mit silbernen Bildwerken (emblematibus) geschmückten, den er mit seinem Siegel verschloß." [1]) Bei welcher Veranlassung die Kirche „zerstört" worden war, oder aber ob jener Ausdruck bloß „verfallen" bedeuten soll, müssen wir unentschieden lassen. Warinus legte in späteren Jahren die erzbischöfliche Würde nieder und trat selbst als Benedictinermönch in die von ihm geliebte Abtei.

Obgleich in der eben angeführten Stelle die Abtei noch in insula heißt, so scheint der trennende Rheinarm doch bald nachher ausgefüllt worden zu sein. Ablagerungen von Schutt und Bautrümmer mögen dazu beigetragen haben, denselben seicht zu machen, und so konnte das Kloster in den Bereich der Kölner Stadtmauern gezogen werden. [2])

Erzbischof Everger schenkte 989 der Abtei St. Martin die Frohnhöfe zu Rodenkirchen, Flittard und Winningen; seine Besitzungen zu Wissersheim und Esch; die Kirchen zu Soller, Weiß und Flittard, und die Marktgefälle und Hauszinsen in einem bezeichneten Theile der Stadt [3]). Im Jahre 1021 bestätigte Erzbischof Heribert († 16. März 1021) auf Bitten des Abtes Helias († 1042) die von einem Kölner Bürger der Abtei gemachte Schenkung von zwei Wohnstätten und einem halben Mansus im Stadtfelde [4]).

Erzbischof Pilgrim, der von 1021 bis 1036 auf dem Kölner Stuhle saß, glaubte bereits die Zeit gekommen, um eine Reformation der zahlreichen Schottenklöster in Deutschland in der Weise ausführen zu müssen, daß durch Vertheilung der Mönche in verschiedene andere Klöster die Absonderung der Schotten beseitigt würde, die, obwohl auf deutschem Boden lebend, doch nur Landsleute aufnahmen. Bevor aber die Maßregel zur Ausführung kam, starb Pilgrim. [5]) Von Erzbischof Anno wurden der Kirche zwei Thürme »a fronte Sanctuarii consurgentes« hinzugefügt. [6]) Im Anfange des XII. Jahrhunderts errichtete der Abt Gerhard die Altäre der h. Dreieinigkeit, des h. Kreuzes, der h. Jungfrau und des h. Egidius. Der Erz-

---

[1]) Moerckens, loc. cit., p. 81.

[2]) Ennen, Geschichte Kölns; I, 498 und 642. Vgl. auch Ennen und Eckertz, Quellen; Bd. I, S. 441, 468, 471, 472.

[3]) Lacomblet, Urkunden des Niederrheins, Nr. 123.

[4]) Ebenda, Nr. 158.

[5]) Vergl. den lehrreichen Aufsatz von Ennen in den „Kölnischen Blättern", 1868, Nr. 337.

[6]) Moerckens, loc. cit., p 94. Monumenta Germaniae, t. XI, p. 491.

Im Jahre 778 wurden Kirche und Kloster in insula von den Sachsen zerstört; dieselben hatten die Abwesenheit Karl's des Großen während des spanischen Feldzuges benutzt, um die Eroberungsversuche, die der Frankenkönig in ihrem Lande gemacht hatte, mit verheerenden Raubzügen zu vergelten. [1])

Unter Beihilfe Karl's richtete der Dänenfürst Olger, einer der Paladine des großen Kaisers, Kirche und Kloster zum h. Martin wieder auf, und Papst Leo III. consecrirte im Jahre 805 bei seiner zweiten Anwesenheit in Köln zwei Altäre in der neuen Klosterkirche. [2]) Auch der Abt Heynian errichtete daselbst zwei Altäre, dotirte jeden derselben und machte zugleich dem Kloster eine ansehnliche Schenkung. Unter ihm wurde 846 das Benedictinerkloster von den Normannen hart mitgenommen, welche auch 882 zur Zeit des Abtes Gottfried wiederkehrten und das Werk der Zerstörung erneuerten.

Fast hundert Jahre später schenkte der Erzbischof Bruno († 11. October 965) am Pfingsttage des Jahres 964 dem Schottenkloster auf der Rheininsel den aus Lothringen erhaltenen Körper des h. Martyrers Eliphius, der auch heute noch unter den Reliquien von Groß St. Martin aufbewahrt wird. Zugleich wird von ihm gerühmt, daß er Kirche und Kloster wiederhergestellt, den Benedictiner Berthold aus dem Kloster Lauresheim (Mainzer Diöcese) als Abt berufen und demselben mehrere ansehnliche Schenkungen gemacht habe. [3]) Derselbe Bischof bedachte die Abtei von St. Martin in seinem Testamente mit Geld, Leinwand, Gewändern, Gefäßen, Teppichen, Kandelabern u. s. w. [4]) Einen besonderen Gönner fand die Abtei an dem Erzbischofe Warinus (976—985). Von ihm wird berichtet: „Derselbe hat die gänzlich zerstörte (plane destructum) Abtei des h. Martinus auf der Rheininsel wiederhergestellt und sie den schottischen Benedictinermönchen als Wohnung angewiesen oder zurückgegeben, denen er als Abt den Schotten Mymborinus [5]) vorsetzte. Den Körper des h. Martyrers Eliphius hob er aus dem

---

[1]) Ennen, Geschichte der Stadt Köln; Bd. I, S. 197. Vgl. auch Pertz, Mon. Germ.; t. I, p. 159.

[2]) Kleine Chronik von St. Martin, Handschrift im Kölner Stadtarchiv.

[3]) Moerckens, Conat. chron. ad catal. episc. colon., p. 74, 75. Vgl. Kessel, Antiqu. Monast. S. Martini maj. Colon., 1862.

[4]) Ennen, Geschichte der Stadt Köln; I, 467.

[5]) Die Angabe von Bucelinus, daß Mymborinus bereits 975 gestorben sei, scheint also irrthümlich zu sein.

alten Schreine und übertrug ihn in einen neuen, mit silbernen Bildwerken (emblematibus) geschmückten, den er mit seinem Siegel verschloß." [1]) Bei welcher Veranlassung die Kirche „zerstört" worden war, oder aber ob jener Ausdruck bloß „verfallen" bedeuten soll, müssen wir unentschieden lassen. Warinus legte in späteren Jahren die erzbischöfliche Würde nieder und trat selbst als Benedictinermönch in die von ihm geliebte Abtei.

Obgleich in der eben angeführten Stelle die Abtei noch in insula heißt, so scheint der trennende Rheinarm doch bald nachher ausgefüllt worden zu sein. Ablagerungen von Schutt und Bautrümmer mögen dazu beigetragen haben, denselben seicht zu machen, und so konnte das Kloster in den Bereich der Kölner Stadtmauern gezogen werden. [2])

Erzbischof Everger schenkte 989 der Abtei St. Martin die Frohnhöfe zu Rodenkirchen, Flittard und Winningen; seine Besitzungen zu Wissersheim und Esch; die Kirchen zu Soller, Weiß und Flittard, und die Marktgefälle und Hauszinsen in einem bezeichneten Theile der Stadt [3]). Im Jahre 1021 bestätigte Erzbischof Heribert († 16. März 1021) auf Bitten des Abtes Helias († 1042) die von einem Kölner Bürger der Abtei gemachte Schenkung von zwei Wohnstätten und einem halben Mansus im Stadtfelde [4]).

Erzbischof Pilgrim, der von 1021 bis 1036 auf dem Kölner Stuhle saß, glaubte bereits die Zeit gekommen, um eine Reformation der zahlreichen Schottenklöster in Deutschland in der Weise ausführen zu müssen, daß durch Vertheilung der Mönche in verschiedene andere Klöster die Absonderung der Schotten beseitigt würde, die, obwohl auf deutschem Boden lebend, doch nur Landsleute aufnahmen. Bevor aber die Maßregel zur Ausführung kam, starb Pilgrim. [5]) Von Erzbischof Anno wurden der Kirche zwei Thürme »a fronte Sanctuarii consurgentes« hinzugefügt. [6]) Im Anfange des XII. Jahrhunderts errichtete der Abt Gerhard die Altäre der h. Dreieinigkeit, des h. Kreuzes, der h. Jungfrau und des h. Egidius. Der Erz-

---

[1]) Moerckens, loc. cit., p. 81.

[2]) Ennen, Geschichte Kölns; I, 498 und 642. Vgl. auch Ennen und Eckertz, Quellen; Bd. I, S. 441, 468, 471, 472.

[3]) Lacomblet, Urkunden des Niederrheins, Nr. 123.

[4]) Ebenda, Nr. 158.

[5]) Vergl. den lehrreichen Aufsatz von Ennen in den „Kölnischen Blättern", 1868, Nr. 337.

[6]) Moerckens, loc. cit., p 94. Monumenta Germaniae, t. XI, p. 491.

bischof Arnold I. schlichtete (c. 1147) einen Streit zwischen der Abtei und der Bürgerschaft, welche letztere auf abteilichem Grunde ein Hospital gestiftet, dahin, daß aus den Bürgern ein Verwalter gewählt und von dem Abt in dieses Amt eingeführt werden solle.[1])

Von allen in vorstehenden Nachrichten erwähnten Bauten an der Kirche und Abtei des h. Martin ist heute nur Weniges mehr vorhanden: ein großer Stadtbrand zerstörte im XII. Jahr-

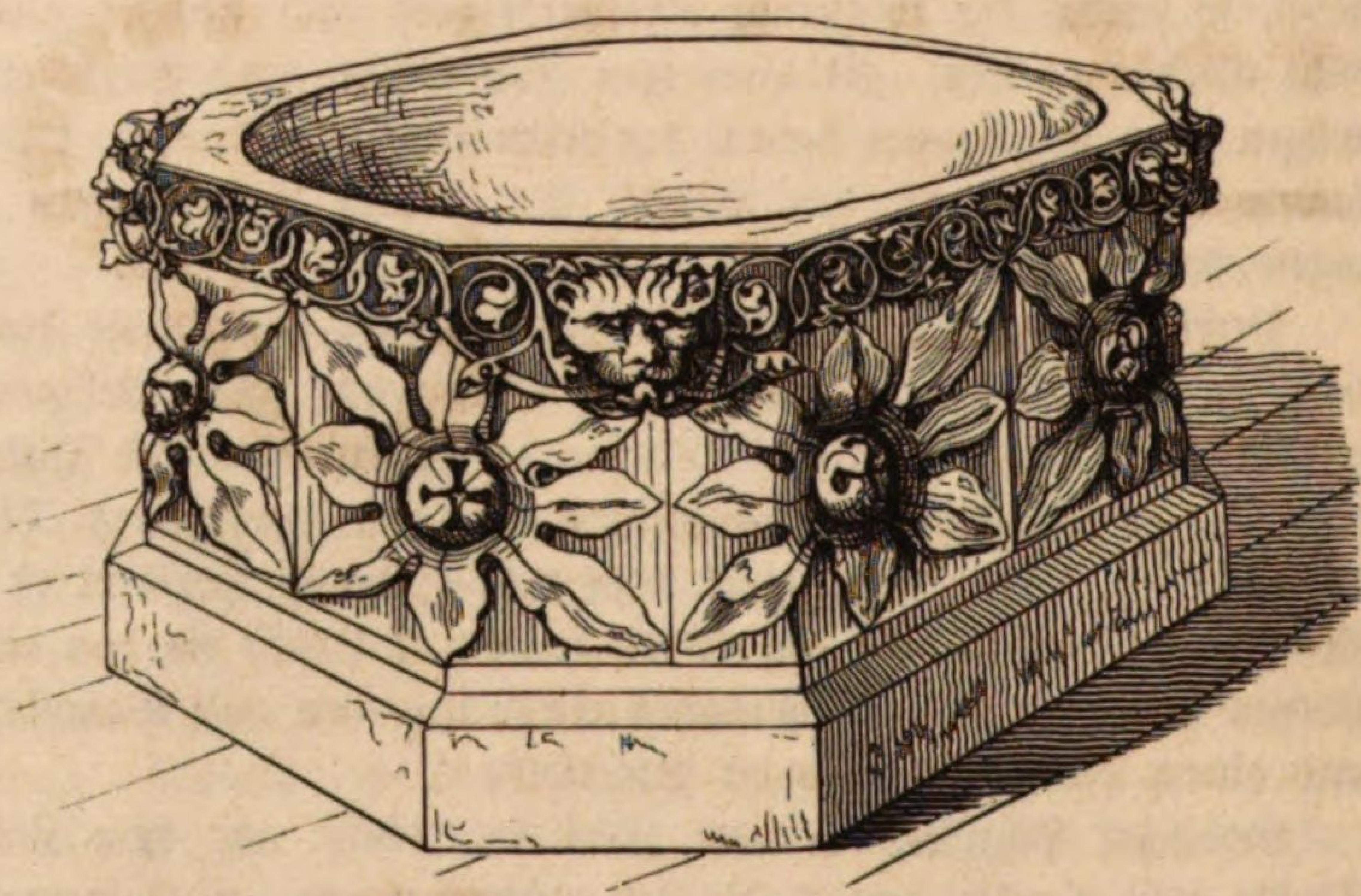


Fig. 1. Taufstein in der Kirche Groß St. Martin zu Köln.

hundert beides. Zwar hat man geglaubt, in der Kapelle unter der ehemaligen Sakristei, in welcher noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Gottesdienst gehalten wurde, das ursprüngliche, gegen Ende des VII. Jahrhunderts erbaute Kirchlein wiederzufinden; eine Ansicht, die wir jedoch nicht theilen können. Mit einiger Sicherheit aber läßt sich wohl von den unteren Pfeilern des Mittelschiffes behaupten, daß sie jenen großen Stadtbrand überdauert haben, da sie dem XI. Jahrhundert anzugehören scheinen.

Unter dem Abte Adelhard wurden Kirche und Kloster neu aufgebaut, und erstere 1172 von Erzbischof Philipp eingeweiht. Doch war damals noch bei Weitem nicht der ganze Bau vollendet; denn nicht nur erfahren wir aus einer Urkunde des Abtes Simon (1206 bis 1221), daß noch damals unter Leitung eines gewissen Rudengerus an der Kirche, wahrscheinlich an dem kleeblattförmigen Ostchore,

---

[1]) Lacomblet, a. a. O., Nr. 360.

gebaut wurde,[1]) sondern es zeigt auch das Schiff der Kirche die Formen des XIII. Jahrhunderts. Ungewiß bleibt es daher, ob das jetzige Langschiff das ursprüngliche zu dem Baue des XII. Jahr-

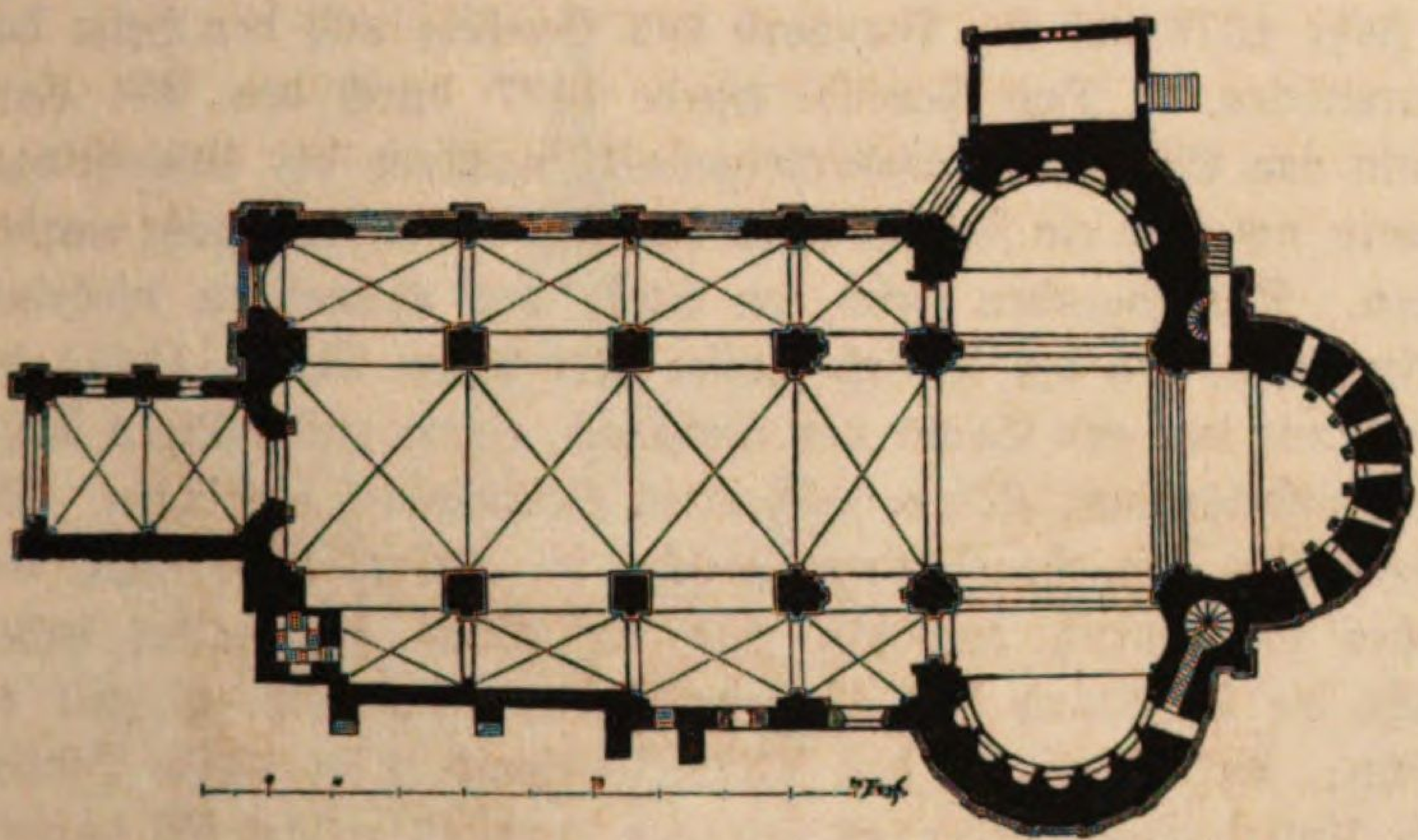


Fig. 2. Grundriß der Kirche Groß St. Martin zu Köln.

hunderts ist, oder ob ihm vielleicht eine halbrund (in einem Gegenchor) ausmündende Anlage vorangegangen ist, welche mehr mit dem reichgegliederten Chore harmonirte. Der Mitte des XIII. Jahr-

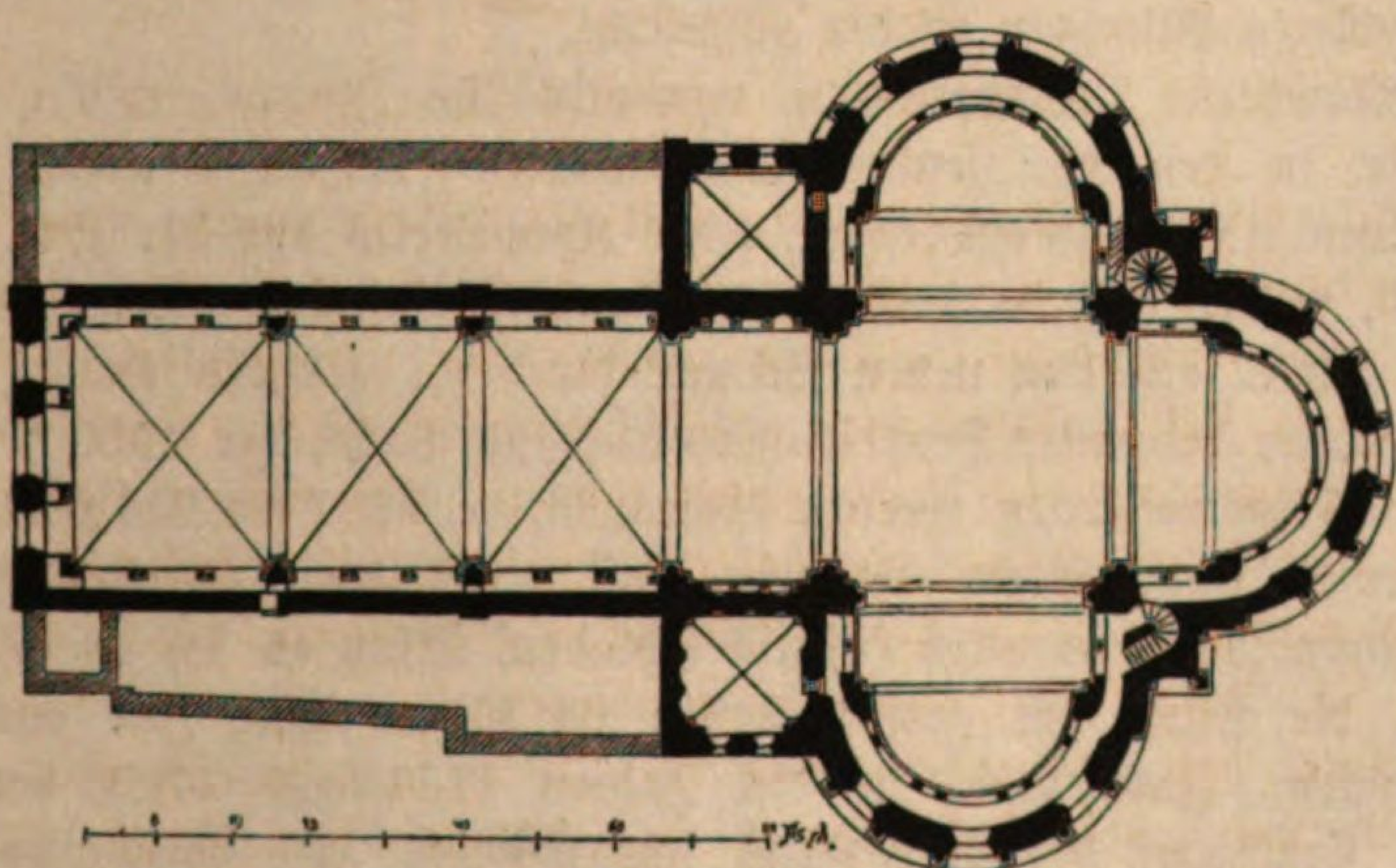


Fig. 3. Grundriß der Fensterhöhe von Groß St. Martin.

hunderts dürfte die geräumige westliche Vorhalle angehören. Beiläufig sei hier bemerkt, daß die ausgebildeten Spitzbogen ihres

[1]) Ennen und Eckertz, Bd. II, S. 41.

Gewölbes, wie nur sehr selten zu finden, mit profilirten Ringknäufen versehen sind.

Ein abermaliger Brand, der vom Fischmarkte herkam, zerstörte im Jahr 1378 auf St. Bernhard das Gewölbe und den Helm des Thurmriesen.[1]) Das Gewölbe wurde 1437 durch den Abt Constantin von Baldenberg wiederhergestellt, nachdem die Umfassungsmauern um etwa ein Fünftel ihres heutigen Bestandes erhöht worden waren. Den ragenden Helm, an Stelle des ehemaligen niedrigen Walmdaches, ließ der äußerst thätige Abt Adam Mayer (1454 bis 1499) mit den von Ewald von Bacharach, einem mildthätigen Kauf- und Handelsmanne Kölns, geschenkten Geldmitteln aufrichten. Die Reformation der Benedictiner, welche im Jahre 1448 auch das Kloster St. Martin berührte, mag die Mittel geschmälert haben, welche die Erhaltung des Kirchengebäudes von Zeit zu Zeit erheischte. Besonders hat das XVI. Jahrhundert in dieser Hinsicht viele Unterlassungssünden zu vertreten, und es erklärt sich daraus, wie das Kirchgebäude nach und nach baufällig wurde, und das südwestliche der kühn angelegten Eckthürmchen am 23. Januar 1527 bei ruhigem und heiterem Wetter plötzlich einstürzte; dasselbe fehlt auch jetzt noch. Das Thürmchen an der Nordwestecke wurde wegen baulichen Unstandes im Jahre 1789 niedergelegt und 1847 aus freiwilligen Beiträgen wieder aufgebaut.

Mancherlei Veränderungen, namentlich im Innern, erfuhr die Kirche in den drei letzten Jahrhunderten. Kugler[2]) rühmt die Statuen einer Passionsgruppe, eines Kunstwerkes aus der Zeit um 1500, welches sich im nördlichen Nebenschiffe befindet. Die Wände und Altäre erhielten neuen Schmuck durch die geschickte Hand des als Maler bekannten Benedictiners Eliphius Bucht, der 1530 starb. Seine Wandmalereien wurden übertüncht, als 1627 der Abt Heinrich Libler die ganze Kirche ausweißen ließ. — Mehrere Aebte der letzten Jahrhunderte, namentlich Heinrich Obladen, ließen es sich angelegen sein, die Kirche mit großen Kosten im Geiste ihrer Zeit auszuschmücken. Zwei Mal, in den Jahren 1749 und 1789, wurde eine Erhöhung des Fußbodens um mehrere Fuß vorgenommen. So war es nach und nach gekommen, daß die Kirche Groß St. Martin ihren ursprünglichen Charakter fast vollständig verloren hatte. Nach Wallraf's Plänen wurde das Innere der Kirche in

[1]) Chronica von hilliger Stat Coellen, S. 279 b.

[2]) Kunstgeschichte, Bd. II, S. 273

Die ehemalige Abteikirche Groß St. Martin zu Köln



Fig. 4. Ansicht der Nordseite der Kirche Groß St. Martin zu Köln.

letzterer Zeit neu eingerichtet, auch das Aeußere durch Wohlthäter einigermaßen hergestellt. Ueber die allerneuesten Restaurationspläne berichten wir am Schlusse dieser Abhandlung.

Die ehemalige Abteikirche von Groß St. Martin ist auffallend arm an Geräthen und Pretiosen aus der Zeit ihrer Blüthe. Ein altes Crucifix nebst den Statuen der hh. Maria und Johannes, welche auf dem Altar des nördlichen Seitenschiffes stehen, rühren noch aus dem XV. Jahrhundert her. An Bildern wurden sonst außer einem Deckengemälde auch eine schöne Kreuzabnahme von Dubois und ein „Christus vor Annas" von Honthorst bewundert. Das interessanteste noch vorhandene Alterthum aber ist ein mit Reliefarbeit geschmückter Taufstein, den wir unter Fig. 1 dem Leser in Abbildung vorführen. Die Ueberlieferung nennt den Papst Leo III. als Geschenkgeber; doch deuten die Ornamente, insbesondere das vielverschlungene Gesimsband, unverkennbar auf eine jüngere Zeitepoche hin, und das mit lanzettförmigen Blättern gebildete Blumenmotiv auf den sechs Seiten findet sich an dem Dachgesims der aus gleicher Periode herstammenden St. Matthias-Kirche in Trier wieder.

Die Bauzeichnungen der Abteikirche von Groß-Martin, welche Boisserée in seinen „Denkmalen der Baukunst am Niederrhein" geliefert hat, und diejenigen, welche, auf neuen und correcten Aufnahmen beruhend, unseren Abbildungen zu Grunde liegen, weichen sehr erheblich von einander ab. So groß das Verdienst Boisserée's um die Wiederbelebung der christlichen Kunst zu schätzen ist, so wenig sind die der Abtei von St. Martin gewidmeten Zeichnungen geeignet, ein treues Bild von dem heutigen Zustande des Gebäudes darzustellen. Es scheint vielmehr, daß er uns dasselbe so habe vorführen wollen, wie es bei einer durchgreifenden Erneuerung und stylgerechten Vollendung nach seiner Ansicht hätte verbessert und verschönert werden können. Ungenau sind die halbrunden Nischen am Ende der Seitenschiffe, welche in unserem Grundrisse unter Fig. 2 als viereckige Einbauten von ungleich größerer Breite erscheinen. Unbegreiflicher Weise aber hat Boisserée eine Unregelmäßigkeit der äußeren Wand des südlichen Seitenschiffes, welche in der Mitte ihrer Länge nicht unbedeutend nach Innen einspringt, gänzlich unberücksichtigt gelassen. Es erklärt sich jene Verengerung des südlichen Schiffes dadurch, daß hier bis in die neuere Zeit eine kleine Kirche der h. Brigitta stand, welche die Pfarrkirche des umliegenden Stadtviertels bildete. Dieselbe bestand aus drei Schiffen,

Die ehemalige Abteikirche Groß St. Martin zu Köln.

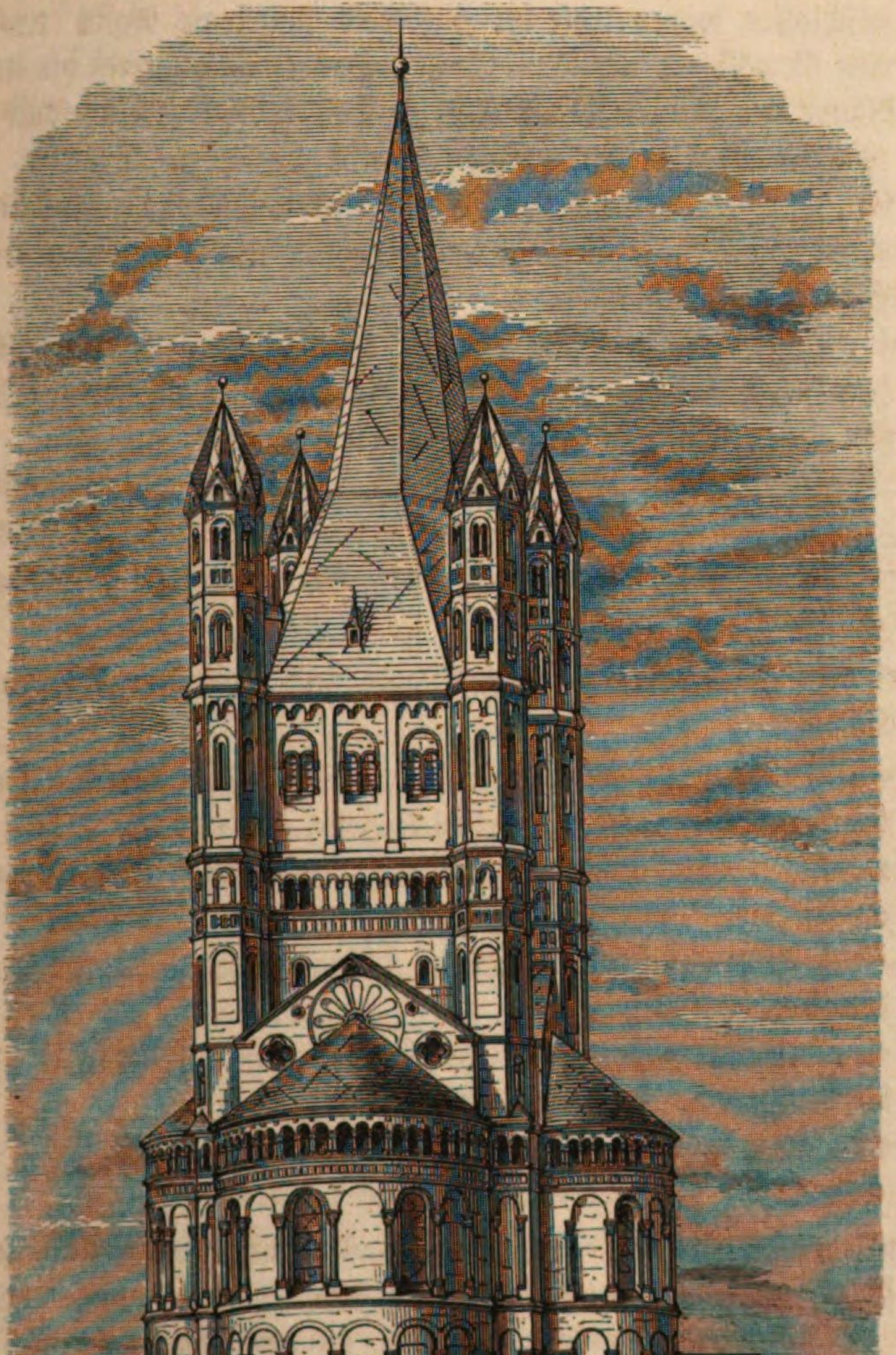


Fig. 5. Ostseite der Kirche Groß St. Martin zu Köln.

welche nach Westen in gleicher Flucht mit den Seitenschiffen der Abtei geschlossen waren; die im Halbkreis angelegte Apsis traf in das dritte Gewölbjoch der Hauptkirche. Der Umstand, daß die nördliche Mauer der kleinen Pfarrkirche in das südliche Seitenschiff der Abtei von St. Martin hineinragte, scheint dafür zu sprechen, daß jene älter war, als dieses. Die südliche Seitenwand von St. Martin zeigt im Aeußeren noch Spuren der ehemals hier angesetzten rund- und spitzbogigen Wölbungen.

Bei Anlage der Zollstraße (1822) ist die Nordseite der Abteikirche sehr verändert worden. Daher sieht man heute keine Spur mehr von den Kreuzgängen, welche hier ehemals anstießen. Ein älterer Grundriß zeigt, daß diese Umgänge, anscheinend romanischen Styls, sammt den nach drei Seiten sie umgebenden Klostergebäuden in ihrer Länge genau mit der der Kirche übereinstimmten, an Breite aber das Doppelte einnahmen.

Bei dem gegenwärtigen Kirchgebäude sind fünf Bauperioden zu unterscheiden:

1. eine frühromanische, welcher die angeblich aus dem XI. Jahrhundert herrührende Sakristei-Kapelle, die unteren Theile der westlichen Schiffspfeiler und Theile der südlichen Seitenmauer angehören;
2. eine spätromanische, in welcher die großartige Ostanlage mit den drei Apsiden, und
3. eine Uebergangsperiode, in welcher die Obermauern und Rippengewölbe des Langhauses entstanden;
4. eine gothische des XIV., und endlich
5. eine zweite gothische des XV. Jahrhunderts.

Spätere, in der Zeit des Ungeschmacks entstandene Einbauten, z. B. die Orgelbühne, welche sich über dem Haupteingange erhob, ferner die zahlreichen Geländer an den blinden Emporen sind bereits als Anfang einer wissenschaftlichen Wiederherstellung entfernt worden.

Die äußere Ansicht, welche wir unter Fig. 4 mittheilen, zeigt die Kirche von ihrer nördlichen Seite. Die Ostseite des Gebäudes (Fig. 5), der merkwürdige Centralbau mit dem Alles überragenden kühnen Vierungsthurm bietet sich schon vom Rheine her als Hauptsächliches von Groß St. Martin dar, und man vergißt darüber das Langschiff, welches sich nach Westen hin unter den Häusergruppen der Stadt verliert.



Fig. 6. Das Innere der Kirche Groß St. Martin zu Köln.

Das rundbogige Portal, welches ehedem aus der nördlichen Apsis in die Kreuzgänge führte, heute also direct auf die Straße mündet, wurde erst in jüngster Zeit wieder eröffnet. Der Haupteingang aber befindet sich in der geräumigen Vorhalle am Westende, welche alle Kennzeichen des Uebergangsstyles an sich trägt. Durch ein spitzbogiges Portal, dessen Säulen noch mit romanischen Capitälen versehen und dessen Bogenwulste ornamentirt und von Ringknäufen unterbrochen sind, treten wir in das Innere der Kirche (Fig. 6 und 7). Das Mittelschiff, 33 Fuß breit und 72 Fuß hoch, wird von einfachen Pfeilern getragen, welche noch der zweiten Bauperiode angehören. Die Wandsäulen, welche die Gewölbe der Seitenschiffe stützen, zeigen in ihrem Deckgesimse eine für das XII. Jahrhundert charakteristische Gliederung. Unter der zweiten Arkade des nördlichen Nebenschiffes befinden sich zwei Säulen von halber Höhe, auf einer Untermauerung ruhend; die Erklärung dieser Form lassen wir dahingestellt sein.

Ueber der Pfeiler- und Bogenstellung des Mittelschiffes beginnt entschieden ein späterer Bau, gekennzeichnet durch spitzbogige Wand-Arkaden, deren Säulchen kelchförmige, dem Uebergangsstyl angehörige Capitäle tragen. Denselben Styl zeigen auch die Gurtträger, während die Gewölbgurten offenbar erst aus der gothischen Periode des XIV. Jahrhunderts herstammen.

Aus dem Hauptschiff steigen wir über fünf Stufen in den höchst merkwürdigen Chorbau hinauf (Fig. 6), einen Centralbau, wie ihn die benachbarte Apostelkirche ebenfalls zeigt und er nur noch bei wenigen rheinischen Kirchen in solcher Ausbildung wiederkehrt. Es verräth sich hier eine engere Verwandtschaft mit der baulichen Anlage der Kirche von Schwarzrheindorf (1151 eingeweiht), welche einen durch ihren Erbauer Arnold von Wied vermittelten byzantinischen Einfluß zum Ausdruck bringt. Auch weisen wir hier auf die Stiftskirche St. Georg auf der Insel Reichenau im Bodensee hin.

Der Plan der Kirche (vergl. Fig. 2) bildet offenbar ein lateinisches Kreuz. Aber nur der westliche Arm desselben, das Langschiff der Kirche, zeigt die gewöhnliche Längenentwicklung; die drei anderen Arme, welche den Chor und das Querschiff bilden, erscheinen als Glieder einer centralen Anlage, deren Mittelpunkt ein mächtiger viereckiger Kuppelraum einnimmt. Hier sind die Flügel des Querschiffes, wie bei St. Maria auf dem Capitol, als Nebenapsiden ge-

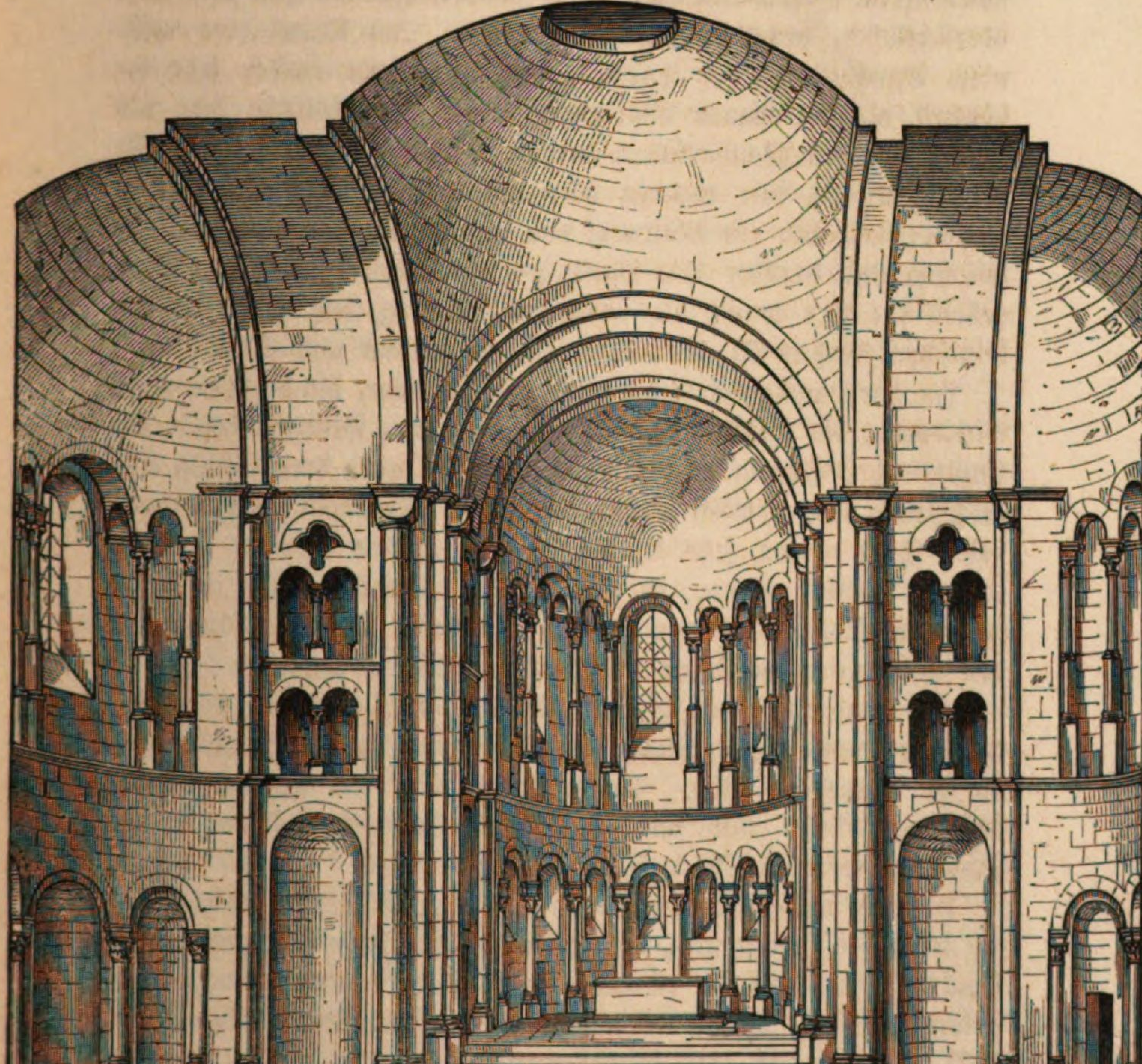


Fig. 7. Choransicht der Kirche Groß St. Martin zu Köln.

staltet; doch die ganze Choranlage (zunächst im Innern) von entschiedenerem Höhenverhältniß näher zusammengerückt und von mehr übersichtlicher, höchst bedeutender Wirkung. Im Detail eine raffinirte Durchbildung des Systems, doch in so fern wieder sehr beschränkt, als die offenen Chorumgänge der Capitolskirche hier fast zu decorirenden Wandarkaden werden. Auffallend sind die Capitäle der Säulen an den unteren Wandarkaden und den Querschiffsflügeln; sie haben ein Blattwerk von anscheinend hochalterthümlicher Bildung und darüber eine Platte wie ein Architravstück; das Deckgesims hat aber genau die spätere Gliederung, wie z. B. in den kölnischen Kirchen St. Pantaleon, St. Mauritius und St. Cäcilia.[1])

In der Hauptapsis sind die Säulen schlanker, die Capitäle mehr kelchförmig, die Aufsätze darüber von derselben Beschaffenheit. Die Capitäle der Säulen in den oberen Arkaden aller drei Apsiden sind kelchförmig und ziemlich einfach, überhaupt alle Capitäl-Arbeit etwas roh. Diese oberen, sehr in die Höhe gezogenen Säulen, in ihrer unteren Hälfte polygon, in der oberen cylindrisch, sind in dieser gesuchten Länge nicht von schönem Eindruck. Die Halbsäulen an den Pfeilerecken im Kreuz haben einfache Würfel-Capitäle.

Im Aeußeren haben die drei Apsiden die Decoration des ausgebildeten romanischen Styls, ähnlich wie am Bonner Münster und an St. Gereon zu Köln. Die außerhalb über den Apsiden emporsteigenden Giebel sind mit einer Nischendecoration, schon in der Form der spätromanischen Fächerfenster, versehen.

Auf den weitgespannten Bögen des Kreuzmittels ruhend, erhebt sich kühn der Hauptthurm, das Zeugniß einer schon sehr gesteigerten Opulenz. Das mächtige viereckige Bauwerk ist flankirt mit achteckigen Erkerthürmchen, denen wir nach der ursprünglichen Anlage im XIII. Jahrhundert eine so bedeutende Höhe (sie messen bis zum Helm fast 172 Fuß) nicht zusprechen möchten; wir glauben vielmehr, daß dieselben ursprünglich nur eine Höhe von 137 Fuß gehabt und, wie die ursprünglichen Eckthürmchen der benachbarten Stiftskirche St. Apostel, den höchst wahrscheinlich mit niedrigem Dache versehenen Kuppelbau nur um 22 Fuß überragt haben werden.

Auf die Restaurationsbedürftigkeit der Abteikirche von Groß St. Martin wurde schon vor längerer Zeit aufmerksam gemacht. Doch weil man nicht hoffen durfte, die erforderlichen Geldmittel zu-

---

[1]) Kugler's Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte, Band II, S. 197, Fig. 9.

sammenzubringen, so hat der Kirchenvorstand, um einer gelegentlichen, zufälligen Restauration vorzubeugen, dafür Sorge getragen, von dem gegenwärtigen Director des Germanischen Museums, Architekten A. Essenwein, welcher auf's genaueste in die Formen des romanischen Baustyles eingeweiht ist, für die gesammte innere und äußere Wiederherstellung der Kirche die Pläne anfertigen zu lassen. Es ist ein wahrer Genuß, diese zahlreichen mit der größten Meisterschaft entworfenen Zeichnungen, welche sich bis auf Decorirung der Wände und Gewölbe mit stylvollen, sinnreichen Malereien und die bewegliche Kircheneinrichtung erstrecken, zu besichtigen und zu studiren. Zur Erklärung derselben hat der Meister eine kleine Schrift herausgegeben, betitelt: „Die innere Ausschmückung der Kirche Groß St. Martin in Köln", welcher auch eine photographische Wiedergabe des Hauptblattes beigefügt ist. Den Standpunkt seiner Auffassung bezeichnet der Verfasser, indem er die Malereien in mittelalterlichen Kirchen charakterisirt, mit folgenden Worten:

„Es ist Ein christlicher Bildercyclus, der alles umfaßt, was der Sinn des Menschen fassen konnte; es ist die ganze Lebens- und Weltanschauung, das Diesseits und Jenseits, Gott, die Welt und die Menschen darin enthalten." „In der St. Martinskirche glaubte der Verfasser nicht einzelne Theile des großen Cyclus behandeln, sondern diesen Cyclus in seinen hervorragendsten Momenten übersichtlich geben zu sollen und im Sinne des dreizehnten Jahrhunderts, wo dieser christliche Bildercyclus seine höchste Entwicklung erreichte, ihn im Großen zu umfassen und alle Theile desselben auszugs- und andeutungsweise zur Darstellung zu bringen, daher den historischen Kreis, den legendarischen, den symbolischen, allegorischen, typologischen zu repräsentiren, ebenso jene reihenweise Zusammenstellung einzelner Figuren, und endlich die Darstellung von Fabeln und Parabeln in das Gedicht einzuweben. Dabei mußte aber doch wieder die nöthige Rücksicht auf die localen Traditionen, auf die Kirche selbst und deren Patrone genommen werden."

Die drei wesentlich getrennten Theile der Kirche, die Vorhalle (Paradies), das Langhaus und das Presbyterium, werden sodann der Reihe nach in ihrer beabsichtigten innern Ausstattung besprochen. „In der Vorhalle zeigt sich die Schöpfungsgeschichte bis zum Sündenfalle in acht runden Medaillons an den zwei Kreuzgewölben in folgender Weise:

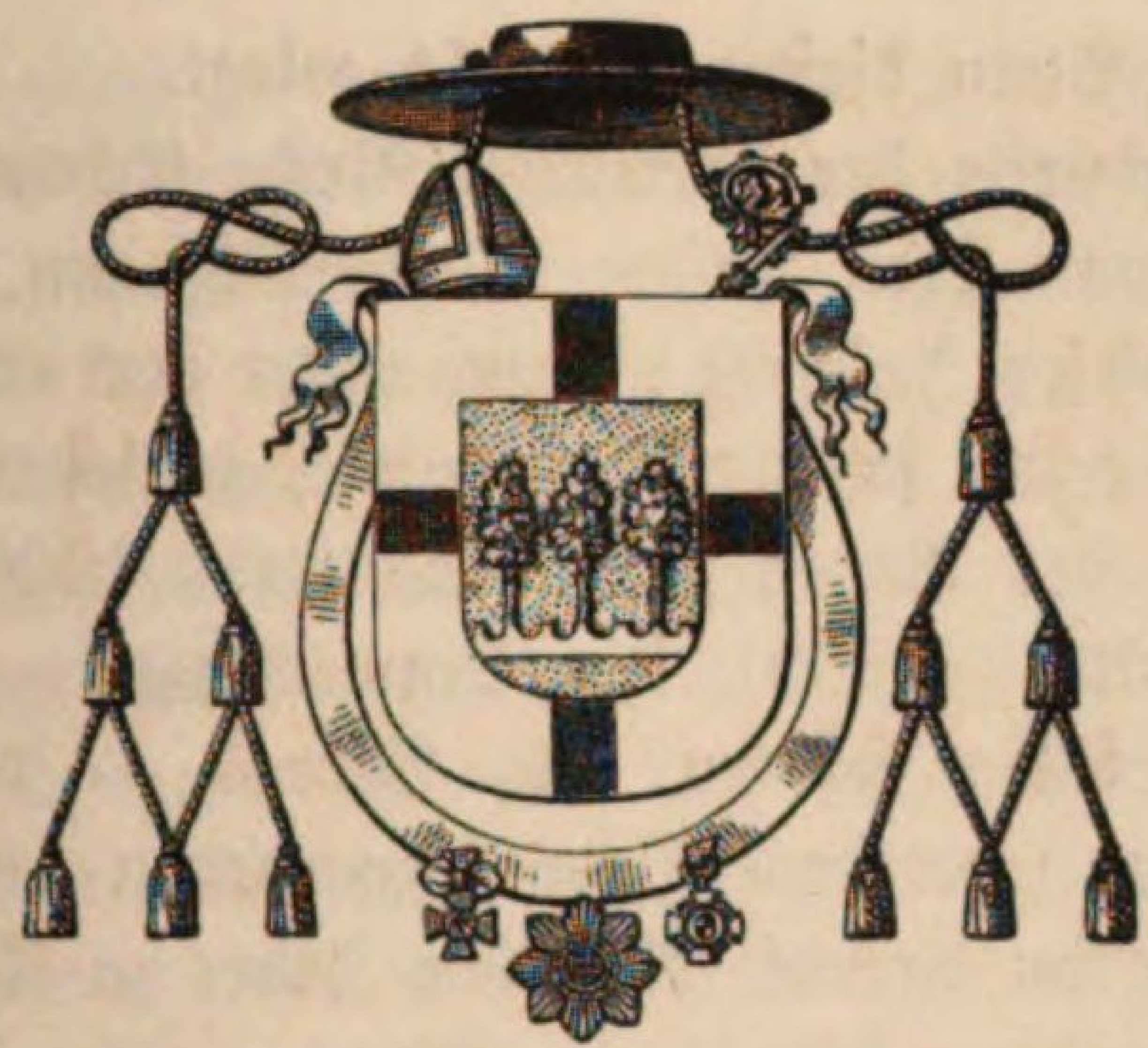
1. Gott erschafft Himmel und Erde; die verschiedenen Kreise des Himmels umgeben die Erde, und die Sterne erglänzen in ihnen.

2. Gott erschafft die Pflanzen und Thiere der Erde. 3. Die Schöpfung des Adam. 4. Die Erschaffung der Eva. 5. Das Verbot, von der Frucht des Paradiesbaumes zu essen. 6. Der Sündenfall. 7. Adam und Eva verstecken sich vor dem Herrn. 8. Die Vertreibung aus dem Paradiese."

„Das Langhaus ist dem menschlichen Leben in seinen verschiedenen Beziehungen, der äußerlichen Umgebung und den Factoren gewidmet, die darauf Einfluß haben; es umfaßt ferner den alten Bund, den Zeitraum zwischen dem Sündenfalle und der Erlösung, alles in seiner Beziehung zu dieser und auf Gott, den Schöpfer, Erlöser und Heiliger. Zunächst ist daher am ersten Gewölbe des Mittelschiffes die Zeit und der Wechsel der Zeiten dargestellt, im zweiten der Wechsel der Erscheinungen und die Elemente, aus denen die irdische Welt besteht, im dritten endlich der Himmel mit seinen Gestirnen."

„Am Abschlußzirkel des Langhauses über dem Bogen, der die Chorpartie eröffnet, schließt die h. Jungfrau mit dem Kinde, der Morgenstern des neuen Bundes, den alten ab." „In dem Zwischenjoche zwischen dem Langhause und der Vierung ist als Vermittlung zwischen den Ideen, die das Langhaus schmücken und jenen des Osttheiles der Kirche, der Ausfluß der göttlichen Gnade über der Erde dargestellt." „Den Eingang ins Presbyterium ziert der große Balken mit dem Kreuzbilde, das in keiner alten Kirche fehlte. Zwölf Lampen hängen an Ketten von diesem Balken herab am Eingange zum Presbyterium, das hier unten durch ein niedriges Gitter abgeschlossen ist." „In der Mitte der Vierung des östlichen Theiles der Kirche ist die göttliche Dreieinigkeit dargestellt, umgeben von den neun Chören der Engel." „Das Gewölbe der östlichen Abside zeigt den Herrn in seiner Herrlichkeit, wie er einst kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Der Herr sitzt auf dem Regenbogen, die Füße auf die Weltkugel gestützt; neben ihm knieen Maria und Johannes der Täufer, fürbittend; Engel umgeben ihn, die Leidenswerkzeuge tragend, die jetzt Zeichen des Triumphes sind."

Für die Wand des nördlichen Seitenschiffes sind 44 Darstellungen aus der Lebensgeschichte des h. Martinus vorgeschlagen, für die des südlichen Seitenschiffes 19 Bilder aus dem Leben und Wirken des h. Benedict, 9 aus dem Leben der h. Brigitta.



Die Minoriten-Kirche zu Köln.

Illustrirt und beschrieben von Weihbischof Dr. Joh. Baudri, Bischof von Arethusa i. p., General-Vikar und Domdechant ꝛc.

Das altberühmte Köln ist an Baudenkmalen der Vorzeit reicher denn irgend eine andere Stadt in Deutschland. Unter denselben ragt neben der herrlichen Kathedrale die in demselben Style und Zeitalter erbaute ehemalige Kirche der Minoriten, nunmehr Annexkirche des Domes, durch ihre schönen Verhältnisse sowie durch ihre erhabenen und erhebenden Formen besonders hervor.

Eine alte Sage, welche diese Kirche durch die am Dombau beschäftigten Bauleute in ihren Feierstunden errichten läßt, wollen wir dahingestellt sein lassen: die einfacheren Formen des Bauwerkes sowie die einzelnen nachfolgenden geschichtlichen Angaben setzen den Anfang ihres Baues wenigstens einige Jahrzehnte vor die Grundlegung des Dombaues. Gelenius nämlich — in seinem bekannten Werke über die Größe und Herrlichkeit Kölns — gibt folgende Inschrift an, welche auf einem unter dem Triumphbogen befindlichen Querbalken, der gegenwärtig nicht mehr vorhanden, gelesen wurde.

Bis sexcentesimus post Christum fulserat annus,
Bis denusque Sion quando incoluere Minores
Fratres, hoc anno meliori sede potiti,
Jecerunt hujus primum fundamina Templi.
Quadraginta ingens Templi labor hauserat annos,
Et sacrat Henricus Curiensis Episcopus aedem.

Bis zum Jahre zwölfhundert und zwanzig nach Christum bewohnte
Der Minoriten Convent Kloster Sion hieselbst.
Als in demselben Jahre sie besseren Wohnsitz' erhielten,

Wurde der erste Stein dieses Tempels gelegt.
Vierzig Jahre bedurfte der herrlichen Kirche Erbauung;
Bischof Heinrich von Chur weihte sie feierlichst ein.

Eine Kopie dieser Inschrift ist noch unter dem ersten Gewölbe des Hauptschiffes, über der jetzigen Orgelbühne, zu lesen. Hiernach wäre also der Beginn des Baues gegen das Jahr 1220 anzusetzen und vierzig Jahre später (1260) ihre Einweihung — doch wohl nur, wie wir später sehen werden, des Chores — durch den Bischof Heinrich von Chur (aus dem Dominikanerorden), einen Grafen von Montfort, welcher im darauf folgenden Jahre zu Köln starb.

Der Bau erforderte bedeutende Mittel, welche jedoch der Minoritenorden, wenn auch unter Mühe und Sorge, durch seinen großen Einfluß und seine weitausgebreiteten Verbindungen zu beschaffen wußte. Er hatte als Bauplatz den Palast des Bischofs Robert von Lüttich, gelegen im Bereiche der Pfarre St. Columba, angekauft. Der Bau schritt verhältnißmäßig rasch voran. Die schnelle Verbreitung und Ausdehnung des Minoritenordens, seine große Popularität und seine geistige Ueberlegenheit machen dieses erklärlich. In kurzer Zeit hatte er in Deutschland schon sieben Custodien, in jeder mehrere Klöster, rücksichtlich Convente. In dem hiesigen waren unter 300 Brüdern einmal 70 Doctoren der Theologie, vor allen berühmt der Doctor subtilis, Duns Scotus, dessen Grabmal durch die Sorge des jetzigen Rectors und General-Präses der Gesellen-Vereine, Mgr. Schäffer, neu und würdig hergestellt, im Chore der Kirche sich befindet. Eine nicht geringe Zahl von Weihbischöfen zu Köln, Münster, Paderborn rc. sind aus dem Minoritenorden hervorgegangen.

Als besondere Wohlthäter des Ordens zeichneten sich viele Familien in Köln und Umgegend aus; unter anderen in Köln: Guldenwagen, Gürzenich, von Horne, von der Schaaren, von Sandkaule, Geyr, Overstolz, von Spiegel, Kranz, von der Ehrenpforte rc., und in der Umgegend: von Turnich, von Palant, von Forst, von Falkenstein, von Kessel, von Ederen, von Kessenich, von Schellard, von Altenberg, von Saffenberg, von Eil rc. Viele dieser Wohlthäter fanden in der Minoritenkirche ihre letzte Ruhestätte und hinterließen darin verschiedentliche Denkmale, die meist durch die Stürme der Zeit vertilgt sind.

Die in strengem deutschem Styl ausgeführte Kirche kann als Typus der älteren Franziskanerkirchen Deutschlands aufgefaßt werden. Während die Dominikanerkirchen in der Regel Hallenkirchen sind, d. h. in ihren drei Schiffen dieselbe Gewölbhöhe haben, ist die

Minoritenkirche eher als Säulenbasilika mit bedeutend erhöhtem Mittelschiffe und niedrigen Nebenschiffen aufzufassen. Die letzteren, wie es der Grundriß unter Fig. 1 andeutet, schließen geradlienigt ab. Der Chor, der älteste Bautheil der Kirche, wird in seinem polygonen Schlusse aus den fünf Seiten eines Zehnecks gebildet. Um das Gelübde der Armuth, zu dem der Franziskanerorden die Mitglieder strenge verpflichtet, auch in dem Bau seiner Kirchen zur Anschauung zu bringen, entbehrt der Chor an den Kapitellen und Schlußsteinen der Gewölbe jedes skulptorischen Schmuckes, der in letzter Zeit durch eine wohl nicht ganz glückliche polychromatische Bemalung ersetzt worden ist. Dies fällt indessen um so weniger auf, als sämmtliche construktive Theile der kühn gewölbten Chorhalle (Fig. 3)

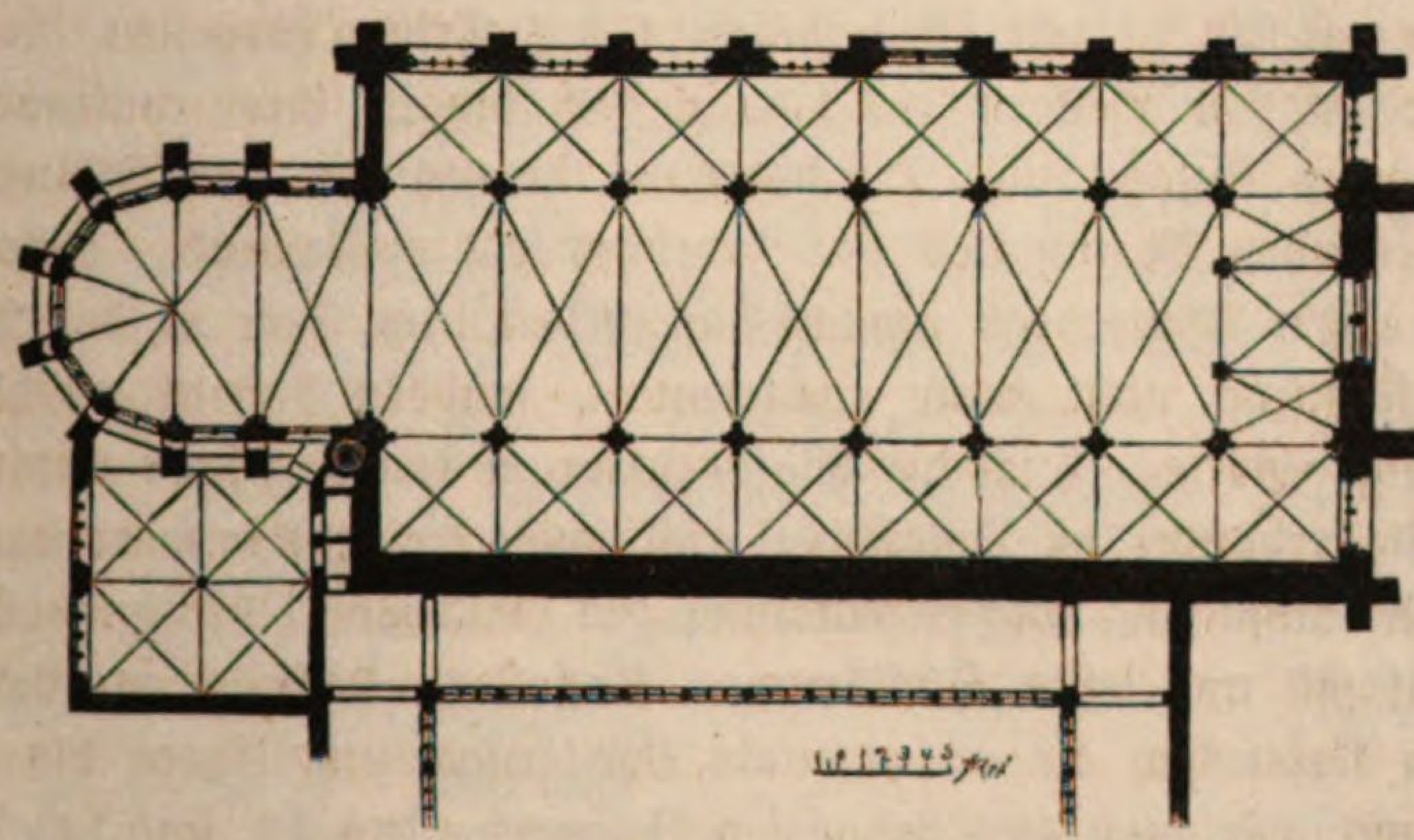


Fig. 1. Grundriß der Minoriten-Kirche zu Köln.

in ihren Profilen äußerst leicht und zierlich gelöst sind. Das leichte Gurtwerk des Gewölbes wird von schlanken Halbsäulchen getragen, die wiederum von langgezogenen Nebensäulchen umgeben sind, welche einem die spitzbogigen Fenster umrahmenden Rundstabe zur Stütze dienen. Unter den Fensterbrüstungen ergeben sich viereckige Wandflächen, die wahrscheinlich auf eine einfache dekorative Bemalung berechnet waren. Zwei derselben, an der Südseite des Chores, zeigen große, vertiefte Spitzbogennischen. Die schmälere diente wahrscheinlich zur Aufnahme der piscina für die Handwaschung beim Offertorium, während in der breiteren die Sitze für den Celebrans und die beiden Diakonen aufgestellt waren.

Der Triumphbogen, der den Chortheil vom Langschiffe trennt, wird von runden Diensten getragen, die fast zu drei Viertheilen

aus einem kräftigen Säulenschafte hervorwachsen. Fast gewinnt es den Anschein, als ob es im Plane des Erbauers gelegen habe, hier ein Querschiff anzusetzen, d. h. die beiden östlichen Joche der Nebenschiffe bis zur Gewölbhöhe des Mittelschiffes hinauf zu führen, ohne sie über die Seitenlinien vortreten zu lassen. Auch im Aeußern deuten mehrere Anzeichen auf die projektirte Anlage eines Querschiffes hin, von dessen Erbauung man durch irgend welche uns unbekannte Hindernisse Abstand genommen hat. Der Bau ist überhaupt nicht nach einem von vornherein feststehenden Plane durchgeführt worden. Namentlich scheint es, daß zwischen der Fertigstellung des Chores und der der Kirchenschiffe mehrere Jahrzehnte liegen. Die schönen, frühgothischen Detailformen, die sich im Chor vorfinden und die noch an den sogenannten Uebergangsstyl deutlich erinnern, gehen nur bis zu den Pfeilerbündeln des Triumphbogens; die Kapitelle an den Pfeilern des Langschiffes sind in ihrer consequenten polygonen Anlage und Durchführung bereits für den Schluß des 13. und den Beginn des 14. Jahrhunderts maßgebend. Schon in dem ersten Pfeilerpaar unmittelbar neben dem Chor ist der Wulst der Kapitelle nicht mehr ausgerundet, sondern bereits entschieden vieleckig gestaltet. Auch die Blattbildung an den einzelnen Kapitellen der Pfeilerbündel im Langschiffe zeigt schon die spätere mehr naturalistische Auffassung und Behandlung des Laubwerkes der entwickelten Gothik mit nur leiser Stylisirung. Auffallend erscheint es, daß an diesen Kapitellen die ornamentale Verzierung zum Chore hin nicht zunimmt, wie man dies bei vielen Bauwerken des 13. und 14. Jahrhunderts wahrnehmen kann. Auch ist es befremdend, daß an einigen Kapitellen sich sculptirte Ornamente stellenweise vorfinden, während dieselben an anderen fehlen; einzelne Spuren scheinen anzudeuten, daß diese Blattverzierungen erst später abgemeißelt worden sind. Weitere Anhaltspunkte zur Vergleichung des Chores und der Schiffe rücksichtlich der Zeit ihrer Entstehung bieten die Formationen in dem Stabwerke der Fenster. Das runde Stabwerk der zweitheiligen Fenster des Chores mit einfachen großen Kreisen im Bogenfeld und mit Bündeldiensten ist noch für die erste und früheste Entwicklungsepoche der Gothik maßgebend und stimmt durchaus überein mit dem Sprossenwerk der Fenster an der Liebfrauenkirche zu Trier, an dem Chor der Kirche von St. Ursula zu Köln, desgleichen an den Chören der frühgothischen Kirchen zu Gladbach und Siegburg. Im Langschiff hingegen deutet das Maaßwerk auf eine Entstehung um etwa 30 Jahre später und zeigt überdies das bewußte Bestreben,

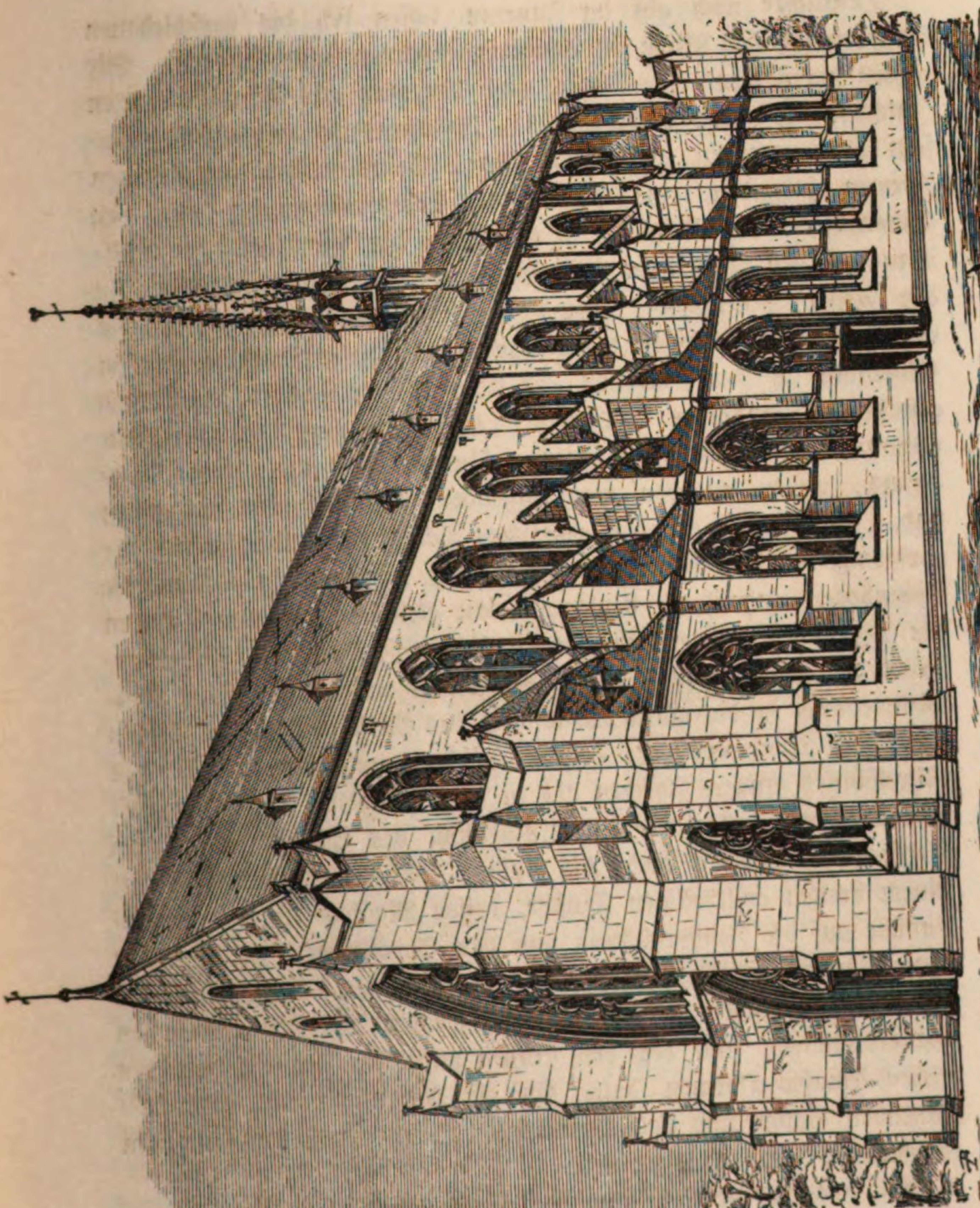


Fig. 2. Südwestliche Ansicht der Minoriten-Kirche.

das Langschiff in seinen ornamentalen Theilen der reicheren Formenentwicklung des Chores unterzuordnen.

Deutlicher noch als im Inneren lassen sich die verschiedenen Bauperioden der Kirche im Aeußeren erkennen und sondern. Wir zählen deren vier. Die älteste, nach der oben aus Gelenius citirten Inschrift der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörend, umfaßt den großartig intendirten Chor. Seine ernsten und strengen Formen bekunden eine auffallende Uebereinstimmung mit den Choranlagen des Münsters zu Gladbach, der Pfarrkirche zu Siegburg und der ehemaligen Stiftskirche von St. Ursula zu Köln. Zu der nächsten Bauperiode, etwa gegen 1250 beginnend, gehören die vier östlichen Gewölbjoche des Langschiffes. Dieser Bautheil, der im Gegensatze zu den Quadern des Chores in kleineren ziegelförmig gestalteten Tuffsteinen aufgeführt ist, wird auf der Nordseite gekennzeichnet durch vorspringende Quadersteine unter dem Dachgesims, welche an den vier folgenden Fenstern nicht vorhanden sind. Auch fehlen an der westlichen Hälfte des Mittelschiffes die vorspringenden Widerlagen zwischen den Fenstern, in welchen die Nebenbogen eingreifen. Letztere, welche gleichsam aus den Dächern der Nebenschiffe hervorwachsen und die den Zweck haben, die Stirnbogen der Mittelwölbung zu stützen, greifen an diesem dritten Bautheile einfach in die glatte Wandfläche des Mittelschiffes ein. Ebenso zeigt das Maaßwerk der Fenster in dem westlichen Theile des Mittelschiffes jüngere Formen als in dem östlichen. Den handgreiflichsten Beweis aber für eine Entstehung des Langschiffes in zwei verschiedenen Epochen bietet die Anlage des westlichen Giebels mit seinem breiten achttheiligen Fenster, dessen Maaßwerkformen unverkennbar auf die Fensterbildung und das Sprossenwerk zur Zeit der ausgebildeten Gothik, d. h. auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hinweisen. Zwischen der Anlage des Chores mit seinen einfachen Fensterlaibungen und der des großen westlichen Fensters mit den reichen Maaßwerkformen hatte sich die Jugendzeit der eben aufblühenden Gothik und das Mannesalter ihrer zum Selbstbewußtsein gekommenen Formen abgewickelt.

Erst nach der Fertigstellung des ganzen Kirchenbaues, d. h. gegen Mitte des 14. Jahrhunderts, scheint der äußerst zierliche Dachreuter über dem Triumphbogen des Chores errichtet worden zu sein. Die charakteristische Ausbildung der bleiernen Wasserspeier und der mit dem Hammer freigetriebenen Laubornamente sprechen dafür. Rheinische Parallelen zu diesen Chorthürmchen aus gleicher Zeit finden

sich nur noch auf der Rathhauskapelle zu Köln und auf dem Chordache der Pfarrkirche zu Cranenburg bei Kleve.

Die vierte Bauperiode ist sehr partieller Natur: sie zeigt sich im südlichen Nebenschiffe an den Gurtungen des Gewölbes und den Maaßwerkformen der Fenster und gehört in den Ausgang des Mittelalters, die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts. Da geschichtliche Angaben fehlen, so muß dahingestellt bleiben, ob vielleicht durch elementare Ereignisse dieser Theil der Minoritenkirche im 15. Jahrhundert eine Beschädigung erfahren hatte, so daß das Einsetzen von neuen Gewölbkappen und Gurtungen nöthig geworden war. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß dieses spätgothische Maaßwerk in den Formen der Fischblase und des Frauenschuhes auf den ersten Blick hin den Gesammteindruck der frühgothischen höchst einfachen Formgebilde beeinträchtigt, wie sie im Innern und Aeußern der Kirche vorwalten; allein es ist doch zu loben, daß man bei der Restauration dieses einmal vorhandene Maaßwerk nicht rücksichtslos entfernt, sondern blos die beschädigten Theile desselben in der ursprünglichen Form wieder hergestellt hat.

Gehen wir in das Innere der Kirche zurück. Bei aller Einfachheit der ornamentalen Theile ist die Totalwirkung der eingehaltenen Proportionen eine durchaus befriedigende zu nennen. Die mittelalterlichen Baumeister errichteten nämlich ihre Monumente nicht nach gewagten Abstraktionen und einem künstlich erdachten Calcül, sondern sie standen in der ununterbrochenen praktischen Tradition der durch gegenseitige Beziehungen verbundenen Bauinnungen und Brüderschaften. Daher auch die gelungenen Proportionen unserer Kirche und die treffliche Akustik derselben. Was nun die verschiedenen Dimensionen des schön proportionirten Baues betrifft, so ist nachträglich noch anzuführen, daß die Höhe der Wölbung im Chor und Mittelschiff 65′ 4″ rh. M. beträgt, die der Nebenschiffe jedoch nur 26′ 9″. Ferner mißt die Länge des Schiffes bis zum Triumphbogen des Chors 141′ bei einer Mittelschiffsbreite (Pfeileraxe) von 36′ 9″, während das Chor eine Länge von 45′ aufweist bei einer Breite von 34′. [1])

---

[1]) Wir verdanken diese Maaßangaben, so wie auch die gelungenen Originalzeichnungen, nach welchen die Textillustrationen angefertigt worden, der Güte des Herrn Dombaumeisters Voigtel, unter dessen sorgfältiger und kundiger Leitung die Herstellungsarbeiten der Minoritenkirche fortgesetzt und vollendet worden sind.

Leider fehlt heute der Minoritenkirche jegliches Mobilar aus der Erbauungszeit der Kirche oder überhaupt aus den Zeiten des Mittelalters. Daß dieselbe aber ehemals auch eine Menge von geschnitzten und bemalten Altären und Bildwerken aus der Blüthezeit der niederrheinischen Skulptur aufzuweisen gehabt habe, läßt sich entnehmen aus der Menge von Temperabildern an den Wandflächen des nördlichen Nebenschiffes, welches sich an die Kreuzgänge anlehnt und deßhalb der Fenster entbehrt. In den zahlreichen Ueberresten dieser Wandmalereien läßt sich die Entwicklung der monumentalen Malerei des alten Kölns vom Beginne des 14. Jahrhunderts bis zum Ausgange des Mittelalters verfolgen. Da die Minoritenkirche, wie Eingangs bemerkt wurde, Jahrhunderte hindurch die bevorzugte Lieblingskirche der Patriziergeschlechter der reichen Hansestadt war, so dürften die meisten dieser höchst merkwürdigen Malereien an den Wandflächen des nördlichen und den Pfeilern des Mittel-Schiffes als Obituar oder Gedächtnißbilder adeliger Gönner zu betrachten sein, die in unmittelbarer Nähe derselben ihre irdische Ruhestätte gefunden hatten. Von großer stylistischer Wirkung ist besonders die Kreuzigung des Heilandes, die sich vorhaupts an der geradlienigten Abschlußwand des Nordschiffes befindet. Unter Fig. 4 ist in leichter Umrißzeichnung nach photographisch verkleinerter Durchpause diese interessante Temperamalerei aus der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts bildlich wiedergegeben. Von der stylkundigen Hand des Malers Kleinertz sind die beschädigten Theile streng in den primitiven Farbtönen ergänzt und so wieder hergestellt worden, daß der Charakter der alten Wandmalerei durch die Restauration nicht im Mindesten beeinträchtigt wurde. Zu den Füßen des Gekreuzigten knieen die Stifter des Bildes: rechts ein Ritter Hartefust, links seine Gemahlin; beide haben ihre Hände bittend zum Heilande erhoben. Das sprechende Wappen auf dem Waffenrock, der den Panzer des Ritters bedeckt, gehört dem Kölner Patriziergeschlechte derer von der Hartefust. Dasselbe Wappen, nämlich auf goldenem Felde zwei gekreuzte rothbekleidete Arme mit geballter Faust ist auch an dem auf unserer Abbildung nicht ersichtlichen gemalten Pfeiler zur Rechten angebracht, während zur Linken das Wappen der Gemahlin gegenübersteht: goldene Wecken auf rothen Fonds.

Unter der Kreuzigung des Herrn liest man den Spruch: „Mors mea vita tua.“ Zu beiden Seiten dieses Mittelbildes thronen unter frühgothischen Nischen vier stehende Heiligenbilder, rechts die



Fig. 3. Das Innere der Minoriten-Kirche.

h. Katharina und der h. Franziskus, links die h. Barbara und die h. Clara. Die naturhistorisch belebte, streng stylisirte Teppichmalerei unterhalb dieser Kreuzigung sowie die Decorationen auf der zur Seite befindlichen Wandfläche, welche in sechs verschiedenen Wappenschildern die Passionswerkzeuge des Herrn in alter Stylisirung erkennen lassen, gehören der Composition des Hrn. Alex. Kleinertz an.

Der Minoritenorden besaß zu Köln während des 14. Jahrhunderts unter seinen Mitgliedern Künstler von gutem Rufe, unter anderen einen Ordensbruder, bekannt unter dem Namen Bruder Heinrich der Maler (Fr. Henricus pictor). Ob die beschriebene Malerei dessen oder anderer Ordensbrüder Erzeugnisse waren, läßt sich nicht sicher nachweisen.

Zu den Denkwürdigkeiten der Minoritenkirche verdient das Grab des im hiesigen Kloster verstorbenen Duns Scotus (Doctor sublimis genannt) gerechnet zu werden, welches im Chore hinter dem Hochaltare sich befindet. Unter den größten Gelehrten, die der Minoritenorden aufzuweisen hat (Bonaventura, Roger, Bais, Wilhelm von Occam &c.) war Duns Scotus der scharfsinnigste. Er starb 1308 im Alter von 34 Jahren. In der Schule Gegner des h. Thomas von Aquin (Thomisten und Skotisten) hatte er zahlreiche Zuhörer aus allen Ländern, die bei seinen Vorträgen die großen Säle des Minoritengebäudes füllten. Er wurde begraben in der Kapelle neben dem Eingange zur Sakristei zur Seite des den hh. drei Königen, später dem h. Franziskus gewidmeten Altares. Die jetzt nicht mehr vorhandene Inschrift auf seinem Grabmal:

„Clauditur hic rivus, fons ecclesiae, via, vivus,
Doctor justitiae, studii flos, arca sophiae.

„Strömender Quell, entsprossen der Kirche, für immer verschlossen,
Blüthe der Schule, Lehrer des Rechts und Mehrer der Weisheit"

ist ein würdiges Lob seiner ausgezeichneten Gaben und Thaten. Wahrscheinlich gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurden seine Gebeine im Chore vor den Stufen des damals am Chorschluß stehenden Hochaltars beigesetzt mit der auf der ersten Altarstufe angebrachten Inschrift: Obiit Johannes Scotus, sacrae theologiae Doctor subtilis nominatus, anno 1308. Die Sage, daß er als Scheintodter lebendig begraben und bei späterer Oeffnung des Grabes mit zernagten Fingern aufgefunden worden sei, wird vielfach bezweifelt.

Ein besonderes Interesse von Seiten der archäologischen Wissenschaft nimmt die Anlage der geräumigen Sakristei in Anspruch, welche nach Norden unmittelbar an die Langseite des Chores sich anlehnt.

Dieselbe ist unter Fig. 6 auf Grund einer genauen Vermessung in perspektivischer Darstellung des Inneren so wiedergegeben, wie sie ursprünglich ausgesehen hat. Bei der letzten Restauration hat man



Fig. 4. Wandgemälde des XIV. Jahrhunderts in dem nördlichen Nebenchor der Minoriten-Kirche.

nämlich versäumt, dieselbe bis zum ursprünglichen Bodenbelag, etwa 2—3 Fuß, auszutiefen; es leuchtet ein, daß die großartige Sakristeianlage, wie sie in dieser Ausdehnung in rheinischen Kirchen kaum mehr eine Parallele findet, an ihrer Effektwirkung dadurch um Vieles eingebüßt hat. Die vier Gewölbjoche unserer Sakristei werden von einem freistehenden Monolithen, einem rothen Sandstein, ge-

tragen. Der Hals des Kapitells dieser Säule ist, wie die meisten Kapitelle der Kirche, ebenfalls ohne sculptorischen Schmuck gehalten. Auch die Profile der Gurtungen sowohl in den Stirn- wie in den Kreuzbogen sind höchst einfach, aber kräftig in Rundstäben gestaltet. Eine besondere Beobachtung verdienen die beiden breiten Fenster, die in einem gespannten Bogen durch Stäbe in fünf spitzbogige Compartimente getheilt sind. Nach außen hin tritt diese Fünftheilung blos abgekantet und ziemlich roh auf; desto zierlicher gestaltet sich dieselbe im Innern, indem hier an sämmtlichen Stäben sowie an den Fensterlaibungen Halbsäulchen hervortreten, welche an Stelle der Kapitelle rundbogige Wulste tragen, die in lanzettförmige Spitzbogen einmünden. Diese originelle Fensterform, welche nur an der Sakristei der Liebfrauenkirche zu Oberwesel ein formverwandtes Gegenstück findet, ferner die Profile der Gewölbe, nicht weniger auch die aus den Wänden vorgekragten Consolen, in welche die Gewölbgurten einmünden, dürften zum Belege dienen, daß die großartige Sakristei der Minoritenkirche, welche auf einen zahlreichen Convent berechnet war, in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts angelegt und fertig gestellt wurde, nachdem der Chorbau bereits vollendet und consekrirt worden war. Hoffentlich wird man in nicht zu ferner Zeit nach der ursprünglichen Bodenbeplattung, die wahrscheinlich mit figural gemusterten gebrannten Steinen belegt war, Nachsuchung anstellen und zugleich jenen unschönen modernen Treppenbau entfernen, den eine frühere Bauleitung unbegreiflicher Weise in eines der vier Gewölbjochen eingezwängt hat.

Von dem ehemaligen reichhaltigen Kunst- und Reliquienschatz der Minoritenkirche, den Gelenius in seinem bekannten Werke „De Magnitudine Coloniae“ auf Seite 473 und 474 aufzählt, ist Nichts mehr vorhanden. Alle diese kunstreich gearbeiteten Reliquiarien in getriebenem und ciselirtem Silber sind gegen Schluß des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den Umwälzungen der französischen Revolution spurlos zu Grunde gegangen, als man mit frevelnder Hand, unbekümmert um den hohen Kunstwerth, jene althistorischen Kunstwerke vernichtete, die lange Jahrhunderte die Zierde und den Stolz des alten heiligen Köln ausmachten. Als einen kleinen Ersatz für die verloren gegangenen Schätze schenkte der Minoritenkirche in den Vierziger Jahren ein Conventuale aus der aufgehobenen Benediktiner-Abtei Brauweiler ein angeblich aus dieser Abtei herstammendes Kreuz, ein Prachtwerk altkölnischer Goldschmiedekunst. Dasselbe ist in Rothkupfer gefertigt und besitzt eine Länge von

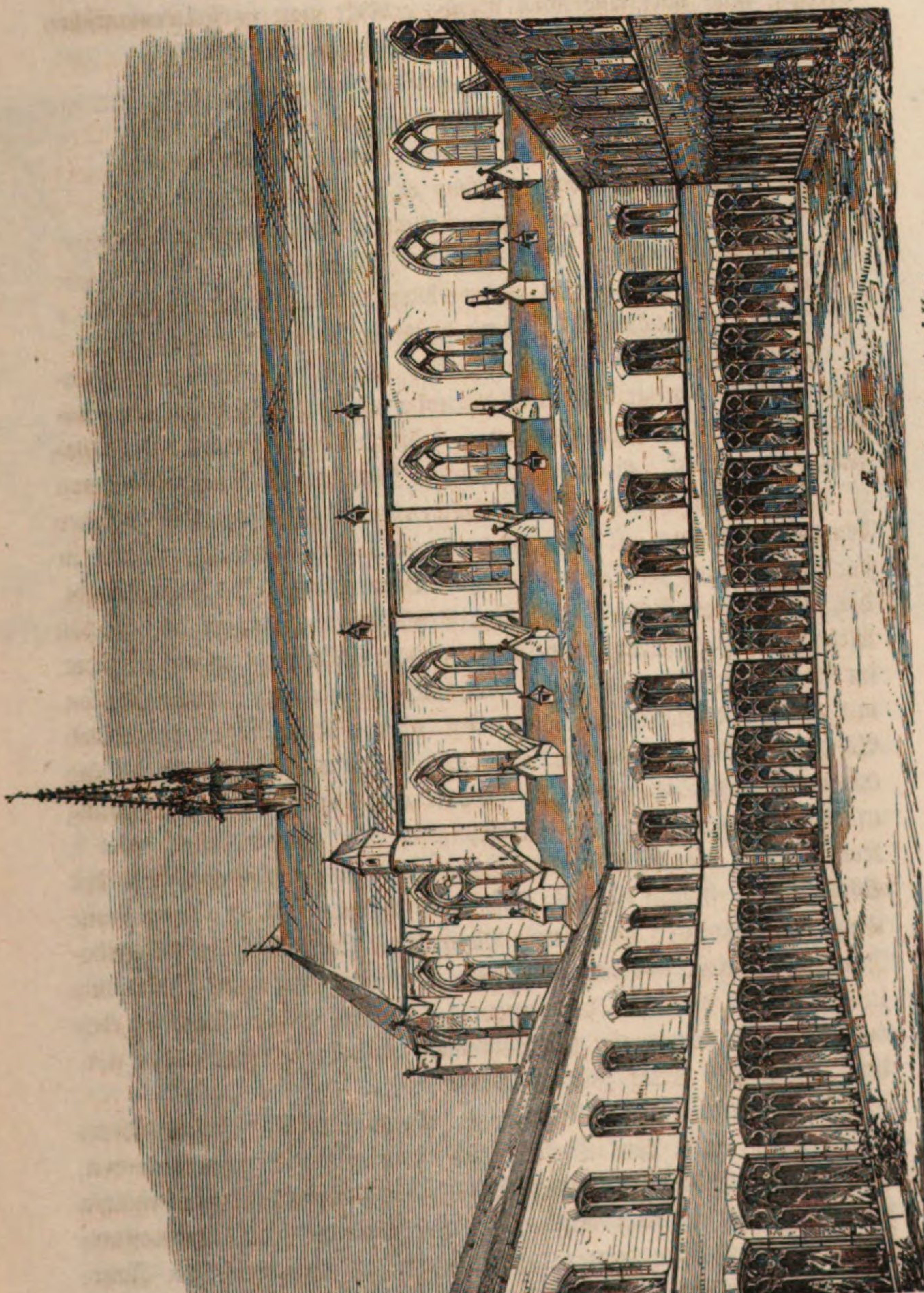


Fig. 5. Die Nordseite der Minoriten-Kirche und die Umgänge derselben.

3′ 9″ 10‴ bei einer Länge der Kreuzarme von 2′ 6″. Auf dem 10‴ breiten, stark vorspringenden Rande erblickt man in spätromanischen Majuskelbuchstaben folgende energisch eingravirte Inschrift:

Nobilis o stipes fructu satis ubere dives
Vivificante plagas orbis serva antequam . . . (?)
Ergo benigne Deus in ligno pendens homo verus
Hic te quaerentes voveas et vota ferentes

Edler Baum, sey gegrüßt, mit Früchten des Lebens beladen,
Vor der Schlange Werk hüte der Erde Rund,
Gott voll Erbarmen und wahrer Mensch am Holze des Kreuzes,
Sieh, wir suchen Dich hier: schirm' uns, erhör unser Fleh'n.

Die Kreuzesfläche in einer Breite von 5″ 6‴ läßt auf feuervergoldetem Glanzgrunde in Rothkupfer einen Kreuzesstamm in naturalistischer Auffassung erkennen. Hinter dem Haupte des Gekreuzigten erblickt man einen großen Nimbus im Durchmesser von 6″ 2‴, der von einem breiten Malteserkreuze durchzogen ist. Ueber dem Kreuzesstamm ist als titulus crucis eine rechteckige Platte in der Länge von 10″ 8‴, bei einer Breite von 5″ 4‴ angebracht, die in den vier Ecken mit großen Krystallpasten verziert ist; in der Mitte ist ein größerer Krystall in runder Schleifung angebracht, der im Durchmesser 2″ 10‴ mißt. Dasselbe System der Ornamentation mit Krystallpasten ist auch an den oberen Kreuzbalken zu beiden Seiten des Nimbus beibehalten. Die Figur des Gekreuzigten, aus dünnem Silberblech getrieben, enthält auf der Brust eine Oeffnung in Form eines Herzens, wahrscheinlich für eine Reliquie vom h. Kreuz. Die anatomische Behandlung und das zierliche Gefälle des Schürztuches führen darauf, daß das in Rede stehende interessante Kreuz wahrscheinlich von einem Meister der Kölnischen Goldschmiede-Innung angefertigt worden ist; die Zeit der Entstehung fällt etwa in die Mitte des 14. Jahrhunderts, als die Minoritenkirche eben vollendet und das große Abschlußfenster nach Westen sowie der zierliche Dachreuter fertig gestellt worden war.

Während der Kölner Dom zu Anfang dieses Jahrhunderts eine immer mehr dem Verfalle sich zuneigende Ruine geworden, war die Minoritenkirche unter Obhut der Minoriten gut erhalten geblieben, bis sie nach Aufhebung der Klöster und Ausweisung der Ordensgeistlichen unter dem französischen Kaiserreich im Jahre 1807 (unter dem 17. Juli) an die städtische Armenverwaltung übergeben und die Klostergebäude in eine öffentliche Arbeitsanstalt umgewandelt wurden. Vor dem Neubau des städtischen

Hospitals wurden die Klosterräume zu Krankensälen eingerichtet und die Minoritenkirche zur Hospitalkirche, ohne daß indeß für eine nur nothdürftige Wiederherstellung Wesentliches geschah, bis sie



Fig. 6. Die Sakristei der Minoriten-Kirche zu Köln.

unter dem 27. Juni des Jahres 1849 von der Armenverwaltung an den Erzbischöflichen Stuhl abgetreten wurde. Durch Dekret[1]) vom 27. April 1850 erklärte der Erzbischof und spätere Kardinal Johannes von Geissel dieselbe zur Annexkirche des Domes und zur Firmungs- und Weihe-Kirche des zeitigen Weihbischofs. Am 3. Mai 1850 nahm das Metropolitan-Domkapitel in sehr feierlicher Weise Besitz von dieser Kirche und wurde durch den Verfasser dieser Abhandlung unter Beiwohnung des Domkapitels ein Pontifikalamt gehalten.

Nunmehr wurde die dringend nothwendig gewordene Herstellung der Kirche ernstlich in die Hand genommen, für welche schon vor mehreren Jahren durch einen engeren Verein Beiträge gesammelt waren. Da die Minoritenkirche die Lieblingskirche der Kölner Bürgerschaft, namentlich für Bruderschaften und fromme Vereine war, so wurden reichliche, wenn auch im Verhältnisse zu den großen Kosten lange nicht zureichende Mittel gespendet. Schon am 1. Okt. desselben Jahres (1850) segnete der Verfasser nach einem in

[1]) Vgl. den Wortlaut dieser Urkunde am Schlusse der vorliegenden Abhandlung.

der Kirche abgehaltenen Pontifikalamte den an die äußere Südseite des Chores in die Umfassungsmauer eingefügten Denkstein ein, auf welchem folgender Spruch (Chronogramm) das Jahr des Beginnes der Restaurationsbauten bezeichnet:

eX qVo Coepta renoVarI aeDes, sIgno saCratVs, | IgnarVs, qVanDo renoVata nItesCat DIVa.

Wann des Tempels Erneuerung begann, | Zeige ich geweihter Stein hier an, | Unbewußt, wann zum Ziel sie gelangt, | Und vollendet einst herrlich prangt.

Die Reparaturkosten waren durch den damaligen Dombaumeister Zwirner auf circa 26000 Thlr. veranschlagt. Durch den Minoriten-Reparatur-Bau-Verein wurden bis 1857 ungefähr 8500 Thlr. beschafft. Die Vollendung hätte auf diese Weise noch lange auf sich warten lassen, wenn nicht der edle Gründer des an der Stelle des ehemaligen Minoritenklosters errichteten städtischen Museums, der Rentner Johann Heinrich Richarz, den größten Theil der übrigen Baukosten, die obengenannten Kostenanschlag weit überschritten, (50000 Thlr.) dazu hergegeben hätte. Nach dem Tode dieses edeln Wohlthäters wurde der letzte Rest der Kosten durch den damaligen Rektor der Kirche und General-Präses der Gesellenvereine Adolph Kolping durch reiche Sammlungen getilgt.

So steht nun dieser herrliche Tempel, eine Zierde der Stadt und eine Perle der Baukunst, in seiner ursprünglichen Schönheit wieder da und hat auch im Innern ein festliches Gewand anzunehmen begonnen, indem die Gewölbe wieder hergestellt und Chor und Schiffe gereinigt und geschmückt worden sind. Das mittlere sehr hohe Chorfenster wurde mit farbigem gebrannten Glase (aus dem Atelier des Stadtraths Baudri) versehen, und zwar als Votivgemälde für den am 8. September 1864 verstorbenen Kardinal Johannes von Geissel, unter welchem die schöne Kirche vor dem Verfalle gerettet und hergestellt wurde. In diesem Fenster sind in würdig ernsten Figuren nach einer Zeichnung des Malers Steinle in Frankfurt dargestellt auf der einen Hälfte Maria mit dem Jesuskinde, auf der anderen der heilige Antonius und der heilige Franziskus. Die Kosten dieses Fensters wurden gänzlich und allein bestritten aus dem hierzu bestimmten Ertrage des Festgedichtes zur Grundsteinlegung des Dombaufortbaues, welches aus dem Nachlasse des hochseligen Kardinals von Geissel herausgegeben wurde. Zu den edeln Schenkgebern gehört auch Ihre Majestät die Kaiserin, Königin Augusta von Preußen.

Schließlich noch einige Andeutungen über die alten Kreuzgänge der Minoritenkirche. Die meisten romanischen Kreuzgänge der hervorragenden Kirchen Kölns sind entweder unmittelbar nach dem Ausbruche der französischen Revolution niedergerissen oder in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts von jenen beseitigt worden, welche der Stadt durch Beseitigung der merkwürdigsten Monumente christlicher Vorzeit Luft und Raum zu verschaffen wähnten. Auch eine Anzahl gothischer Kreuzgänge sind in der angegebenen Epoche moderner Aufklärung spurlos verschwunden. Nachdem in letzten Jahren auch der interessante Kreuzgang von St. Severin größtentheils fortgeräumt worden ist, ist heute in den Mauern Kölns aus der Zeit des Spitzbogenstyls nur noch das Quadrum an der Nordseite des ehemaligen Minoritenconvents vorzufinden. Dieses Quadrum dürfte, wie dies auch unsere Abbildung unter Fig. 5 erkennen läßt, als einer der größten und umfangreichsten Kreuzgänge des mittelalterlichen Kölns betrachtet werden. An Ausdehnung soll dasselbe nur von dem Kreuzgang der form- und zeitverwandten Dominikanerkirche, der sammt der herrlichen Kirche selbst, einer Schöpfung des Albertus Magnus, in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts der modernen Verschönerungssucht ebenfalls zum Opfer anheimfiel, übertroffen worden sein. Der Gesammtflächenraum des Vierecks mit Einschluß seiner Gänge beträgt 94½ □Ruthen; jeder der vier Gänge mißt zwischen 113′—120′ in der Länge und 13′ ¼ in der Breite. Wahrscheinlich aus Rücksichten der Oekonomie hat man davon Abstand genommen, die Kreuzgänge zu wölben; dieselben waren ehemals mit einer flachen Holzdecke versehen. In Folge des Mangels der Gewölbe entbehren die Abschlußwände zu dem inneren freien Platze hin der Strebewiderlagen (vgl. Fig. 5.) Auch im Uebrigen sind die Gänge des Umganges sehr einfach und anspruchslos gehalten. Die Fenster sind nicht, wie in den meisten gothischen Umgängen, in Spitzbogenform gebildet, sondern mit einfachem Sprossenwerk in einem gespannten Bogen nach dem Muster der Sakristei-Fenster construirt.

Geschichtliche Nachrichten über die Erbauungszeit der Kreuzgänge liegen nicht vor; nach ihrem Style zu urtheilen, dürften sie nach der Consekration des Chores, also unmittelbar nach dem Jahre 1280, errichtet sein.

Sehr erfreulich ist es, daß dieser ausgezeichnete Kreuzgang zwischen dem ehemaligen Kloster und der Kirche bei dem Abbruche des ersteren und dem Aufbau des städtischen Museums erhalten

und hergestellt worden ist. Derselbe ist sehr passend mit dem Museum in unmittelbare Verbindung gebracht und dient, wie er im Mittelalter vielfach für Aufstellung von Gemälden und anderen Kunstschöpfungen hergegeben wurde, auch jetzt für Aufstellung von alten Sculpturen in Stein, Glasmalereien und ähnlichen Alterthümern.

Erzbischöfliches Dekret vom 27. April 1850

über die Erhebung der Minoritenkirche zur Annexkirche des Kölner Doms.

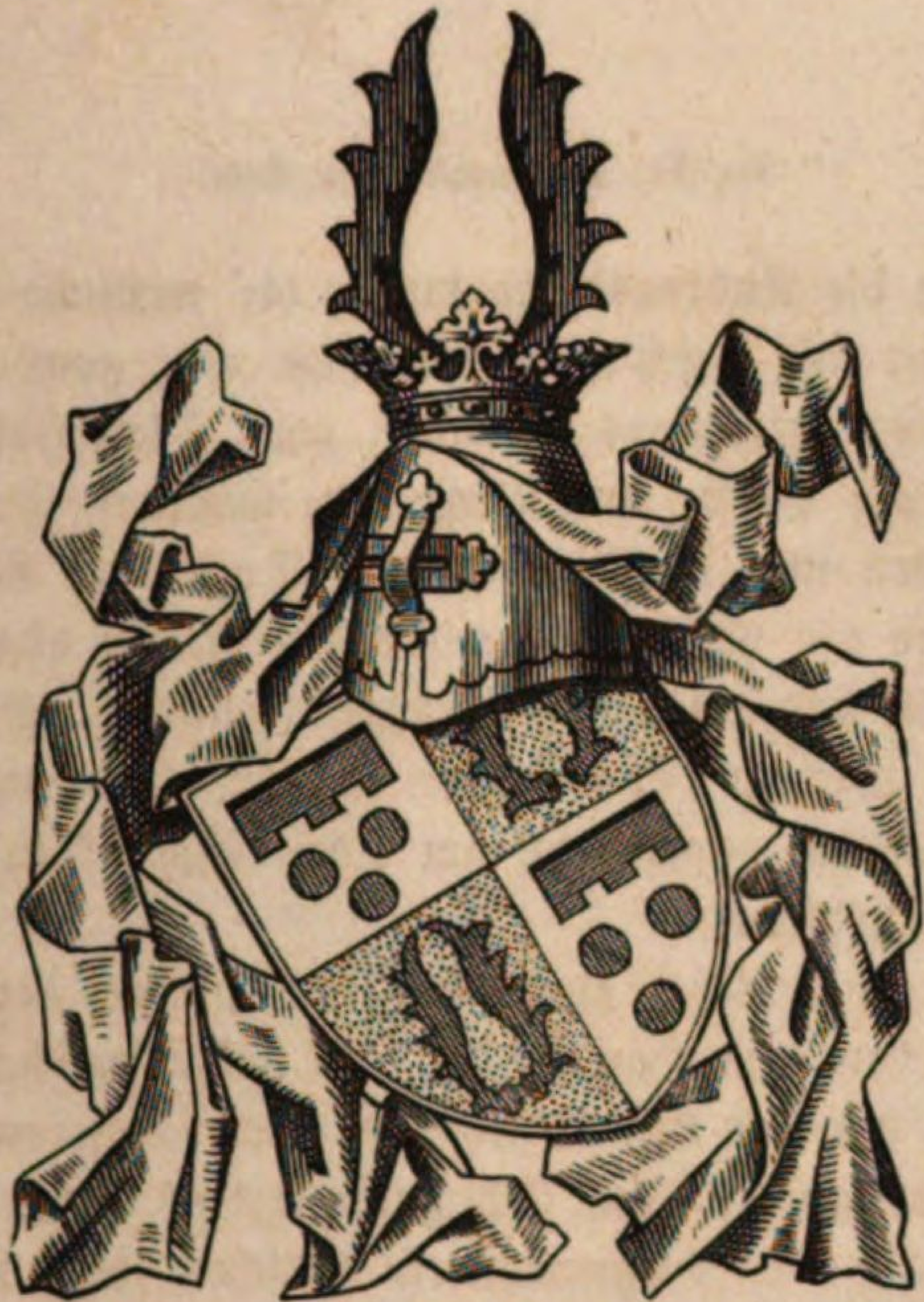
Joannes etc. etc.

Universis et singulis has literas lecturis salutem in Domino.

Universam fere tristissimamque illam, quam Gallorum invasio tot et tantis tamque insignibus quum in provinciis ad Rhenum tum in hac urbe ecclesiis aliisque aedibus sacris attulit ruinam et disturbationem, celeberrimi monasterii ordinis fratrum minorum ecclesia cum paucis evasit. Magnificum hoc singularique arte et artificio perfectum opus, hoc praeclarum tam pietatis quam artis maiorum nostrorum servatum esse monumentum, boni ingenuique omnes laetis animis urbi gratulantur. Quod non nisi tuente eximia superna gratia quum fidelium neminem factum esse lateat, eo fervidius debitas Deo nos oportet gratias agere. At quod hominum perversitas adhuc pepercerat, eidem temporum iniuria excidium minabatur. Ruinosa ecclesiae conditio curatores pauperum, quibus tradita fuerat, non praeterierat sed angebat, quum ad restituendum reficiendumque illud amplum atque artificiosum templum pecuniae decessent. Jam vero restitutionis dilatio stragis periculum acceleravit. Ita anxiatos catholicos, ne actum esset de ecclesia civibus carissima, timor incessit omnes. At periculi magnitudo simul animos excitavit ad afferendam opem et auxilium et exhortata est atque effecit, ut quam plurimi huius urbis cives, quibus institutum in illa ecclesia rerum divinarum exercitium cordi erat societatem restaurandae illius aedis inirent et dona colligerent. Quibus colligendis iidem tantam tamque solertem operam dederunt ut amplius bina millia thalerorum Nobis iam tradidissent. Quae quum ita essent, administratores curae pauperum publicae praefecti magistratu auctore non minus ad tradendam Nobis Nostroque Venerabili Capitulo Metropolitano illam ecclesiam paratissimi fuere quam Nos atque Capitulares Nostri ad eam tamquam annexam recipiendam et restaurandam. Tabulae, quibus illius ecclesiae dominii, constitutis quibusdam conditionibus in tempus perpetuum traditio eiusque ex parte Nostra Nostrique Venerabilis Capituli Metropolitanae annexae receptio perscripta est, a notario publico die 27. Junii anni elapsi confectae sunt. Hoc pacto a Regia Sua Maiestate die 29. Septembris anni elapsi clementissime approbato et confirmato, iam per has literas illam ecclesiam ordinis quondam fratrum minorum ab omni nexu, quo adhuc ecclesiae parochiali ad St. Columbam iuncta erat, solvimus eamque ecclesiae Metropolitanae Nostrae Annexam constituimus et declaramus, quae imprimis in sacrae confirmationis et ss. ordinum sacramentis conferendis Episcopo Suffraganeo et Vicario Archiepiscopali in Pontificalibus Generali, cuius etiam erit, et caetera divina inibi peragenda ordinare, sit usui, atque presbyteros in ea fungentes ecclesiae Metropolitanae Nostrae pronuntiamus adscriptos.

Coloniae sub signo sigilloque Nostris anno 1850 die 27. Aprilis.

(L. S.) sign.: ***Joannes.***



Die St. Andreaskirche zu Köln.

Stifter der Holzschnitte: Se. Erlaucht Julius Graf v. Schaesberg-Tannheim († 25. Juni 1870).

Unter den Baudenkmalen der Stadt Köln verdient die St. Andreaskirche sowohl ihrer eigenthümlichen Bauschönheiten wegen eine besondere Aufmerksamkeit, als auch durch den Umstand, daß sich in ihren einzelnen Theilen eine Zusammenstellung der verschiedenen Stylarten vorfindet, welche die Hauptperioden der kirchlichen Baukunst bezeichnen. Während die ältesten Theile dieses Bauwerkes bis in das XII. Jahrhundert zurückreichen, gehört der Chor dem Beginne des XV. Jahrhunderts, und die jüngste Seitenkapelle sogar dem Ende des XVI. Jahrhunderts an. Selbst die späteren Stylarten, die dem Verfall der kirchlichen Kunst zugerechnet werden, finden in den Einzelnheiten der Ausschmückung dieses Gotteshauses scharf ausgeprägte Vertretungen.

Freilich ist die Mannigfaltigkeit kein unbedingter Vorzug, und eifrige Puristen werden es immerhin bedauern, wenn hier der Lauf der Jahrhunderte einen ursprünglich schönen romanischen Bau in seinen edlen Verhältnissen so gründlich gestört hat, daß es selbst dem Kenner schwierig wird, die alte Grundform richtig herauszufinden. Es wird daher vor Allem zu unserer Aufgabe gehören, die ursprüngliche Gestalt dieses Baues, wie er bis zum Jahre 1221 bestanden hat, aus den vielfach verhüllten Spuren eingehend nachzuweisen.

Betritt man die Andreaskirche durch die westliche Fronte (vgl. Fig. 1), so findet sich gleich beim Eingange eine ganz abgeschlossene niedrige Halle von interessanter Bauart vor. Diese Halle nimmt die ganze ursprüngliche Breite der Kirche ein, während ihre Tiefe von Westen nach Osten nur 12 Fuß beträgt. Dort wird sie östlich nach dem Kirchenschiffe hin vollständig mit einer Mauer abgeschossen, in welcher sich rechts und links Kirchenthüren befinden. Erst vor wenigen Jahren hat man in der Mitte dieser Abschlußmauer eine stets geschlossene Glasthüre angebracht, um einen Einblick in das Innere der Kirche zu ermöglichen.

Treten wir aus dieser Halle in das Innere der Kirche ein, so zeigen sich neben dem Hauptschiffe zwei ursprüngliche Nebenschiffe. Allein der Bau hat auf den ersten Blick das Ansehen, als ob er nicht zu drei, sondern zu fünf Schiffen angelegt wäre. Rechts und links sind nämlich die Außenmauern zwischen den Wandpfeilern der Seitenschiffe vollständig weggebrochen, indem an beiden Seiten Nebenkapellen angebaut sind, die in ihrer Breite und Höhe den ursprünglichen Seitenschiffen gleich kommen.

Im mittleren Schiffe fällt vor Allem der Umstand störend in die Augen, daß im Transepte, wo der Thurm der Kirche über der Kreuzung des Querschiffes auf vier Bogen ruht, diese Bogen mit ihrem Gewölbe sich bedeutend gegen das Gewölbe des Schiffes vertiefen. Dieselbe Vertiefung der Bogen unter dem Thurme im Betrag von mehr als 15 Fuß findet sich auch an beiden Seiten nach den Gewölben der Querschiffe hin. Noch bedeutender zeigt sich diese Vertiefung nach Osten hin gegen das viel höhere Gewölbe des spät-gothischen Chors. Unmöglich kann diese tiefe Anlage der Thurmbogen gegen die ganze Höhe der übrigen Gewölbe dem ersten Plane der Kirche angehören, denn es ist nicht zu verkennen, daß sie den jetzigen Ueberblick des Innern wesentlich stört und verunziert. Gegenüber dem erst im XV. Jahrhunderte angebauten spätgothischen Chore wäre diese Verschiedenheit der Gewölbehöhe leicht erklärlich, denn wir finden ja so viele romanische Kirchen, wo ein später angebauter gothischer Chor ohne alle Rücksicht auf die alte Höhe des Innern, wie ein selbstständiger Bau für sich behandelt erscheint. Ist ja dieses besonders bei Stiftskirchen der Fall, in welchen die Canoniker das nachgebaute gothische Chor nicht nur für die Aufstellung ihrer zahlreichen Chorsitze unverhältnißmäßig verlängerten, sondern diesen Chorbau förmlich wie eine abgesonderte Kirche für das Stift, unabhängig von der unteren Volkskirche, behandelten.

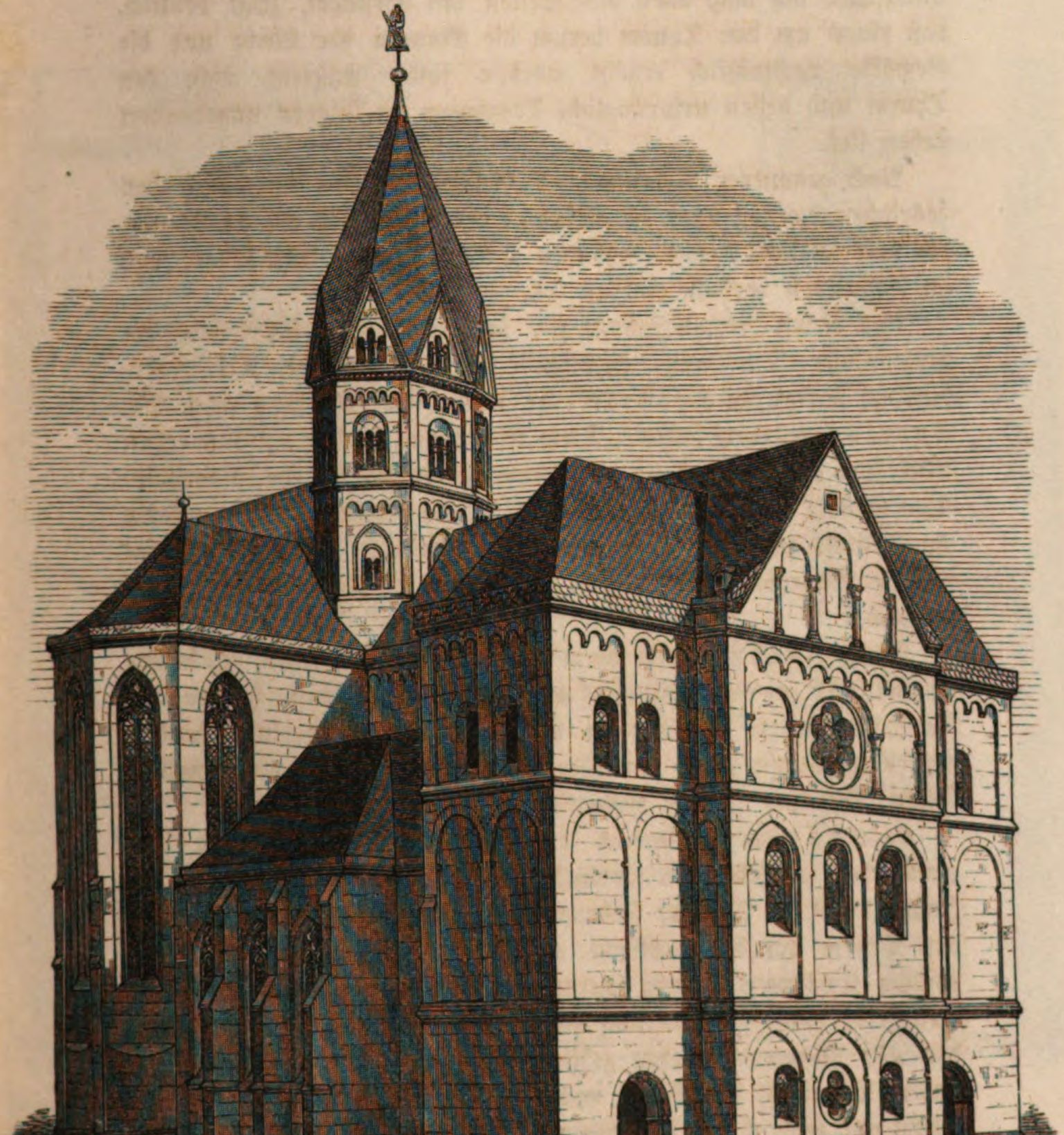


Fig. 1. Nordwestliche Ansicht der St. Andreaskirche zu Köln.

Allein der Umstand, daß in unserer Andreaskirche dieser Höhenunterschied sich nach allen vier Seiten hin vorfindet, zeigt deutlich, daß rings um den Thurm herum die Mauern der Kirche und die Gewölbe nachträglich erhöht worden sind, während man den Thurm und dessen ursprüngliche Tragbogen im Innern unverändert stehen ließ.

Nach genauerer Prüfung des Gebäudes selbst, und nach den spärlichen Notizen über die Geschichte des Baues sind wir im Stande, die ursprüngliche Gestalt desselben ziemlich deutlich festzustellen, was im Folgenden versucht werden soll.

Vor vielen Jahren fanden wir in einem alten Schriftstück die geschichtliche Bemerkung, Erzbischof Pilgrim habe im XII. Jahrhundert die hiesige Apostelkirche nach dem Muster von St. Andreas erbauen lassen. Diese Bemerkung scheint auf den ersten Blick sehr auffallend, denn wie wenig findet sich in der gegenwärtigen Gestalt der Andreaskirche, was für die herrliche Anlage unserer Apostelkirche zum Muster gedient haben könnte? Dennoch bestätigt sich die Wahrheit dieser Angabe bei genauerer Prüfung ganz vollkommen.

Die ursprüngliche Form der Andreaskirche findet sich in der Apostelkirche genau nachgeahmt mit entsprechender Vergrößerung und Verschönerung, so daß wir an der vor unseren Augen stehenden vervollkommneten Copie den Wegweiser haben, um die ursprüngliche Gestalt des nun so sehr verbauten Originals aufzufinden.

Cäsarius von Heisterbach erwähnt gelegentlich als ein ihm wunderbar erscheinendes Ereigniß, daß in seiner Jugendzeit, im Jahre 1223, im Monate Februar bei einem Schneesturme der Blitz den Thurm der Andreaskirche entzündet habe. Nach diesem hier zufällig erwähnten Brande scheint man mit dem theilweise ruinirten Baue eine totale Umänderung vorgenommen zu haben, wobei indessen das alte Mauerwerk stehen geblieben ist. Das Mittelschiff und das untere Querschiff im Westen wurden damals um mehr als 20 Fuß erhöht und zugleich statt der früheren flachen Holzdecke spitzbogige Kreuzgewölbe eingesetzt, welche auf den Wandsäulen ruhen, die bis dahin die Balken der Holzdecken getragen hatten. Hierdurch entstand die heute so auffallende Höhenverschiedenheit im Innern, denn die Bogen, welche den Thurm tragen, ließen sich in ihrer Höhe nicht ändern, weil ja auf ihnen die Thurmkuppel ruhte.

Gleichzeitig wurde der bis dahin nur wie eine Kuppel über der Chorvierung schwebende achteckige Thurmaufsatz wesentlich erhöht.

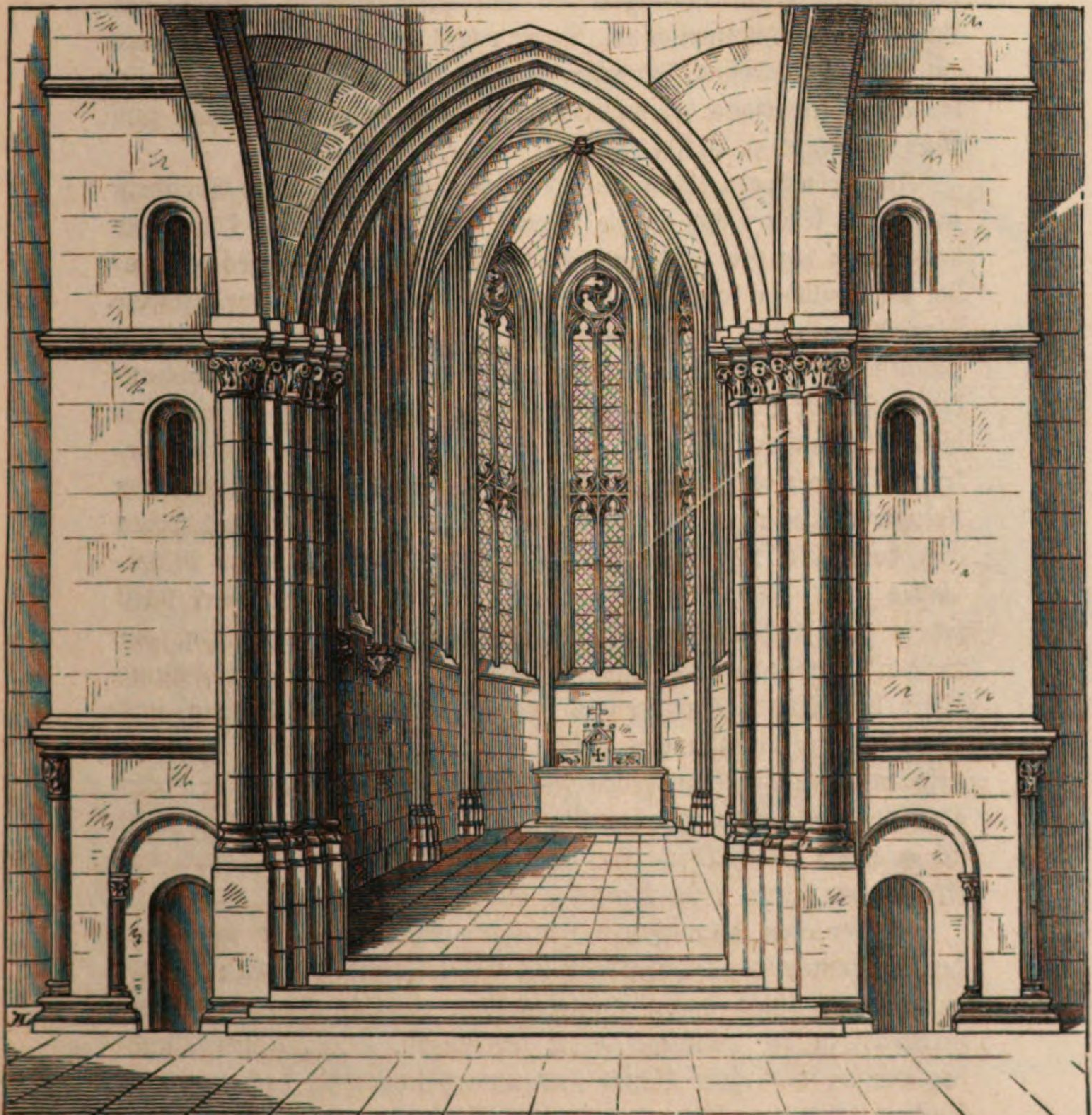


Fig. 2. Das Innere des Chores von der St. Andreaskirche zu Köln.

Das ganze jetzige obere Compartiment des Thurmes (Fig. 1) zeigt sich bei Untersuchung des Mauerwerkes als jüngerer Aufsatz auf die alte Kuppel, und weicht in seinen feineren Formen und seinen dreitheiligen Fensteröffnungen von den ursprünglichen Theilen des Baues auch architektonisch ab. Dieser jetzige obere Theil des Thurmes entspricht der höchsten Vervollkommnung der romanischen Bauweise, so daß er seinerseits bei anderen rheinischen Bauten wiederholt zum Muster gedient zu haben scheint.

In der ursprünglichen Form (vgl. Fig. 3 und dazu den Grundriß zu Fig. 5) lehnten sich an die Kuppel nach Norden, nach Osten und nach Süden hin drei halbrunde Apsiden an. Jedoch wie dieses gewöhnlich bei ähnlichen kreuzförmigen Anlagen im Grundrisse romanischer Kirchen der Fall ist, lagen zwischen der Kuppel und den Halbkreisen der Apsiden Verlängerungen der Kreuzarme und des Chores, entsprechend der Breite der Seitenschiffe des Langhauses. Die ursprüngliche Form dieser Chorapsiden ist heute noch auf der Nordseite deutlich zu erkennen. Dort zeigt sich nämlich der untere Theil des nördlichen Kreuzarmes in einem Halbkreise, mit den entsprechenden Sockelleisten aus dem XII. Jahrhundert. Bis zur Höhe des alten Mittelschiffes geht diese Rundform fort. Das runde Mauerwerk theilt sich in drei Abtheilungen durch flach hervorspringende Lisenen, auf welchen Rundbogen als Mauerverzierung ruhen. In der Füllung dieser drei Quadersteinbogen ist das Mauerwerk aus Tufstein, und in diesen Tufsteinfüllungen zeigen sich genau die Spuren der drei ursprünglichen ungefähr sieben Fuß hohen Rundbogenfenster. Ein ähnliches Vereinigen von Quadersteinbogen und Tuffüllungen findet sich auch am alten Theile des westlichen Querschiffes, welches das Atrium der Kirche beim Eingange bildet.

An der eben besprochenen nördlichen Apsis erscheint jetzt über den erwähnten Quadersteinbogen die Halbkreisform der alten Grundmauer durch einen hohen Tufsteinaufbau ziemlich plump und unvermittelt in die achteckige Form gezwungen. Die kleinen Rundbogenfenster des alten Baues sind unverhälnißmäßig hoch in diesen Aufbau hinein verlängert und nun spitzbogig abgeschlossen. Eine jüngere Zeit hat in ihnen spätgothische Fensterfüllungen angebracht.

Im Innern zeigt diese nördliche Apsis noch die Spuren ihrer alten schönen Form. Sechs romanische Marmorsäulen mit Knäufen verziert, aus der halbrunden Wand hervorspringend, theilten diese ursprünglich in sieben flache Nischen ab, wovon nur noch eine ganz erhalten ist. Die alten Knaufsäulen sind bei jenem Aufbau un-

förmlich verlängert worden, um das neue Gewölbe zu tragen, und man hat deshalb zu den zwei vorhandenen Abtheilungsknäufen, die zum romanischen Style gehören, regelwidrig bei der Verlängerung noch einen dritten abweichend geformten Knauf hinzugefügt.



Fig. 3. Ursprüngliche Gestalt von St. Andreas vor dem Brande von 1223.

Grade wo das alte halbrunde Mauerwerk aufhört und der neue Aufsatz beginnt, findet sich im Innern ein plumper und unnützer Gallerieumgang, der hinter jenen verlängerten Säulen ohne allen Zweck herläuft. Dieser schmale Umgang ist unstreitig die Spur

der früheren äußeren Zwergallerie, wie sie an den romanischen Kirchen Kölns, insbesondere an der Apostelkirche, die drei Apsiden als zierliche Bogenlauben nach außen krönten. Auf dieser Bogenlaube hat, wie an den übrigen romanischen Kirchen, das halbrunde Apsidendach geruht, hinter welchem, nach der Kuppel hin, der niedrige Giebel hervorragte, der das Dach des oben erwähnten Zwischenstückes zwischen dem Halbkreise der Apsis und den Grundbogen der Kuppel trug (vgl. Fig. 3).

Dieselbe Einrichtung wie wir sie am nördlichen Kreuzarme noch deutlich erkennen, hat auch der südliche Kreuzarm und die Apsis des Chores nach Osten einst unzweifelhaft gehabt. Diese beiden Theile sind im Laufe der Zeiten ganz zerstört worden, um sie durch die jetzigen, spätgothischen Neubauten zu ersetzen.

Im Innern der Kirche finden sich rechts und links neben dem Chore zwei ursprüngliche romanische Treppenthürme, durch die man auf den Hauptthurm gelangt. (Vgl. Fig. 2 und Fig 5.) Bei genauerer Untersuchung zeigt es sich, daß diese Treppenthürme ursprünglich viel höher gewesen sein müssen. Gegenwärtig reichen sie nur bis über das erhöhte Gewölbe. Dort zeigen sie unter dem jetzigen Dach die deutlichen Spuren der Verstümmelung ihrer ursprünglichen Höhe. Schade ist es, daß man vor einigen Jahren bei Gelegenheit der Thurmreparaturen dieses frühere Merkmal der Zerstörung ihrer ursprünglichen Höhe verwischt hat, indem man damals die unregelmäßigen Mauerreste mit Ziegelstein und Mörtel glatt gemacht hat. Unstreitig haben aber diese Treppenthürme über die alten Dächer schon bei ihrer jetzt noch vorhandenen Höhe wesentlich in's Freie herausgeragt und dann weiter hin noch einen romanisch verzierten Aufsatz getragen. Wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß diese Treppenthürmchen in ihren nun verloren gegangenen oberen Theilen achteckig waren (vgl. Fig. 3), wie gegenwärtig noch die entsprechenden Treppenthürmchen an der Apostelnkirche.

Wenn wir nun das Ganze überschauen, so zeigt sich, wie sehr die Notiz jenes alten Chronisten der Wirklichkeit entspricht, der berichtete, die jetzige Apostelnkirche sei nach dem Muster von St. Andreas erbaut worden.

Wir finden genau den nämlichen Grundriß vor (Fig. 5); oben in der Kreuzesform mit den drei runden verlängerten Apsiden, unten im Westen das geräumige Atrium als Querschiff in gleicher Höhe mit dem Mittelschiff, über der Kreuzvierung des Chores eine achteckige Kuppel, deren ursprüngliches Dach eine ganze Etage tiefer

stand als das jetzige Thurmdach und möglicherweise über der Mitte mit einer Laterne verziert war, wie bei der Apostelnkirche. In den Ecken der Chorapsiden befanden sich zwei zierliche Treppenthürmchen neben der Kuppel hervorragend.

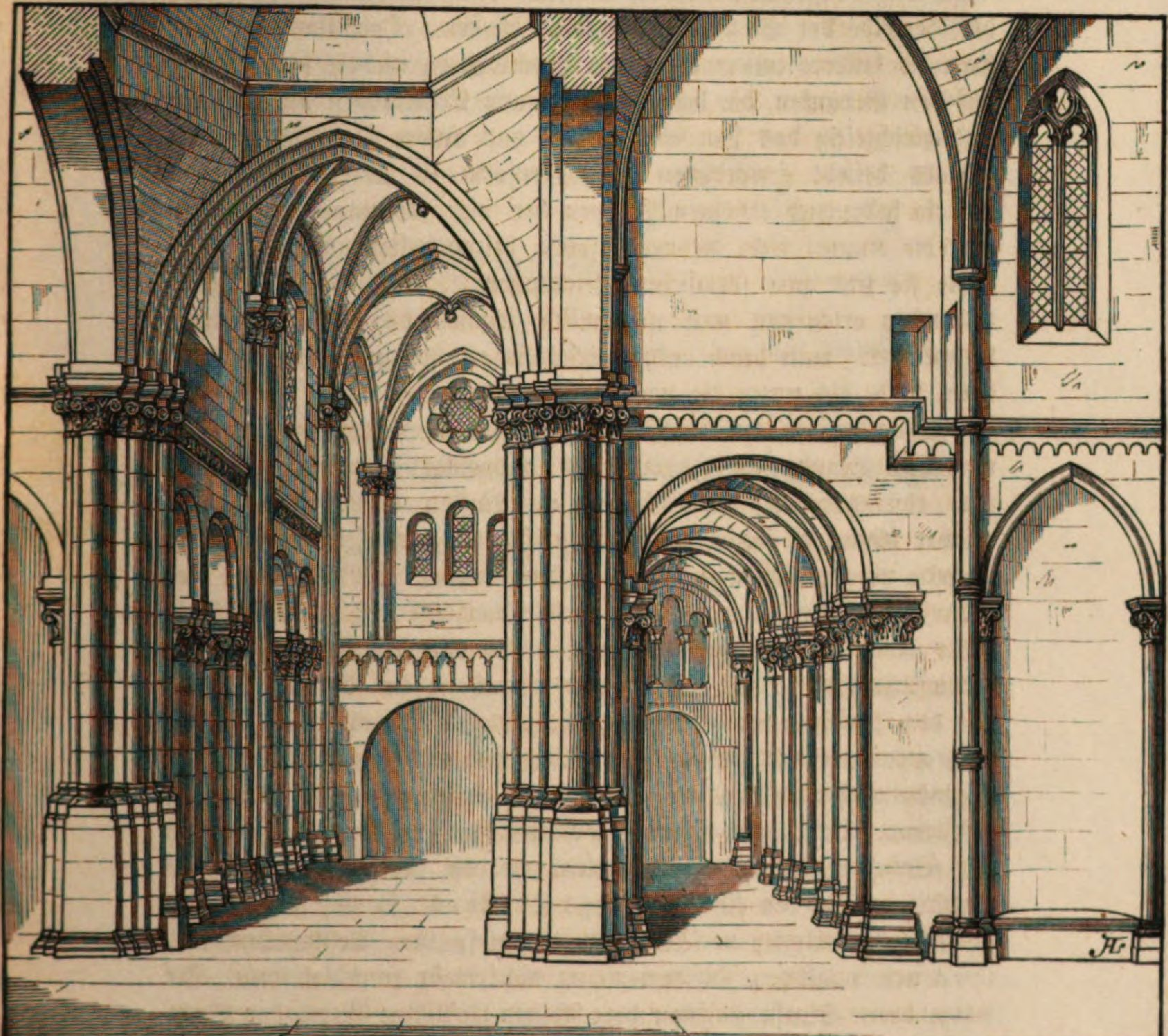


Fig. 4. Das Innere von St. Andreas nach Westen hin.

Zur klareren Anschauung haben wir eine Abbildung dieser ursprünglichen Gestalt unserer St. Andreaskirche, aus der Vogelperspective gesehen, unter Fig. 3 hinzugefügt. Unschön müssen wir das große einförmige Dach nennen, welches in einem

Zuge über das Langhaus und die beiden Seitenschiffe herabreicht. Allein es zeigen noch vorhandene Spuren im Mauerwerke deutlich, daß das Dach in der That vor dem Brande so gelegen hat. Der Brand vom Jahre 1223 hat die Dächer und die platte Decke des Langhauses zerstört, während das starke Mauerwerk und die Gewölbe der Seitenschiffe schadlos blieben. Der Umstand, daß man die frühere innere Höhe des Gebäudes zu niedrig fand, führte auf den Gedanken, die heute vorhandenen Erhöhungen auszuführen und gleichzeitig das Langschiff, so wie das untere Querschiff in der damals beliebt gewordenen Spitzbogenform zu überwölben. Den nun so bedeutend erhöhten Dächern der vier Kreuzarme gegenüber war die Kuppel nicht mehr als solche beizubehalten, und man erhöhte sie jetzt zum förmlichen Kirchthurme. Die beiden Treppenthürmchen erschienen nun unförmlich zwischen den hohen Dächern halbversteckt; man brach daher dieselben ab bis auf die Treppenhöhe, d. h. bis unter die neuen Kirchendächer.

Neben den bisher beschriebenen vielen Veränderungen, welche nach dem Brande im Jahre 1223 ausgeführt wurden, zeigt sich eine eigenthümliche Umwandlung im Westen dieser Kirche, von welcher schwer zu sagen ist, ob sie auch erst zur Zeit nach jenem Brande vorgenommen wurde oder kurz vorher: der Einbau der interessanten Halle in das westliche Querschiff der Kirche. Diese Halle weicht in ihrer Architektur wesentlich von der Bauart der ursprünglichen Kirche ab. Weit mehr stimmt sie im Baustyl überein mit dem jüngeren Kuppelaufsatze, der jetzt den Thurm bildet. Allein auch neben diesem Baustyle des Thurmes zeigen sich abweichende Eigenthümlichkeiten, die fast mit der maurischen Bauart verwandt erscheinen. Diese Halle ist nämlich ohne wahre Beziehung zum Innern der Kirche, sie ist vielmehr angelegt worden als vierte Seite des Quadrums für den Kreuzgang des Klosters, so daß man heute, nachdem das Kloster verschwunden ist, diese ihre Bestimmung und ihren ursprünglichen Zusammenhang nicht mehr errathen kann. Die jetzige breite Straße zwischen dem schönen westlichen Giebel der Kirche und der gegenüberliegenden Schule war nämlich vor 30 Jahren noch nicht vorhanden. An der Stelle dieser Straße und des großen Schulbaues lag bis zum Jahre 1843 noch das Klostergebäude aus dem XII. Jahrhundert, wie alle alten Klöster im Quadrum um einen Grasplatz (Pasculum) gebaut. Drei Seiten des Kreuzganges lagen unter dem Dache der Klostergebäude, durch einfache Bogenreihen nach diesem Pasculum (Pesch) hin offen. Die vierte Seite

bildete alsdann die in Rede stehende Halle im Innern der Kirche, welche mit den jetzigen beiden Thorbogen an die Langseite des Kreuzganges im Kloster anschlossen. Unzweifelhaft hängt daher der Einbau der jetzt vorhandenen Halle mehr mit der damaligen Anlage des Klosters als mit der Bestimmung der Kirche an sich zusammen. Die Halle sollte in ihrem unteren Raume ein für die Klosterbewohner abgeschlossenes Oratorium im Kreuzgange bilden, welches auch bei verschlossener Kirche stets benutzt werden konnte und den dort

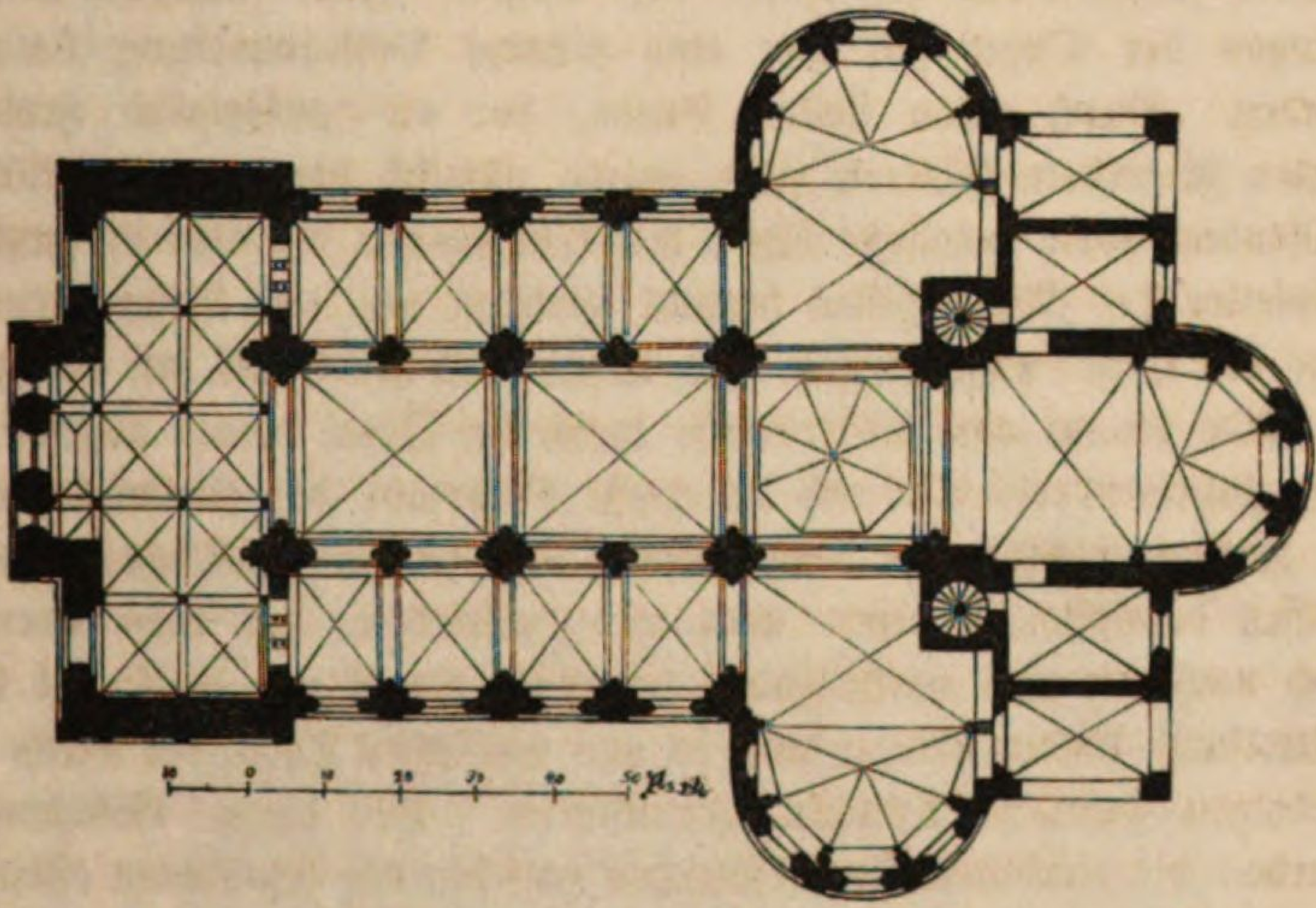


Fig. 5. Grundriß der älteren St. Andreaskirche vor 1223.

Betenden den Einblick in das Innere des Gotteshauses gestattete. Zugleich aber bildete die Empore dieser Halle (vgl. Fig. 4) den in der Kirche liegenden und von den Dormitorien des Klosters unmittelbar zugänglichen Raum für die Abhaltung der kanonischen Stundengebete bei Tag und Nacht. Dieser an sich interessante Einbau stört indessen immerhin den Total-Effect der ursprünglichen Anlage der Kirche bedeutend, indem er das charakteristische Querschiff im Westen fast ganz den Blicken entzieht, ein Umstand, der auch, abgesehen von der bereits erwähnten Abweichung des Styles der Halle, die Annahme unmöglich macht, daß der ursprüngliche Meister diesen Einbau in seinem Plane beabsichtigt habe.

Sehr zu bedauern ist es, daß spätere Zeiten den an sich schönen Halleneinbau nach dem Innern der Kirche hin wesentlich entstellt haben. Ursprünglich nahm die Halle in der Mitte, so weit die Breite des Hauptschiffes reicht, nur zwei Drittel der Tiefe des

Querschiffes von Westen nach Osten hin ein. In dieser Breite des Mittelschiffes öffnete sich die Halle in drei Bogen nach dem Innern der Kirche hin, entsprechend den nach der Westseite hin noch vorhandenen drei Bogen im Innern der Halle. Der mittlere Bogen war nämlich breiter als die daneben stehenden Bogen und ähnliche feine Doppelsäulchen von schwarzgrauem Marmor, wie sie rings herum im Innern der Halle sich noch vorfinden, zierten ursprünglich auch die nach dem Kirchenschiffe hingewandte Seite der schmalen Pfeiler zwischen den erwähnten drei Bogen. Zum späteren Unterbringen der Orgel hat hier eine plumpe Verstümmelung stattgefunden. Durch einen flachen Bogen, der auf unförmlich groben, kurzen Ziegelstein-Pfeilern ruht, wurde nämlich der vom eigentlichen Hallenbau übrig gelassene Theil des Querschiffes bis über die großen Eckpfeiler des Mittelschiffes hinaus verbaut, um auf dieser Grundlage die Orgel anzubringen. So wurde das Querschiff fast bis zum Gewölbe hinauf vom Mittelschiffe durch die Orgel derart abgesperrt, daß Jahrhunderte hindurch die große Mehrzahl der Kirchenbesucher im Innern nichts mehr vom Dasein des schönen westlichen Querschiffes bemerkte. Hiermit noch nicht zufrieden, hat man hernach auch noch ein weit vorstehendes hölzernes Doxal vor die Orgel in's Mittelschiff hinein gebaut und so den westlichen Theil der Kirche zu niedrigen dunklen Winkeln verunstaltet. Bei dieser Gelegenheit wurden die zierlichen Doppelsäulchen zwischen den erwähnten östlichen Bogen der Halle weggebrochen und diese Bogen selbst, die, wie es scheint, ursprünglich durch Eisengitter abgeschlossen waren, roh vermauert. Um in die hier unternommene Verunstaltung des westlichen Theiles der Kirche eine entsprechende „Harmonie" zu bringen, füllte man zugleich auch die beiden Seiteneingänge mit ähnlichen Pfeilern und Bogen wie die Mitte aus.

Man hat vor ungefähr zehn Jahren die erwähnten Uebelstände wesentlich vermindert, indem damals die Orgel zurückgesetzt wurde, so daß der Raum über der Halle nun frei ist. Den hölzernen Doxalvorbau brach man zugleich weg. Nur die erwähnten Unterbaupfeiler und Bogen durfte man noch nicht antasten. Hier bleibt also weitere Verbesserung abzuwarten.

Das XV. Jahrhundert mit seiner entschiedenen Vorliebe für lang gestreckte Choranlagen der Stiftskirchen schritt zu der bedeutendsten Veränderung des bereits sehr umgebauten alten Bauwerkes. Man brach die östliche Apsis, das eigentliche Chor der Kirche weg, um dort das jetzige spätgothische Prachtchor anzubringen

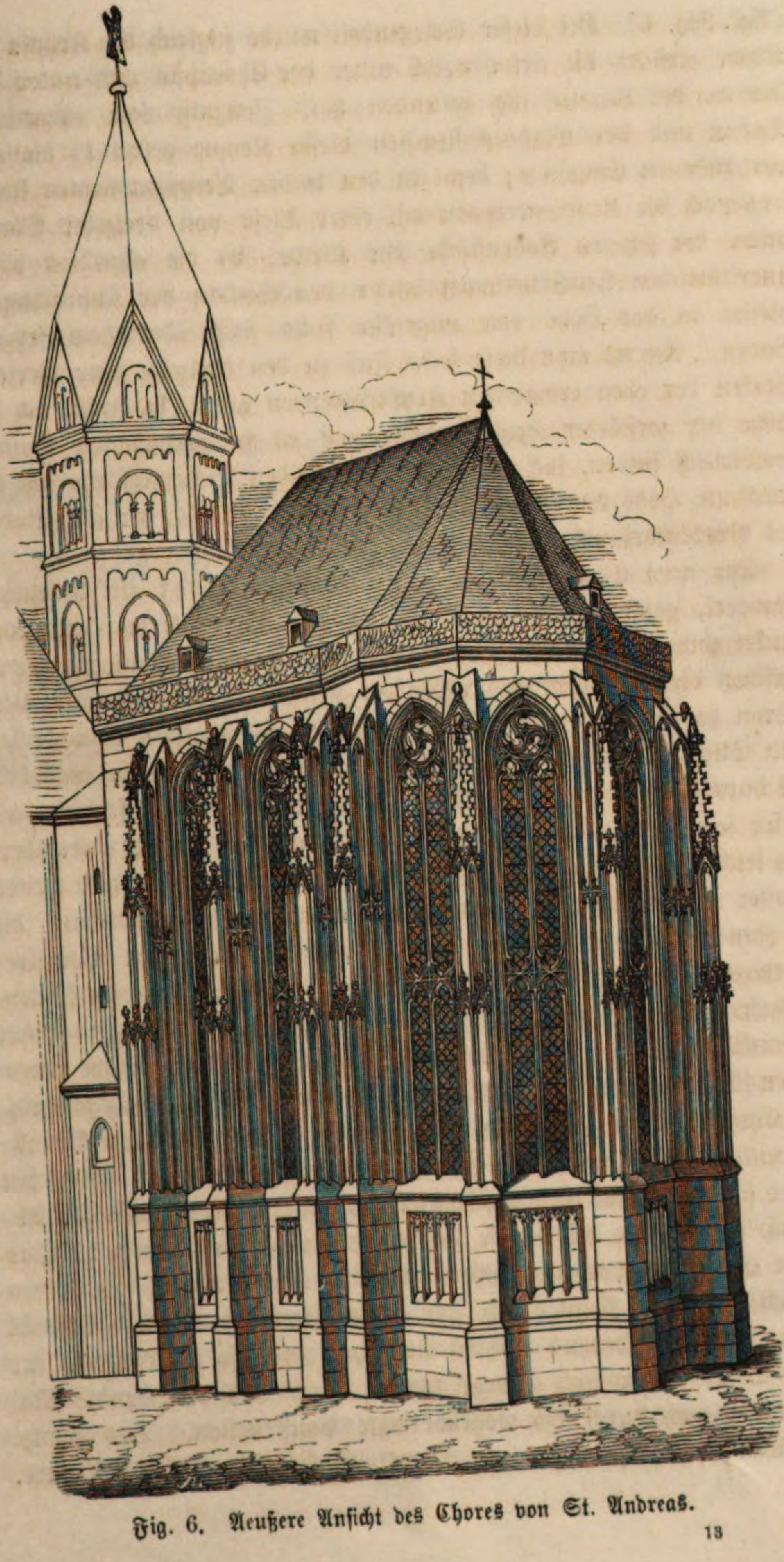


Fig. 6. Aeußere Ansicht des Chores von St. Andreas.

(Vgl. Fig. 6). Bei dieser Gelegenheit wurde zugleich die Krypta der Kirche zerstört, die ursprünglich unter der Chorapsis und unter dem Raume der Kuppel sich befunden hat. Zeugniß vom ehemaligen Dasein und den Maßverhältnissen dieser Krypta geben 1) die noch vorhandenen Eingänge; denn in den beiden Treppenthürmen liegen jetzt noch die Kryptentreppen mit einer Tiefe von dreizehn Stufen unter der jetzigen Bodenfläche der Kirche; 2) die ohnedies völlig unerklärlichen Substructionen unter den Sockeln der Kuppelbogenpfeiler in der Höhe von ungefähr sechs Fuß über dem jetzigen Boden. Nimmt man diese sechs Fuß zu den dreizehn oder vierzehn Stufen der eben erwähnten Kryptentreppen hinzu, so ergibt sich die Höhe der zerstörten Krypta. Wie wir es in verwandten Bauten gewöhnlich finden, lag der Boden der beiden Seitenapsiden um die erwähnte Höhe von sechs bis sieben Fuß tiefer als der alte Boden des Presbyteriums.

Der neue Chorbau bildet für sich betrachtet ein herrliches Bauwerk, geschmackvoll, zierlich, aus solidem Material, gut construirt und von vortrefflicher Arbeit. Freilich mangelt alle Harmonie zwischen diesem Chore und der alten Kirche. Allein dasselbe Verfahren hat ja der Geschmack jener Zeit an so manchen Cathedralen und Stiftskirchen aus der romanischen Bauperiode ebenso rücksichtslos durchgesetzt, ohne gerade dabei so Ausgezeichnetes zu schaffen, wie dieser so malerische Chorbau der St. Andreaskirche ist. Zu einer überaus leichten Laube (vgl. Fig. 2) reihen sich hier die hohen und weiten Fenster an einander, nur von schmalen Zwischenstücken getrennt, die im Innern bloß als die bis zum Boden herabragenden Gewölbegurtbogen erscheinen, denn Kapitälabsätze finden sich in diesen säulenartigen Streifenbündeln nicht vor. Das Chor ist gegen früher wesentlich verlängert, um an den Seitenwänden den Raum herzustellen für die beiden Doppelreihen der künstlich aus Eichenholz geschnitzten Chorstühle der zahlreichen Stiftsherren. (Vgl. den alten Grundriß unter Fig. 4 gegen den jetzigen unter Fig. 7.) Nach Osten hin bildet sich dann aus sieben schmäleren Fenstern ein kreisartiger Abschluß, indem dort die Breite sich um ein paar Fuß erweitert. Das ganze Chor ist bedeutend höher als die übrige Kirche, um deren Verhältnisse der Meister sich gar nicht kümmern wollte. Obwohl dieser Bau ein überaus leichtes Aussehen zeigt, so ist dennoch für seine Stärke vortrefflich gesorgt, sowohl durch das angewandte Material als auch durch die wohlüberlegte Construction. Das Ganze ist nämlich aus festem Haustein gebaut, ähnlich dem unseres Domes.

Die schmalen Zwischenräume zwischen den Fenstern, welche im Innern so leicht erscheinen, sind nach außen als stark hervorspringende Strebepfeiler construirt, so daß mit dem leichten Erscheinen für den Anblick dennoch die solide Massenhaftigkeit verbunden ist. Die Fenster sind im zierlichen Fischblasenstyl mit leichtem und reichem Maßwerk verziert. Außer den feinen Bekrönungen in den Spitzbogen der Fenster ist auch in der Mitte ihrer Höhe, wie es bei den Bauwerken des XV. Jahrhunderts vielfach vorkommt, noch eine gefällige Maßwerkverzierung angebracht.

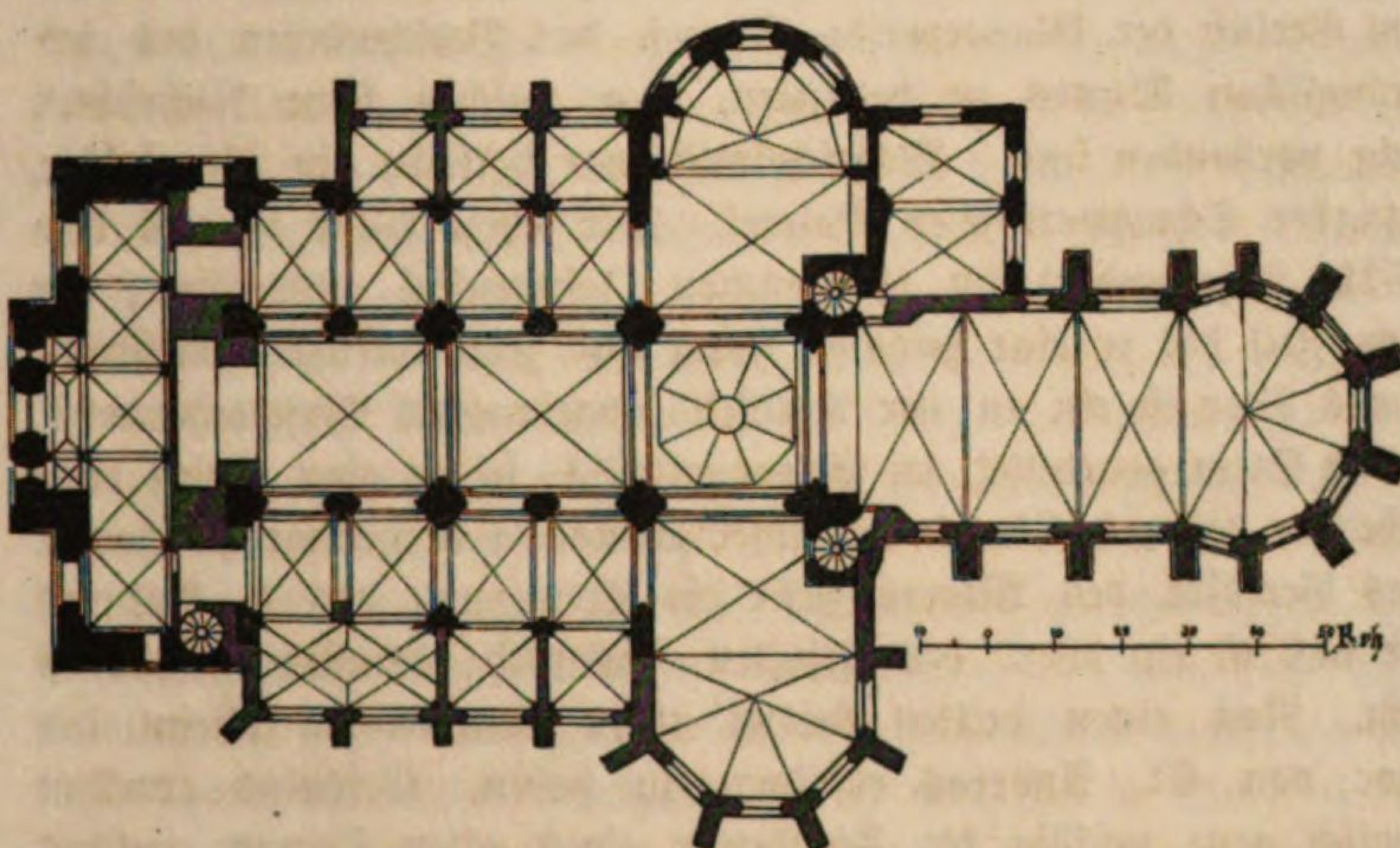


Fig. 7. Grundriß der St. Andreaskirche.

Zwischen den Fenstern laufen, wie früher bemerkt wurde, die Gurtbogen des Gewölbes wie Säulenbündel herab, reichen jedoch nicht bis auf den Boden, enden vielmehr ungefähr zehn Fuß vom Boden ab in sehr originell verzierte Consolen, deren Bildwerk aus musicirenden Engeln und aus Chorsängerfiguren besteht. Der untere Theil der platten Chorwand hinter den geschnitzten Stühlen der Stiftsherren hat eine zierliche Holzbekleidung mit einem weit vorstehenden Gesimse als Schalldeckel. Der Totalanblick (vgl. Fig. 2 u. 6) dieses Chores für sich allein ist überaus wohlthuend durch die Harmonie, die Zierlichkeit und die wohlüberlegte Construction aller Einzelnheiten. Es ist nicht der düstere Ernst der mit dem Zirkel abgemessenen mathematischen Formen der älteren Gothik, es sind die heiteren, malerischen Formen der Flamboyantperiode, wo der gothische Styl sich nicht mehr auf Kirchenbauten allein beschränkte, sondern neuen

15

Formenreichthum in seiner Anwendung auf die Goldschmiedekunst im Kleinen und auf weltliche Gebäude im Großen gewonnen hatte. So versöhnt uns die Schönheit dieses neuen Chores der St. Andreaskirche mit der vorhandenen Störung der Harmonie des ganzen Baues. Leider ist ein prächtiger Schmuck dieses gothischen Chores im vorigen Jahrhundert verschwunden, nämlich seine Glasgemälde. Diese übergroßen Fenster stören heute fast durch das zu grelle Tageslicht, mit welchem sie den Raum des Allerheiligsten übergießen. Die neubelebte Glasbrennerkunst unserer Tage hätte hier eine schöne Gelegenheit, den Verlust der früheren Pracht zu ersetzen. Außer dem Verlust der Glasgemälde ist auch das Verschwinden des ursprünglichen Altares zu bedauern, über welchen keine Nachrichten mehr vorhanden sind. Wahrscheinlich war derselbe ein Flügelaltar, entweder Schnitzwerk oder Malerei. Der jetzige Altar ist aus dem XVII. Jahrhundert im sogenannten Jesuitenstyl ausgeführt; für seine Zeit hat er eine gefällige Form und zeigt kräftiges Machwerk. Etwas älter ist ein an der Nordseite angebrachtes Wandtabernakel, gut in Stein gearbeitet, im Cinquecentostyl; leider aber scheint dasselbe ein besseres älteres Sakramentshäuschen verdrängt zu haben. Das Gemälde des Altares stellt die Kreuzigung des h. Andreas vor und ist ein Werk des Jesuiten Fuckerath; Kunstwerth hat es nicht. Noch einen dritten Verlust eines Kunstwerkes scheint der Chor von St. Andreas erfahren zu haben. Gelenius erwähnt nämlich ganz zufällig die Zerstörung eines alten Odeum, welches bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts das Chor nach der Kirche hin abschloß und in welchem sich der Kreuzaltar befand. Offenbar muß dieses Odeum, von welchem wir weiter nichts mehr wissen, ein der Zierlichkeit des Chores entsprechender durchbrochener Lettner im Flamboyantstyl gewesen sein, wie wir deren so manche an andern Stellen als Chorabschluß gothisch gebauter Kirchen finden. Der Verlust ist um so mehr zu beklagen, als sich in Köln's Kirchen kein Muster eines solchen Lettners mehr vorfindet.

Wenn uns die Schönheit des neuen Hauptchores mit der Störung des alten Baues immerhin versöhnen kann, so ist dasselbe keineswegs zu sagen von einer ähnlichen Umgestaltung des Seitenchores im südlichen Kreuzflügel. Der Zeitgeschmack des XV. Jahrhunderts hat nämlich auch hier die Kirche mit einem Ansatze verschönern zu können geglaubt. Gegen das Jahr 1500 hin hat man den alten südlichen Kreuzflügel ganz abgebrochen und einen bedenklich leichten spätgothischen an die Stelle gesetzt, der weder in Beziehung auf die

Form, noch auf die Construction, noch auf das Material, dem Hauptchore gleich zu stellen ist. Uebergroße Fenster mit sehr schmalen und schwachen Zwischenstücken aus Tuffsteingemäuer ließen bald diesen Bau als gefährlich erscheinen, so daß sich die spätere Zeit gezwungen sah, zur Abwendung der Gefahr vier große Fenster mit Ziegelsteinen zu vermauern, um auf diese Weise den Wänden mehr Stärke für das Tragen des Gewölbes zu verschaffen. Wenn dieser Bautheil an sich für die Kunst werthlos ist, so interessirt uns dagegen der dort aufgestellte Altar. Allerdings wird derselbe ein Aergerniß sein für manchen zu einseitigen Verehrer des gothischen Styles. Allein die Andreaskirche ist ja nun einmal für einseitige Puristen von oben bis unten ein Aergerniß. Der in Rede stehende Altar ist dennoch in seiner Art ein Meisterwerk, ähnlich den freilich oft barocken Holzschnitzwerken, womit das XVII. Jahrhundert so manche belgische Kirche ausgestattet hat. Derselbe ist das Werk eines zur Zeit berühmten kölnischen Bildhauers van Hellmont. Wer sich mit dem Geschmacke dieser Arbeiten nicht befreunden kann, der wird wenigstens der Gewandtheit und Tüchtigkeit der Arbeit das Lob nicht versagen können.

Der Raum vor dem Altare ist passend abgeschlossen durch eine Communionbank von ähnlichem Holzschnitzwerk. Altar und Communionbank sind von Farbenentstellungen verschont geblieben und sie nehmen sich an der dortigen gar hell beleuchteten Stelle in der dunklen Naturfarbe des alten Eichenholzes ganz gut aus. Diesem Altare wurde jedoch ein viel werthvollerer Schatz der Andreaskirche zugewendet, nämlich der im Altare aufgestellte Reliquienschrein der macchabäischen Brüder. Dieser Reliquienschrein ist besonders schätzenswerth als das Werk einer Periode, aus welcher uns wenig Derartiges übrig geblieben ist. Er ist um das Jahr 1507 angefertigt und beweist einen hohen Standpunkt der Goldschmiedekunst in Köln zur damaligen Zeit. Das ganze Kunstwerk ist aus Messing geschlagen und vergoldet. Eine große Reihe von figurenreichen Basreliefs stellt die Leiden der macchabäischen Brüder in Parallele mit dem Leiden Christi dar.

Neben den beiden Seitenschiffen sind im XV. Jahrhundert rechts und links sechs gothische Kapellen zum Gottesdienst für einzelne Stiftungen angebaut worden, die mit einfachem Gitterwerk nach der Kirche hin abgeschlossen sind und im Ganzen einen wohlthuenden Eindruck machen. An der Nordseite fehlt unten die letzte Kapelle, so daß dort allein noch die ursprüngliche romanische Seitenwand des

alten Baues mit einem Rundbogenfester übrig geblieben ist. An der Südseite dagegen ist gegen Ende des XVI. Jahrhunderts noch eine Doppelkapelle angebaut worden. In ihr befindet sich gegenwärtig seit einigen Jahren die Grabstätte des h. Albertus Magnus, des berühmten Dominikaners. Sein hoher Ruhm als Gelehrter und als Kunstverständiger ist weltbekannt. Die nunmehr zerstörte gothische Kirche des ganz nahe bei St. Andreas gelegenen Dominikanerklosters war sein Werk. Sie war nächst dem Dome die größte Kirche Kölns und ihre Bauart bestätigte in jeder Beziehung die Sage, daß auch der gleichzeitig entstandene Domplan ein Geistesproduct des h. Albertus sei. Die letzten Spuren von ihr sind verschwunden, seit das Kloster im Anfange dieses Jahrhunderts in eine Kaserne verwandelt worden ist. Nur eine unvollkommene Abbildung dieser Prachtkirche befindet sich noch auf einem in St. Andreas aufbewahrten Gemälde als letztes Andenken vor.

Die Gebeine des großen Mannes ruhen gegenwärtig wieder in einer angemessenen Weise in einem vergoldeten und mit Gemälden aus dem XV. Jahrhundert geschmückten Holzschrein über dem zu seiner Ehre geweihten Altare. Neben dem Altare ist in einem Gitterschranke hinter Glas die interessante Kasel des h. Albertus sichtbar. Sie ist nach dem schönen Schnitte des dreizehnten Jahrhunderts aus blaßblauem Sammet gemacht und mit einer breiten Goldborde in Kreuzesform verziert. Die dabei befindliche Stola ist mit gestickten Apostelbildern besetzt.

Noch ein merkwürdiger Theil des ältesten Baues ist besonders zu besprechen, nämlich die Sakristei. Das Innere derselben ist unter Fig. 8 beifolgend abgebildet; das Aeußere ist theilweise unter Fig. 3 zu ersehen. Diese Sakristei bildet an der Nordseite in der Ecke zwischen dem Chore und der nördlichen Flügelapsis einen ansehnlichen Anbau in ursprünglich romanischer Stylform; er hat indessen im Laufe der Zeiten wesentliche Veränderungen erlitten. Der Bau besteht aus zwei Etagen; die untere Etage, welche gegenwärtig einen einzigen gewölbten Raum als Sakristei bildet, war ursprünglich von Norden nach Süden in zwei gleiche Theile getheilt, und nur die zunächst an die Kirche anliegende Abtheilung diente ursprünglich als Sakristei, die andere nach der Straße zu gelegene nördliche Hälfte bildete dagegen eine offene Eingangshalle vor der nördlichen Hauptkirchthüre, eine sogenannte Büßerhalle. Daher zeigt sich im Innern der Sakristei die nunmehr zugemauerte Hauptkirchthüre im schönsten romanischen Style, verziert mit den

bekannten beiden Löwenbildern, welche an den damaligen Kirchenthüren wie bei St. Gereon, bei St. Martin 2c., den Eintretenden mahnen sollen an den Spruch: Terribiles est locus iste, haec porta Dei. „Schrecken erregend ist dieser Ort. Es ist das Eingangsthor der Gottheit."



Fig. 8. Das Innere der Sakristei von St. Andreas.

Als man später diese Nordseite der Kirche so total verändert hat, mauerte man die schöne Kirchthüre zu und verlegte den Eingang der Kirche einige Schritte weiter, um auf diese Weise die Sakristei durch den Raum jener Büßerhalle verdoppeln zu können. Bei dieser Gelegenheit wurden die beiden offenen Bogen der Halle durch Mauerwerk und spätgothische Fenster geschlossen. Man scheint

den so entstandenen jetzigen Sakristei-Raum damals neu consecrirt zu haben, darauf deuten nämlich die dort vorfindlichen Consecrations-kreuze an den Wänden hin.

Der Raum der zweiten Etage über der Sakristei bildet eine Art von Kapelle, die für Aufbewahrung der Paramente, Archivalien und Werthgegenstände von jeher gedient haben mag.

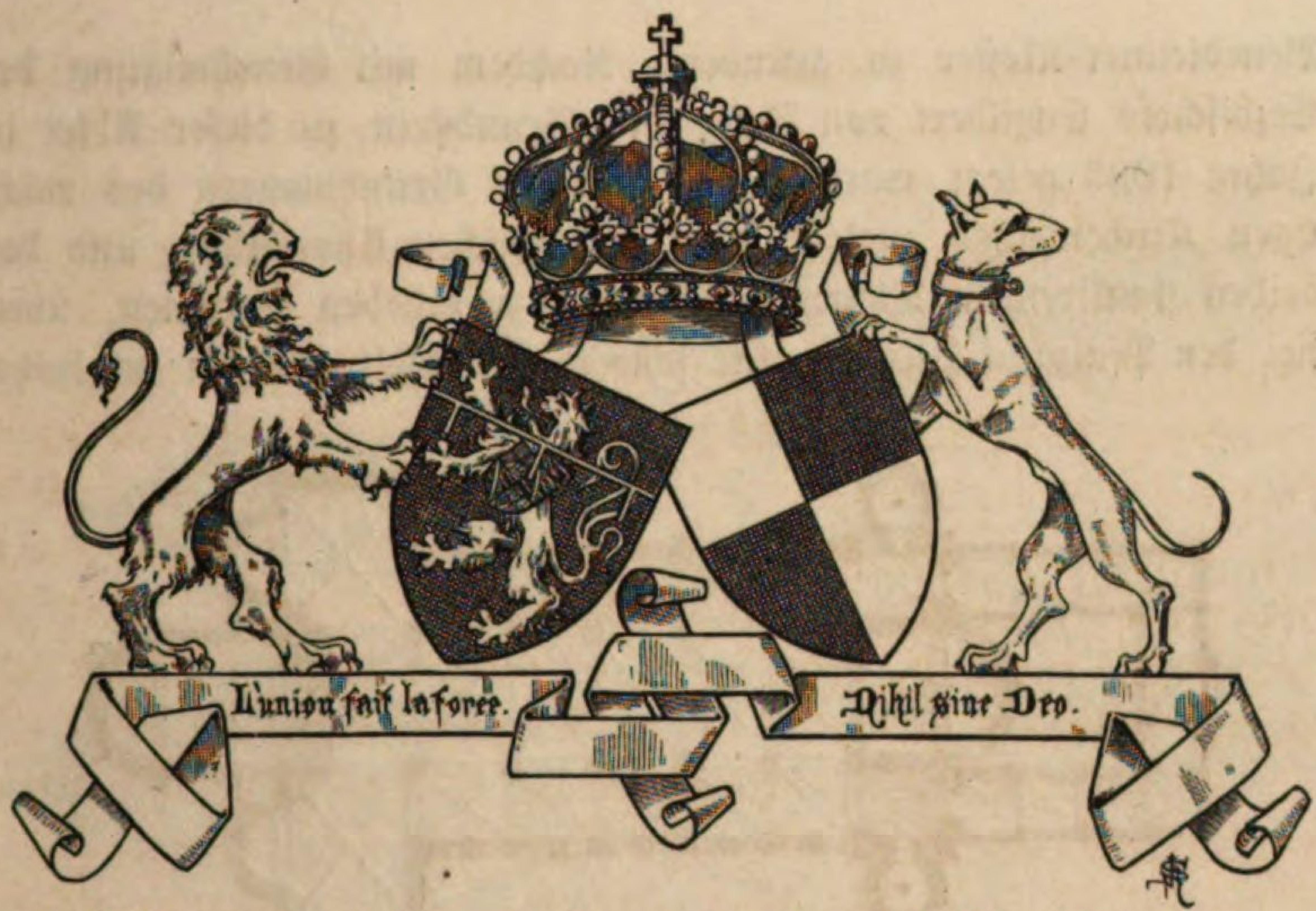
Genau dieselbe Einrichtung eines solchen zweistöckigen Anbaues fand sich bis vor wenigen Jahren an der entgegengesetzten Seite des Chores vor. Zu Anfang der Vierziger Jahre hat man leider dort diesen Bau abgebrochen und den Raum an die Nachbarn der Kirche verkauft, wobei dann der alte südliche Eingang vermauert wurde.

Von einzelnen Merkwürdigkeiten, welche die St. Andreaskirche besitzt, heben wir besonders hervor eine große hölzerne Statue des h. Michael aus dem XV. Jahrhundert. Das Bild ist sehr elegant geschnitten, so daß früher irrthümlich behauptet wurde, es sei Arbeit von der Hand Albrecht Dürer's. Gegenwärtig ist dasselbe im Chörchen des h. Albertus aufgestellt, als Gegenstück zu einem eben so alten, aber minder vortrefflichen Christophorus-Bilde.

Ferner sind bemerkenswerth fünf kostbare Stickereien aus dem XV. Jahrhundert, das Leben des h. Hubertus vorstellend; unstreitig gehören sie zum Allerbesten, was unserer Zeit von mittelalterlichen Stickereien in den Kirchen Kölns übrig geblieben ist. Sie sind gegenwärtig auf einem Altarvorhange angebracht.

Die ziemlich zahlreichen Gemälde, welche sich allerorts in der Kirche angebracht finden, sind für den Kunstliebhaber nicht ohne Interesse; kunstgeschichtlich Hervorragendes befindet sich jedoch nicht unter ihnen.

Dr. **Chr. Bosen.**



Die ehemalige Benedictiner-Abteikirche zu Laach.

Stifterin der Holzschnitte: Ihre Königliche Hoheit Maria Gräfin von Flandern, geborne Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen.

Der Schwerpunkt der monumentalen Architektur am Rheine ist nicht in dem Quaderbau der Gothik, sondern in den Tuffsteinbauten der romanischen Kunst-Epoche zu suchen. Kein Land Europa's hat nämlich auf verhältnißmäßig kleinem Raume eine so große Zahl der vollendetsten kirchlichen und profanen Bauwerke in den entwickelten Formen des romanischen Styles von der Mitte des XI. bis zum zweiten Viertel des XIII. Jahrhunderts aufzuweisen, wie dieselbe in reicher Abwechslung der Formen, die vormals sogenannte „Pfaffenstraße" entlang, von Mainz bis Cöln heute noch anzutreffen sind. Zu den hervorragendsten Tuffsteinbauten des Niederrheins ist jedoch die ehemalige Abteikirche zu Laach zu zählen, vor allen rheinischen Kirchen äußerst romantisch gelegen an dem Ufer des gleichnamigen See's, nur wenige Stunden von Andernach.

Als Stifter der Benedictiner-Abtei Laach wird von verschiedenen Chronisten Heinrich II., Pfalzgraf bei Rhein, einstimmig bezeichnet. Derselbe heirathete die Tochter des thüringischen Markgrafen Otto von Orlamünde, Adelheid, die Wittwe des Grafen Adalbert von Ballenstett. Da die Ehe kinderlos blieb, so erwachte in den beiden Gatten der Gedanke, inmitten ihrer Besitzungen am Laacher See ein

Benedictiner-Kloster zu gründen. Nachdem mit Genehmigung des Erzbischofs Engilbert von Trier der Grundstein zu dieser Abtei im Jahre 1093 gelegt worden war, und die Grundmauern des mächtigen Kirchenbaues zugleich mit der östlichen Choranlage und den beiden flankirenden Thürmen sich schon zu erheben begannen, überfiel den Pfalzgraf Heinrich eine schwere Krankheit, die ihn im Jahre

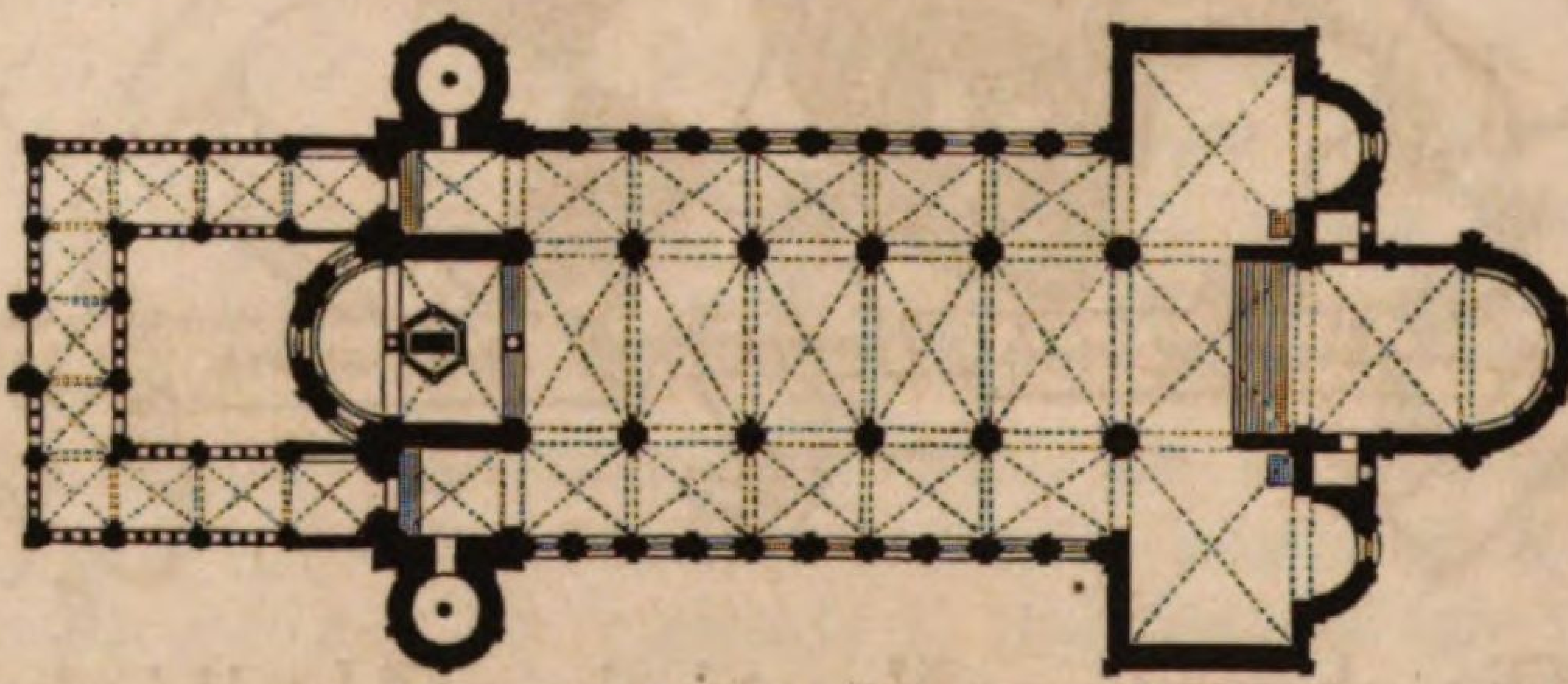


Fig. 1. Grundriß der Kirche zu Laach.

1095 dahinraffte. Die Leiche des großmüthigen Stifters fand zuerst in dem Gange vor dem Kapitelsaale ihre irdische Ruhestätte; nach Vollendung der Kirche jedoch wurde dieselbe erhoben und in der Mitte des Kirchenschiffes beigesetzt. Erst unter dem elften Abte von Laach, Theodorich von Lehmen, welcher der Abtei von 1256—1295 vorstand, erhielten die irdischen Ueberreste des Stifters eine dauernde Ruhestätte in der neuen Gruft im Westchor der Kirche.

Pfalzgraf Heinrich II. hatte zum Erben seiner Güter Siegfried, den zweiten seiner Stiefsöhne, ernannt, welcher zugleich den Auftrag übernahm, das begonnene Werk seines Vorgängers fortzusetzen. Nachdem Siegfried auch mit der Würde eines Pfalzgrafen bei Rhein bekleidet worden war, scheint derselbe ein sehr bewegtes Leben geführt zu haben. So mag es gekommen sein, daß er in der ersten Zeit seiner Regierung den ausdrücklichen Willen seines Stiefvaters durchzuführen unterließ. Von Reue getrieben faßte derselbe jedoch gegen das Jahr 1112 den löblichen Entschluß, das begonnene Werk endlich zur Ausführung zu bringen und das Versäumte wieder gut zu machen.

Sofort schon nahm er darauf Bedacht, durch Kaiser Heinrich V. die erweiterte Stiftung bestätigen zu lassen, was unter dem 15. April 1112 geschah. Siegfried ging indessen in seinem Eifer für die Erweiterung und Vollendung der Stiftung seines Vorgängers noch weiter, indem er die unmittelbar am See gelegene Burg der Herren von Laach abtragen ließ und die zur Burg gehörenden Güter der neu-

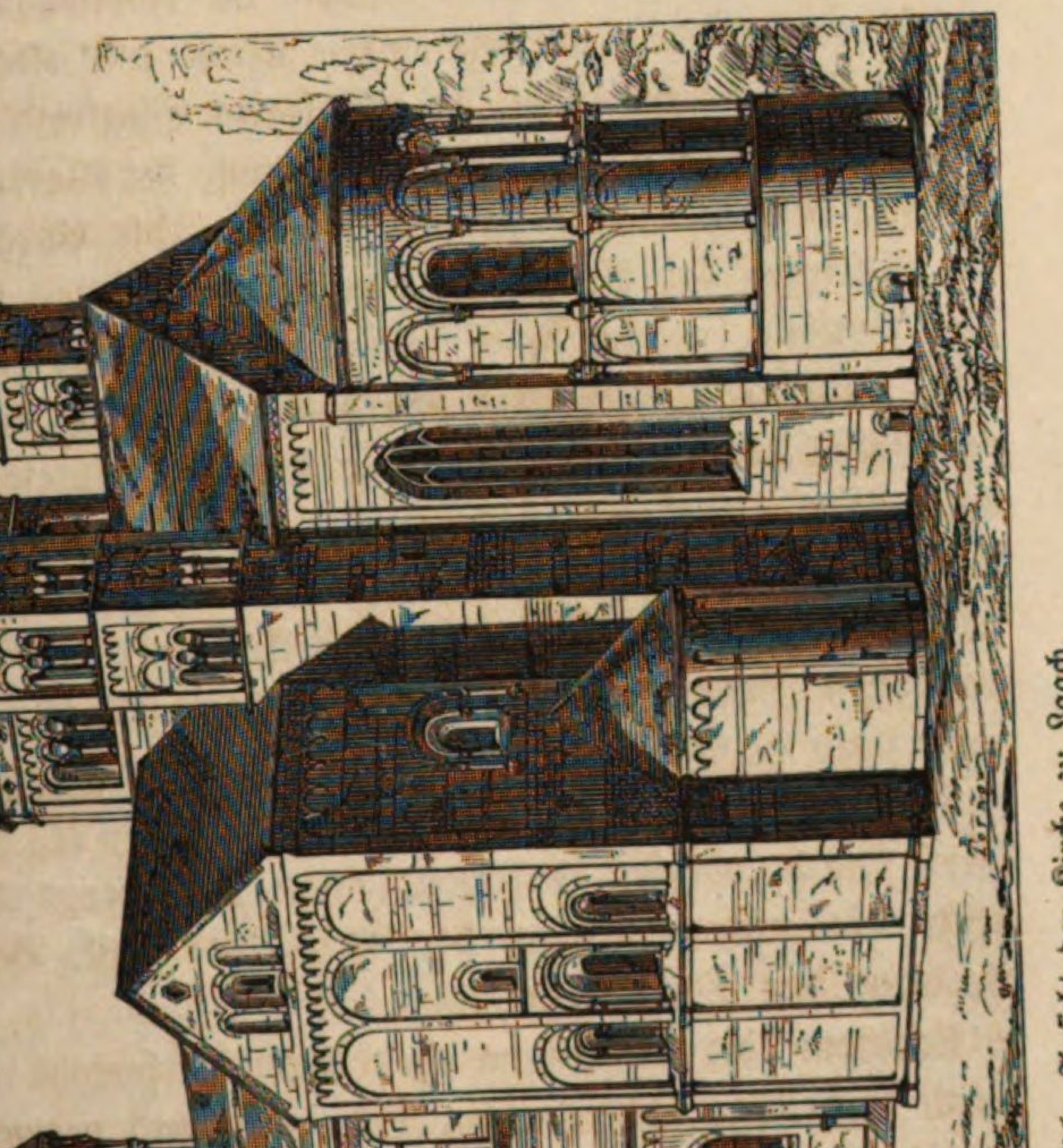


Fig. 2. Südöstliche Ansicht der Kirche zu Laach.

gestifteten Abtei einverleibte. Bei der thätigen Vorsorge des Pfalzgrafen schritt der Kirchenbau sowie die Fortsetzung des Klosterbaues rüstig vorwärts. Indessen waren Kirche und Kloster in ihrer Ganzheit noch nicht vollendet, als Pfalzgraf Siegfried 1113 an den Folgen der Wunden starb, die er im Kampfe bei Warensted erhalten hatte.

Von seinem Sohne Wilhelm melden die Chronisten, daß er für die Stiftung der Abtei und den Weiterbau der Kirche keine besondere Vorliebe gezeigt habe. Dagegen nahm sich Hedwig, Gräfin von Are, wahrscheinlich Wittwe Gerhard's II. von Hochstaden, welche in der Nähe des Laacher See's die Burg zu Nickenich besaß, des weiteren Ausbaues des begonnenen Gotteshauses eifrigst an. Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt von der frommen Hedwig die Anlage des reich entwickelten westlichen Chortheiles und der beiden damit verbundenen Thürme her. Gleichsam als dritte Gründerin der Abteikirche fand Hedwig auch in derselben ihre letzte Ruhestätte; vgl. Seite 18.

Bereits im Jahre 1138 bestätigte Innocenz II. die Gründung der Abtei Laach, verhieß derselben seinen besonderen Schutz und unterstellte die neue Stiftung der Regel des heil. Benedict, nach dem Vorbilde der Abtei Cluny.

Nachdem das Eigenthum des Klosters sowohl durch Ankauf als durch freiwillige Schenkungen sich bedeutend vermehrt hatte, wurde endlich am 23. November 1156 durch Hillin, Erzbischof von Trier, die Einweihung der eben vollendeten Kirche unter der Anrufung der Himmelskönigin und des heil. Nicolaus feierlichst vollzogen.

Was die Entstehungszeit der einzelnen Theile des majestätischen Baues betrifft, so unterliegt es im Hinblick auf die Eingangs erwähnten geschichtlichen Angaben nicht dem mindesten Zweifel, daß die östliche Choranlage mit den beiden flankirenden Thürmen (vergl. den Grundriß unter Fig. 1 und den Aufriß des Ostchores unter Fig. 2), deßgleichen die östliche Querschiffanlage der Frühzeit der Stiftung von Laach angehören und daß diese Bautheile mitsammt der Krypta (vergl. Fig. 5 und 6) in den ersten Jahrzehnten des XII. Jahrhunderts vollendet worden sind. Dafür spricht unter anderen die Unregelmäßigkeit der Anlage, die große Einfachheit der Detailformen und stellenweise die Unvollkommenheit in der technischen Ausführung, welche diese älteren Bautheile vor den jüngeren reich entwickelten Partien der westlichen Choranlage (vergl. Fig. 3) kennzeichnet. Auch die Gewölbconstructionen im östlichen Chor stehen nicht im Mindesten im Einklange mit der Einwölbung des westlichen Querschiffes und der Gewölbeconstruction im Westchor. Während die östliche innere

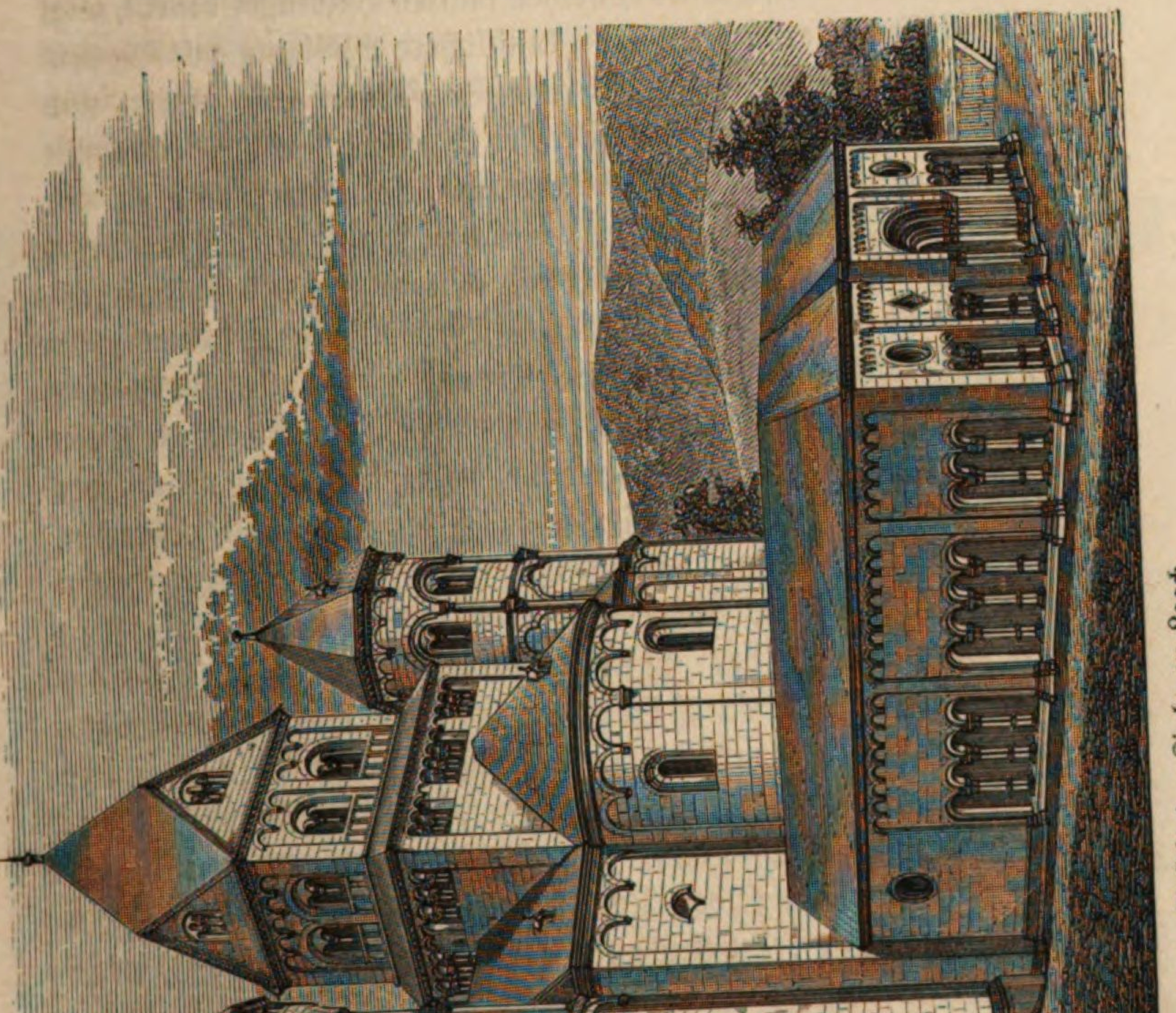


Fig. 3. Nordwestliche Ansicht der Kirche zu Laach.

Chorhaube aus der Hälfte einer einfachen platten Halbkugel besteht, zeigt sich im westlichen Chor bereits eine künstlichere Wölbung mit Kappen. Betrachtet man die einfach nüchternen Bauformen im Innern und Aeußern am östlichen Chorschluß, die harmonisch in allen ihren Theilen wie aus einem Guß gehalten sind, so dürfte man zu der Annahme sich hinneigen, daß dieser älteste Bautheil größtentheils seine Vollendung bis zum Tode des zweiten Stifters, des Pfalzgrafen Siegfried († 1113), gefunden habe. Die Bauthätigkeit der Gräfin Hedwig, der Wittwe Gottfrieds von Arras, welche als Wittwensitz die nahe Burg Nickenich bewohnte, würde sich, dem Vorhergesagten zufolge, auf den weiteren Ausbau des Langschiffes, namentlich aber auf die Anlage des reich verzierten westlichen Chores erstrecken, dessen Vollendung in seinen zierlichen, reich entwickelten Einzelheiten (vergl. Fig. 3) kaum vor der Weihung im Jahre 1156 erfolgt sein dürfte. Der Ausbau des äußerst zierlichen Vorhofes (pronaos) jedoch, der in Gestalt eines Quadrums an die westliche Chorhalle sich anlehnt (vergl. Grundriß unter Fig. 1 und Aufriß unter Fig. 3), war zweifelsohne nicht vollendet, als die feierliche Einweihung unter Erzbischof Hillin von Trier 1156 vollzogen wurde. Die reiche Entwickelung der Kapitäle (vergl. die Abbildung des Innern unter Fig. 7), deßgleichen die mit großer Präcision durchgeführte Wölbung dieses zierlichen narthex können als Belege betrachtet werden, daß diese Vorhalle erst gegen Schluß des XII. Jahrhunderts vollendet worden ist. Diesen drei Bauepochen reiht sich noch eine vierte an, in welcher die großen Klosterumgänge hergestellt worden sind, welche sich ehemals an das südliche Nebenschiff anschlossen, die leider aber im Anfange dieses Jahrhunderts niedergelegt wurden. Nach den einzelnen noch vorhandenen Wandansätzen der Gewölbe zc. zu schließen, dürften diese Kreuzgänge erst im XIII. Jahrhundert gebaut worden sein.

Uebereinstimmend mit den form- und zeitverwandten Domen zu Speier und Worms gibt sich auch die Abteikirche zu Laach als eine Pfeilerbasilika mit der Anlage eines doppelten Chores nach Osten und nach Westen zu erkennen. Unter der östlichen Choranlage als dem Hauptchor der Kirche dehnt sich die geräumige Unterkirche aus, zu deren Beschreibung wir sogleich übergehen werden, und setzt sich unmittelbar an diese Chorapsis ein Querschiff an, das als Kreuzanlage ziemlich bedeutend hervortritt. Gleichwie die Chorhaube im Rundkreis schließt, so werden auch die Kreuzflügel von je einer kleinen Chorapside nach Osten hin abgeschlossen.

Die östliche Apsis zeigt im Aeußern (Fig. 2) eine sehr einfache architektonische Ausstattung mit Lisenen und einer doppelten Arkadenreihe. In den Arkaden der oberen Ordnung sind die rundbogigen Fenster angebracht, so zwar, daß Blendbogen und Fenster regelmäßig



Fig. 4. Inneres der Kirche zu Laach, nach Westen gesehen.

sich abwechseln. Das muschelförmige Dach der Apsis lehnt sich an die Abschlußmauer des verlängerten Mittelschiffes, welches, wie gewöhnlich, in diesem östlichen Gewölbjoche den Vorraum der eigentlichen Apsis bildet.

In der Mauerdicke zwischen dem Hauptchore und den Nebenapsiden des Kreuzschiffes sind als Erdgeschosse der die Chorapsis flankirenden Chorthürmchen zwei kleinere Räume angebracht, die ihrer geringen Ausdehnung wegen wohl nicht füglich als Sakristeien ehemals kirchlich in Gebrauch gewesen sein dürften. Die Sakristeien,

die heute leider verschwunden sind, standen wahrscheinlich mit den ebenfalls heute zerstörten Umgängen an der Südseite und mit dem Querschiff unmittelbar in Verbindung. Jene viereckigen Chorthürmchen zeigen in den drei Geschossen oberhalb des Kirchendaches eine so reiche architektonische Ausstattung, daß man versucht ist, ihren Ausbau nahe an die Mitte des XII. Jahrhunderts zu verlegen.

Parallel mit der Querschiffanlage am östlichen Chor ist auch an dem Westchore ein Transept vorgelegt, welches jedoch nicht auslabet, sondern in grader Linie mit den Abschlußmauern der Nebenschiffe liegt. Gleichwie die Vierung im Ostchor von einem Aufbau im Achteck überragt wird (vergl. Fig. 2), der im Innern nicht kugelförmig ausgebildet ist, so erhebt sich auch über der entsprechenden Vierung des westlichen Querschiffes ein rechteckiger Aufbau (vergl. Fig. 3), der in seinem zweiten Geschoß sich verjüngend die quadratische Form beibehält und als Thurmanlage mit vier Giebeln bekrönt ist, in welche rhomboidenförmig der niedrige Dachhelm eingreift.

Nachdem die östliche Chorapsis, die unserer Vermuthung nach dem Beginne des XII. Jahrhunderts angehört, ohne die für die spätern romanischen Kirchen fast unumgänglich geforderte Zwerggallerie vollendet worden war, mußte der Erbauer des westlichen Theiles der Kirche ebenfalls auf einen solchen architektonischen Schmuck verzichten, um den Westchor im Vergleich mit der östlichen Apsis nicht allzu reich erscheinen zu lassen. Gleichsam als Ersatz dafür erhielt das untere Geschoß des westlichen Hauptthurmes, wie es bereits an dem östlichen Gegenstück geschehen war, eine offene Bogengallerie, die natürlich, ihrer Tragfähigkeit wegen, nicht so ununterbrochen fortlaufen konnte, wie dies bei den Zwerggallerien romanischer Apsiden der Fall ist.

Anstatt daß die flankirenden Thürmchen, wie bei fast sämmtlichen rheinischen Kirchen romanischen Styls, unmittelbar zu beiden Seiten der Chorhaube sich erheben, treten dieselben zu drei viertel Theile zu beiden Seiten des westlichen Querschiffes als Rundthürmchen vor. Auf diese Weise gewinnt die Façade nach Westen, wie die Abbildung unter Fig. 3 zeigt, eine viel reichere und entwickeltere Physiognomie.

In ihrer architektonischen Ausstattung sind diese Thürmchen recht bemerkenswerth, und namentlich ist es der Uebergang aus der Rundform der Mauerumfassung zu dem achtseitigen Dachhelm, der charakteristisch genannt zu werden verdient und fast an kleinere Festungsthürmchen mittelalterlicher Burgen erinnert.

Die niedrigen Seitenschiffe haben im Aeußern eine der inneren Gewölbeconstruction entsprechende Eintheilung der Seitenwände durch flache Lisenen erhalten, wodurch die Stellung der Fenster nothwendig eine regelmäßige werden mußte. Wir erwähnen dies des-

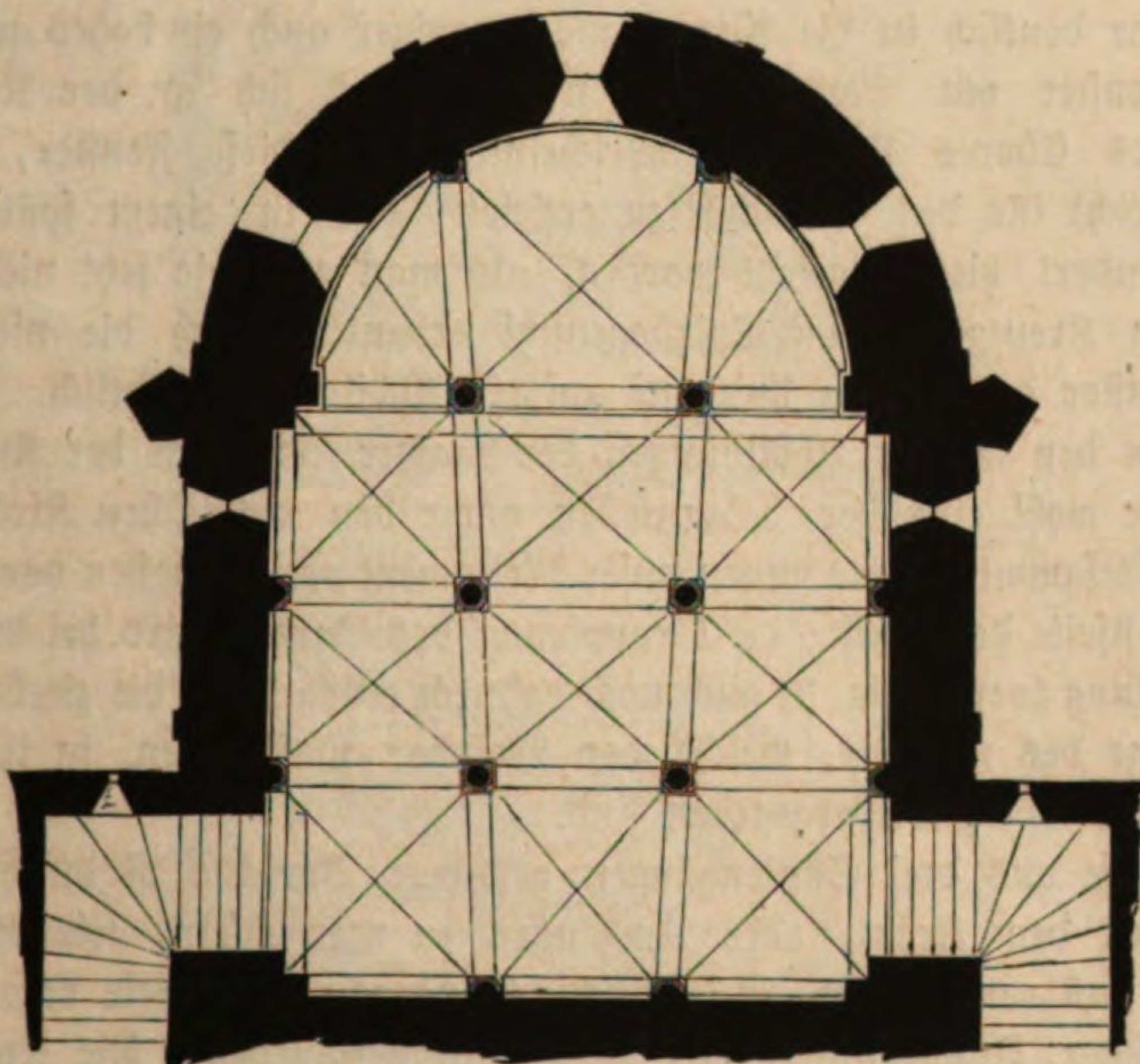


Fig. 5. Grundriß der Krypta der Kirche zu Laach.

halb, weil es sehr selten ist, daß die Fenster an den Nebenschiffen romanischer Kirchen, ohne dieses äußere Hilfsmittel der Mauereintheilung, einen ganz regelmäßigen Abstand unter sich haben.

Wenn auch die Darstellung der Südostseite, die in Monographien seltener abgebildet ist, der malerischen Effekte entbehrt, so ist dieselbe doch in archäologischer Hinsicht sehr interessant und lehrreich, weil hier das majestätische Bauwerk dem Blicke des Beschauers mehr und mehr in allen seinen wesentlichen Haupttheilen klar und deutlich entgegentritt. Unter Fig. 2 haben wir deßwegen den herrlichen Bau von der Südostseite in einer solchen perspektivischen Aufnahme wiederzugeben versucht, daß außer der kleinen westlichen Chorhaube sämmtliche Bautheile sich scharf markirt darstellen. Man nimmt auf dieser Gesammtdarstellung deutlich wahr die beiden Querschiffe am Ost- und Westchor mit ihren dabei befindlichen flankirenden Thürmchen; auch die kuppelförmigen Aufbauten

über den Kreuzvierungen fehlen dem Bilde nicht. Außer dem Langschiffe und den Nebenschiffen treten bei dieser Wiedergabe unter Fig. 2 markirt hervor die östliche große Querschiffanlage nebst der hervorspringenden kleinen Nebenapside. Auch die östliche große Chornische mit ihrer architektonisch reichen Gliederung und Entwickelung fällt hier deutlich in die Augen, nicht weniger auch ein hohes gothisches Fenster mit Stabwerk, dessen Gegenstück sich an der Nordseite des Chores findet. Wahrscheinlich sind diese Fenster, um mehr Licht für das Chorschiff zu erzielen, erst in einem späteren Jahrhundert hier eingesetzt worden, als man auch die jetzt niedergelegten Kreuzgänge im Spitzbogenstyl erbaute. Auch die niedrigen Fenster der Krypta sind auf unserer Abbildung ersichtlich.

In den meisten Abbildungen der Laacher Kirche, in der Kunstliteratur wohl eine der bekanntesten unter den rheinischen Kirchen, ist der Gesammtwirkung wegen unser Monument am häufigsten von der Nordwestseite dargestellt; die Gruppirung des Ganzen wird bei dieser Darstellung (vergl. Fig. 3) auch noch dadurch erhöht, daß die zierlichen Umgänge des narthex, welche den Westchor umschließen, in ihrem Gesammtcomplex wiedergegeben sind.

Diese aus drei Säulengängen gebildete Vorhalle ist durchaus nicht mit den Kreuz- oder Umgängen zu verwechseln, wie deren sowohl aus romanischer als gothischer Bauepoche noch viele erhalten sind. Lage, Ausdehnung und Zweck sind verschieden. Die Kreuzgänge nämlich schlossen sich bei den kreuzförmig angelegten Kirchen stets an eine der beiden Langseiten an, und auch in Laach dehnten sich die ursprünglichen Klostergänge, an der Stelle der heutigen, auf der Südseite der Kirche aus. Die Vorhalle dagegen, wie auch der Grundriß unter Fig. 1 es zeigt, bildet gleichsam eine Fortsetzung des Langschiffes der Kirche, und zwar nach Westen hin. Auch ist ihre Ausdehnung in jeder Hinsicht bedeutend geringer, als dies bei den Kreuzgängen der großen Benedictinerabtei der Fall gewesen sein wird. Endlich aber hat die Vorhalle eine ideale und symbolische Bedeutung, während die Kreuzgänge, was hier nicht umständlicher ausgeführt werden kann, in mancher Hinsicht einem praktischen Zwecke dienten. Die Säulengänge des Laacher Vortempels, mit ihrer vierten Seite an den Westchor der Kirche sich anlehnend, umschließen einen viereckigen Raum, in welchem heute eine kleine Gartenanlage eingefriedigt ist, während hier ursprünglich, fast möchten wir es mit Bestimmtheit behaupten, ein aus Stein oder Metall kunstvoll gefertigter Brunnen (cantharus) mit Wasserkünsten stand,

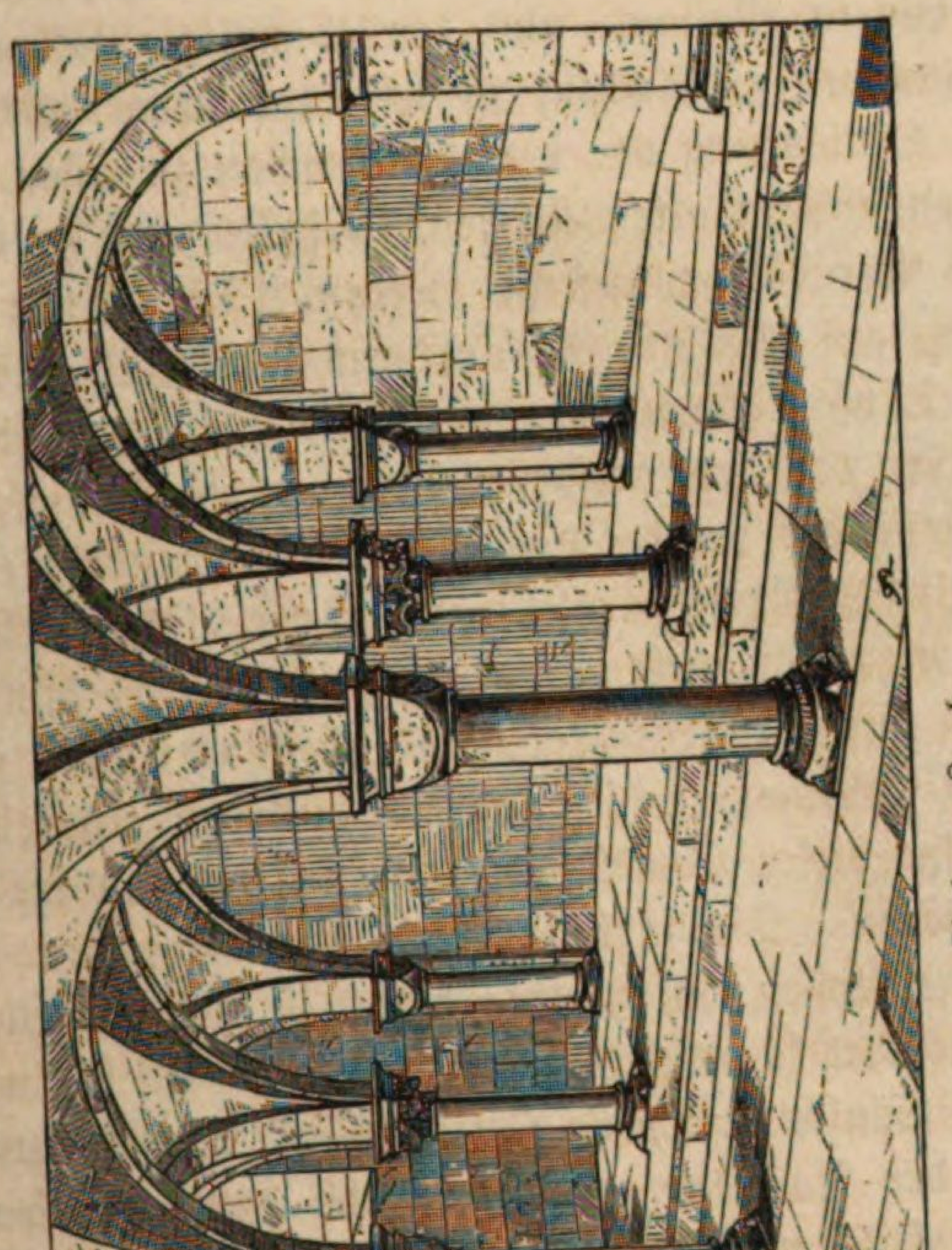


Fig. 6. Inneres der Krypta der Kirche zu Laach.

auch wohl eine Darstellung des ersten Menschenpaares. Als analoge Anlagen sind hier in Betracht zu ziehen der Vorhof der Kirche von Sant Ambrogio in Mailand und der ehemalige Vorhof des karolingischen Münsters zu Aachen, so wie der heute noch bestehende karolingische Säulengang vor dem Octogonbau zu Essen. Wie hier und an vielen andern alten Kirchen, so sollte auch in dem Laacher pronaos das Paradies vorgestellt werden. Die Sünde der ersten Menschen ging auf alle ihre Nachkommen über, und nur durch das Wasser der Taufe können sie den Eintritt in die Kirche Christi erlangen; daher der stets fließende Brunnen im Vorhofe.

Die Vorhalle der Laacher Kirche, wie der Grundriß es andeutet, besteht aus elf Gewölbcompartinenten von verschiedener Ausdehnung. Nach innen wie nach außen (vgl. Fig. 7 und 3) öffnen sich die Säulengänge durch rundbogige Arkadenstellungen auf gedoppelten Säulchen aus schwarzem Schiefermarmor mit reich gearbeiteten Kapitälen. Einzelne dieser Gewölbjoche haben zwei, andere drei oder vier solcher Bogen. Die südliche Seite ist nach außen durch eine glatte Wand geschlossen: im Innern jedoch ist auch hier die Arkadenstellung durchgeführt, so zwar, daß die Blendbogen auf je einzelnen statt auf doppelten Säulchen ruhen. In dem der Kirche zunächst gelegenen Joche der Nordseite, welches, gleich dem correspondirenden Joche der Südseite, nach außen und nach innen blind ist, sind die Säulchen der Arkaden nach unten länger als die der offenen Bogen: dafür aber sind sie in der Sockelhöhe dieser letzteren mit den bekannten spätromanischen (und frühgothischen) Ringknäufen unterbunden. Den viereckigen Pfeilern sind Rundsäulen mit sehr mannigfaltig gestalteten Eckblättern vorgesetzt, die auf ihren phantasievoll mit Laubornamenten, Thieren und Menschenfratzen sculpirten Kapitälen die kräftig im Halbrund gestalteten Quergurten sowie die nur in scharfen Linien angedeuteten Kreuzrippen auffangen. Letztere bestehen in dem Gewölbjoche des an der Westseite gelegenen Einganges aus je drei verbundenen Halbrundstäben. Die ganze Vorhalle umzieht nach innen und außen ein kräftiges Würfelgesims als oberer Abschluß der Mauern; unter demselben zieht sich ein auf zierlichen Kragsteinen aufsitzender Rundfries hin. Die reichste architektonische Ausstattung erhielt das vorspringende Portal, welches bei Fig. 3 zu ersehen ist. In den Winkeln der schön gegliederten Thürpfeiler stehen Rundsäulen, aus denen Wulste hervorwachsen, die in der mannigfachsten Ausstattung das Portal rundbogig überwölben. Ihre Kapitäle sind mit reichem Sculpturschmuck geziert, der sich in hori-

zontaler Linie über die ganze Breite der Thüreinfassung ausdehnt und in der wundervollsten Arbeit die unerschöpfliche Phantasie des Künstlers zur Schau trägt. Da ersieht man schwungvoll und sinnreich gearbeitete Laubornamente, vierfüßige Thiere in den merkwür-

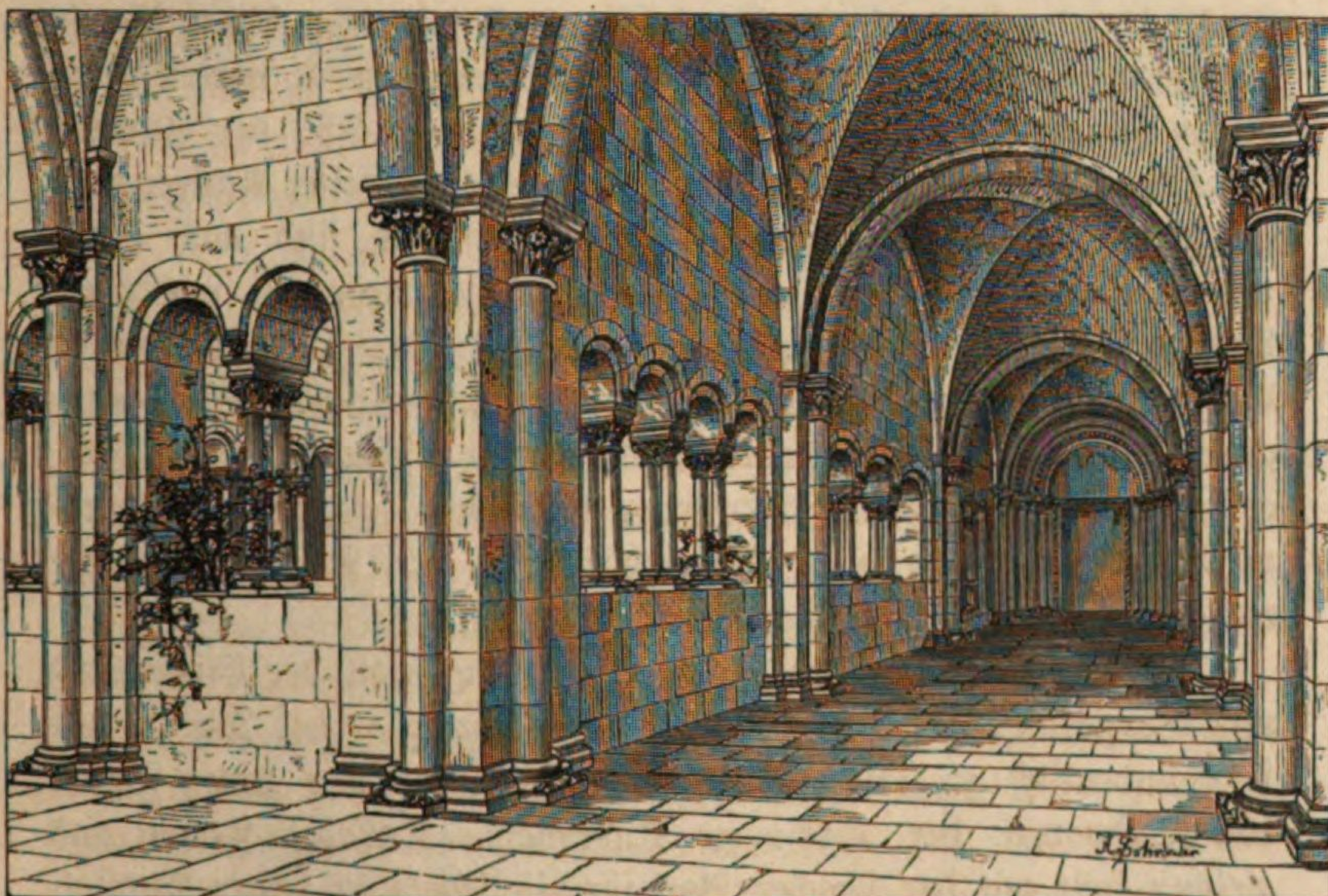


Fig. 7. Inneres der Vorhalle an der Kirche zu Laach.

digsten Stellungen, anmuthig von Laub und Blüthen umrankte Vögel, phantastische Fratzen von Menschen und Thieren. Sehr interessant ist eine kleine männliche Figur, die sich durch den Pferdefuß sogleich als Teufelchen ausweist. Der Vater des Bösen, mit wild aufstehendem Haar und trotziger Miene, beschreibt mit dem Griffel eine Schriftrolle, die über seinen Knieen herunterhängt [1]). Auf derselben liest man in schönen, spätromanischen Buchstaben eingemeißelt: Peccata Rom. Da die Architektur und Sculptur der ganzen Vorhalle unwiderleglich auf den Uebergang vom XII. in das XIII. Jahrhundert weist, in welcher Zeit die Gauen des Rheinlandes durch den erbitterten Streit der beiden rivalisirenden deutschen Könige heimgesucht wurden, sollte man da nicht annehmen, daß der dama-

[1]) Zwei ähnliche sitzende Figuren, l'ange du bien et du mal von französischen Archäologen genannt, findet man auch heute noch an der nördlichen Eingangslaube der Münsterkirche zu Bonn.

lige Abt der Benedictinerabtei Laach oder der ausführende Baumeister der Vorhalle, der vielleicht ebenfalls dem Kloster angehörte, sich zu der Partei des Hohenstaufen Philipp von Schwaben bekannte und deshalb den Teufel die „Römischen Sünden" aufschreiben ließ, die, nach der individuellen Auffassung des ausführenden Meisters, der Papst durch die Begünstigung Otto's von Braunschweig begangen hatte? Vielleicht deuten auf denselben Kaiserkrieg die beiden Figuren im Rücken des Teufels, die nach Art der Athleten den Oberkörper entblößt haben und sich mit verzweifelter Anstrengung gegenseitig die Haare zerraufen. Ihre Gesichter sind nach innen gekehrt und deshalb nicht zu sehen; der Unterkörper ist mit einer Art von Schuppen oder Flügeln bedeckt. Der rundumlaufende Bogenfries ist über dem Portal in der mannigfaltigsten Weise ausgeziert und mit zwischengesetzten Ornamenten geschmückt. Das Dachgesims zeigt statt der Würfelbildung prachtvoll geschwungene Laubornamente, die sehr viele Aehnlichkeit mit den Dachgesimsen der westlichen und östlichen Chorthürmchen haben.

Um dem Leser eine ungefähre Vorstellung von der Einrichtung und Verzierung dieses Portals zu geben, welches bei Fig. 3 nur sehr undeutlich zu ersehen ist, veranschaulichen wir unter Fig. 8 das Südportal der Kirche zu Andernach. Dasselbe stammt aus gleicher Zeit mit der Laacher Vorhalle, ist jedoch in seiner Ausstattung minder reich bedacht wie dieses.

Der nördliche wie der südliche Säulengang endigt nach Westen in je ein reich geschmücktes Portal, welche die beiden Eingänge zur Kirche bilden. Zwischen den im Zickzack vorspringenden Einfassungen dieser Portale sind je drei Paar Säulen mit schön behandelten Kapitälen angebracht, aus welchen rundbogige Wulste der mannigfachsten Arbeit hervorwachsen. Die beiden Portale ersetzen den großen Haupteingang, welcher durch die Anlage eines Westchores unmöglich gemacht wurde, oder welcher, wenn man will, in die westliche Façade der Vorhalle verlegt ist.

Tritt man in das Innere der Kirche, so mischt sich mit dem Gefühl einer durch sehr einfache Formen erzielten Harmonie des Styles das Unbehagen der kalten Leere. Denn leider ist die schöne Kirche, obwohl ihre architektonische Wiederherstellung schon seit langen Jahren beendigt wurde, noch immer nicht ihrer gottesdienstlichen Bestimmung zurückgegeben. Ein moderner, in seinen Formen verunglückter romanirender Altar und einige Steinüberreste aus der Zeit der letzten Restauration, das ist der ganze Inhalt des öden Gebäu-

des. Nackte Wände und leere Räume, wo ehedem fromme Benedictiner-Mönche ein reges gottesdienstliches Leben unterhielten, erregen heute dem Besucher ein unangenehmes Gefühl der Nichtbefriedigung. Möchte es doch den Vätern der Gesellschaft Jesu, welche sammt ihren

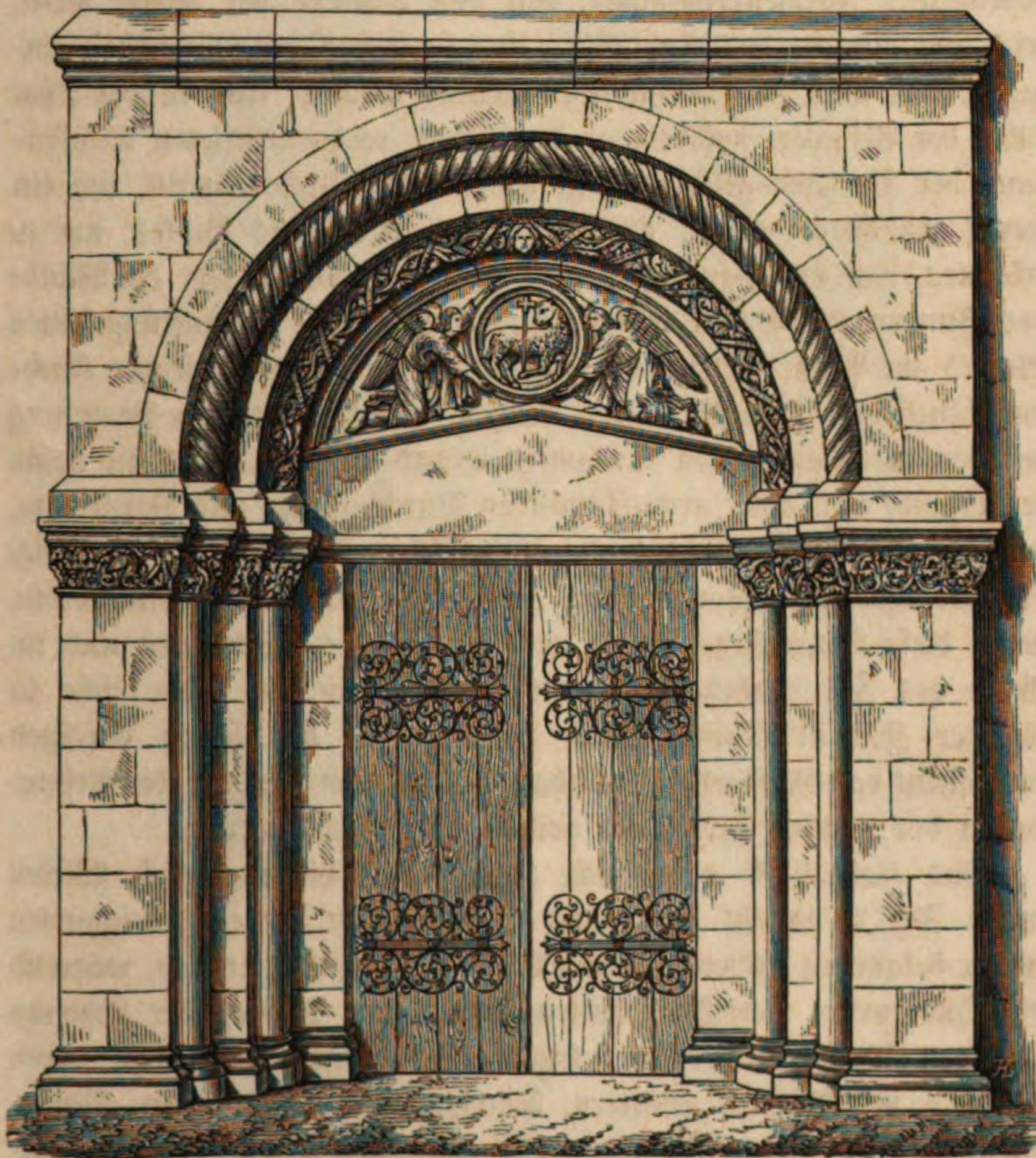


Fig. 8. Südportal der Pfarrkirche zu Andernach, gleichzeitig mit der Vorhalle der Kirche zu Laach.

Zöglingen die Klostergebäulichkeiten und die Gartenanlagen der Benedictiner bewohnen und benutzen, recht bald gelingen, auch in den Besitz der alten Abteikirche zu gelangen, damit das einzig schöne und vielbeschriebene Monument christlicher Baukunst seinem ursprünglichen Zweck nicht länger mehr entfremdet bleibe.

Aber nicht allein der Mangel an jeglichem gottesdienstlichen Utensil ist es, was den Eintretenden unangenehm berührt, sondern

ebenso sehr fühlt man sich, im Innern der Kirche, über das Gebäude selber enttäuscht. Zwar ist der Styl, mag er auch nicht gerade einer und derselben Zeit angehören, doch einheitlich und harmonisch; zwar sind die Verhältnisse edel und imposant: allein statt des bestechenden Formenreichthums, den das Aeußere der Kirche bietet, tritt uns hier in der Architektur eine so bescheidene Einfachheit entgegen, daß man sie fast nüchtern nennen möchte. Und in der That fühlt der Besucher, nachdem er durch den reichgearbeiteten Säulengang der Vorhalle geschritten ist und in die Kirche eintritt, sich ein wenig ernüchtert: allein, es bedarf auch nur eines Blickes, um zu erkennen, daß der Baumeister statt der Oede, welche jetzt die Wände des Innern zur Schau tragen, eine ganz andere Ausstattung seines Werkes im Plane hatte. Er dachte sich das Innere seiner Kirche im glänzenden Gewande einer reichen polychromatischen Bemalung mit den mannigfaltigsten Ornamenten und Figuren. Deshalb nahm er Abstand von einer architektonischen Durchbildung und Verzierung, sondern schuf mit Absicht große glatte Mauerflächen, auf denen sich der Schmuck der Wandmalerei frei entfalten sollte. Nur dann, wenn diese Ausmalung streng nach romanischen Vorbildern und im Geiste des XII. Jahrhunderts erneuert worden, wie eine solche in jüngster Zeit in Maria-Capitol zu Cöln mit den besten Erfolgen consequent von Meisterhand durchgeführt worden ist, darf die Restauration der Laacher Kirche als vollendet betrachtet werden.

Das Hauptschiff der Kirche (vgl. die Abbildung nach Westen unter Fig. 4) besteht aus sechs Gewölbjochen, deren Kreuzgurten in der bekannten frühromanischen Weise nur angedeutet sind, während die Quergurten viereckig gehalten sind. Zum Tragen der Letzteren sind den schlanken Pfeilern einzelne Rundsäulen vorgesetzt, deren Kapitäle mit Vögeln, Blättern, Blumen und geometrischen Musterungen in sehr interessantem frühromanischen Style sculpirt sind. Der untere Theil der Pfeilerbündel zeigt die attische Base mit dem bekannten Eckblatt. Diese ganze untere Partie konnte erst in neuerer Zeit wieder freigelegt werden, nachdem der Laacher See einen Abzugs-Canal erhalten hat und nicht mehr zu befürchten steht, daß seine übertretenden Wasser in die Kirche eindringen.

In den Nebenschiffen zeigen die Gewölbe dieselbe Constructionsweise wie im Hauptschiffe. Die Quergurten ruhen gegen das Mittelschiff hin auf drei an die Pfeiler sich anlehnende Rundsäulen, die mit einfachen Würfel-Kapitälen versehen sind; an den Außenwänden verlaufen sie als flache Lisenen, die zwischen den kleinen Fenstern

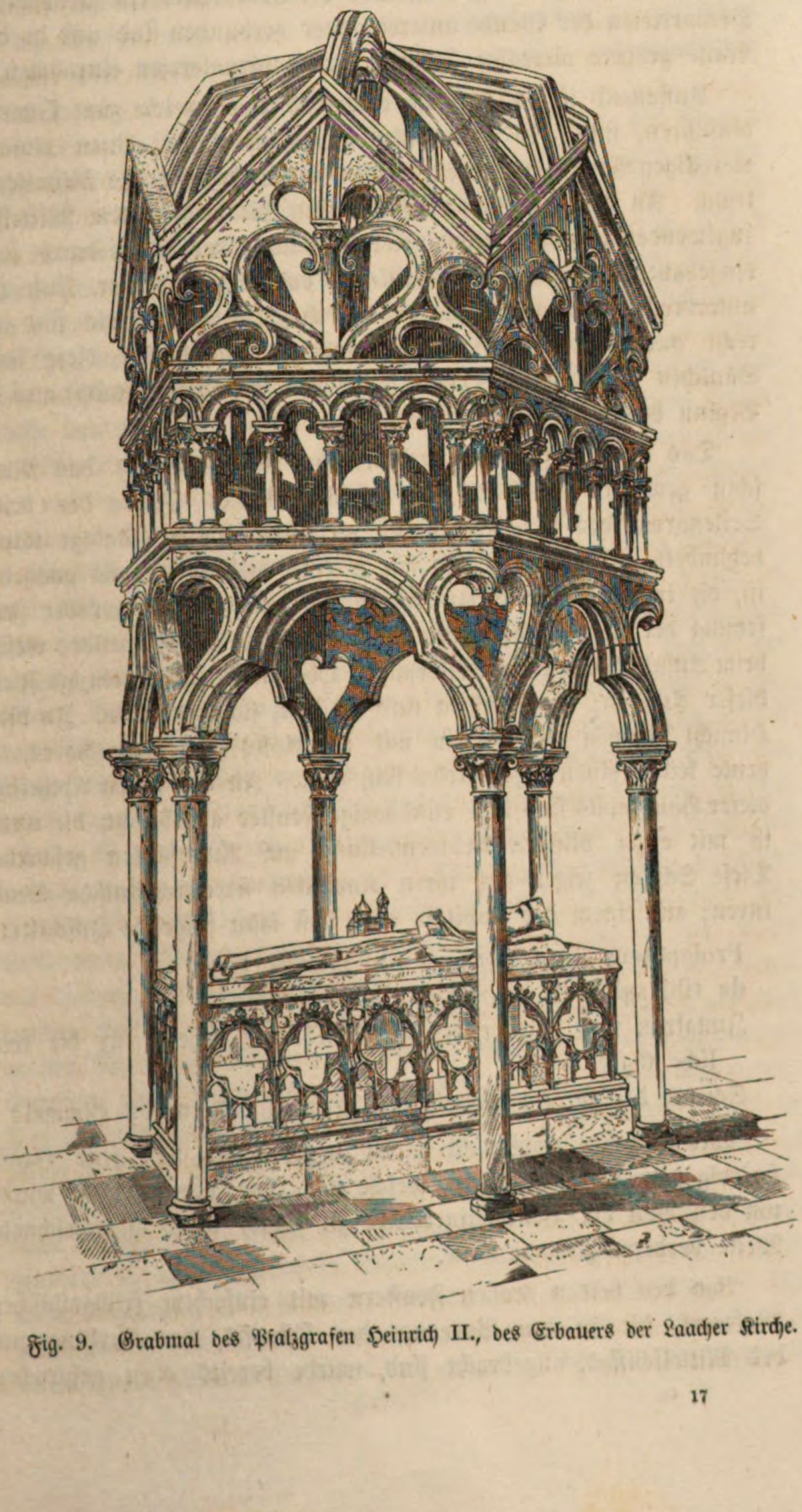


Fig. 9. Grabmal des Pfalzgrafen Heinrich II., des Erbauers der Laacher Kirche.

niedersteigen, aber einige Fuß über der Erde durch ein gleichmäßiges Hervortreten der Wände untereinander verbunden sind und in dieser Weise größere viereckige Flächen für Wandmalereien einrahmen.

Auffallend ist es, daß die beiden Pfeiler, welche zum Querschiff hinführen, statt der vorgesetzten Rundsäulen nur einen einfachen viereckigen Vorsprung haben, welcher die Quergurte des Mittelschiffes trägt. An dem nördlichen Pfeiler sind die beiden dem Mittelschiff zugewendeten Kanten, etwa vier Fuß über der Erde, durch je ein eingehauenes romanisches Säulchen von drei bis vier Fuß Höhe unterbrochen. Die Sculpturen der Basen und Kapitäle sind noch recht gut zu erkennen. Sehr wahrscheinlich bilden diese beiden Säulchen die Ueberreste eines steinernen Lektorium (ambo) aus dem Beginn des XII. Jahrhunderts.

Das Querschiff ist um mehrere Fuß niedriger als das Mittelschiff gewölbt, hat jedoch die gleiche Breite. Jeder der beiden Seitenarme des Querschiffes ist gleichsam als selbständige Kapelle behandelt, indem nach Osten hin je eine halbrunde Apsis ausgebaut ist, die in der Mitte dieser Kreuzarme, also nicht in gerader Fortsetzung der Nebenschiffe liegen. Ein einfaches vorspringendes Gesims beim Ansatz des halbmuschelförmigen Obertheiles ist die einzige Zierde dieser Apsiden: im Uebrigen sind sie ganz flach gehalten. In dieser Hinsicht stimmen sie überein mit der Apsis des Hauptchores, die heute leider einen sehr starken Riß zeigt. In der obern Abtheilung dieser Hauptapsis sind drei rundbogige Fenster angebracht, die untere ist mit einer blinden Arkadenstellung auf Rundsäulen geschmückt. Diese Säulen zeigen auf ihren Kapitälen strengromanische Sculpturen; auf einem der Kapitäle aber liest man folgende Inschrift:

Prolepotens uirgo petimus pro munere largo
da tibi submisse celos Hedwich comitisse.

Jungfrau und Mutter des Höchsten! wir flehen: für die reichliche Gabe
Schenke der Gräfin Hedwig die Freuden des ewigen Himmels.

Wir brauchen wohl nicht daran zu erinnern, daß jene Gräfin Hedwig von Are gemeint ist, welche sich, wie oben erzählt wurde, um den Bau der Benedictinerkirche zu Laach in so ausgezeichneter Weise verdient gemacht hatte.

Von den beiden großen Fenstern mit einfachem frühgothischem Maßwerk, die in dem Vorraum der Ostapsis, der Verlängerung des Mittelschiffes, angebracht sind, wurde bereits oben gesprochen.

Der Boden dieses eigentlichen Chores, der einige Stufen tiefer liegt als die Apsis, zeigt einen aus den verschiedensten geometrischen Figuren recht zierlich zusammengesetzten und sehr gut erhaltenen Steinbelag.

Nur unter diesem östlichen Chortheil erstreckt sich die Krypta, indem sie in grader Linie unter dem Triumphbogen des Chores abschließt. Wie die Abbildung des Grundrisses unter Fig. 5 dies klar veranschaulicht, sind Treppenstiegen als Eingänge zu beiden Seiten des Chores einmündend in die kleinen flankirenden Thürmchen angebracht, so daß ursprünglich die Wand unmittelbar unter dem Triumphbogen des Chores geschlossen war. Drei Paar freistehende Säulenmonolithe theilen im Innern die Unterkirche in drei Schiffe von ungleicher Breite. Die Gewölbe entsprechen genau denen der Oberkirche, indem die Quergurten viereckig, die Kreuzrippen aber nur in scharfen Kanten angedeutet sind. Die meisten Säulen tragen einfache Würfelkapitäle; nur die der beiden Säulen, welche am Eingang zu der höher gelegenen Chorrundung, also in unmittelbarer Nähe des Altares stehen, sind reicher sculpirt und zeigen in ihren romanisirenden Ornamenten Anklänge an die corinthischen Kapitäle des klassischen Alterthums. Die Säulenschafte ruhen auf attischen Basen, deren nur vier das bekannte Eck und Füllblatt zeigen. Die ganze Anlage, Anordnung und das Gewölbsystem der schönen Krypta, nicht weniger die beiden charakteristisch sculpirten Kapitäle und die Formation der Basen dürften zum Beweise dienen, daß die Krypta der ersten Bauperiode zu Laach angehört und daß dieselbe wahrscheinlich noch in den Tagen des Stifters Pfalzgraf Heinrich II. unmittelbar vor Schluß des XI. Jahrhunderts ihre Vollendung gefunden hat. Erwähnenswerth ist ein in die Mitte des Bodens eingelassener rechteckiger großer Stein, der mit einem breiten Rande umzogen ist und sowohl in diesem Rande als auch in der Mitte eine Menge von durcheinanderlaufenden fingerbreiten Streifen zeigt, deren Kanten nur wenig vertieft ausgehauen sind. Die bizarren und seltsamen Figuren, welche durch diese Linien gebildet werden, scheinen fast das Geäder des Steines nachahmen zu wollen. Vor kurzer Zeit besuchten die Laacher Kirche zwei französische Archäologen, welche die Steinmetzzeichen vor dem XII. Jahrhundert zu einem besondern Studium machten und mit den Mitteln ihrer Regierung eine größere Reise angetreten hatten, um alle hervorragenden Monumente jener älteren Perioden darauf hin zu untersuchen. Sobald dieselben des gedachten Steines ansichtig wur-

den, erklärten sie sofort, daß dies ein Grabstein aus karolingischer Zeit sei. Mehrere ganz ähnlich dessinirte Steinplatten, deren Abbildungen vorgelegt wurden, schienen diese Ansicht zu bestätigen. Auch zeigten die gedachten Archäologen ganz unwiderleglich aus dem theilweisen Fehlen des Randes, daß der Stein ehemals die Form eines Trapez gehabt habe, dessen obere Seite schmäler war als die untere. Woher der Stein nach Laach gekommen, ist unbekannt; der übrige Theil des Bodenbelegs hat durchaus nichts Alterthümliches.

Im Westen der Kirche ist eine auf zwei Säulen (vgl. Fig. 1) ruhende Empore gleichzeitig mit diesem ganzen Bautheile angebracht worden; auch der Abschluß zur Kirche hin ist ursprünglich (vgl. Fig. 4). Diese Emporbühne dehnt sich auch über die westlichsten Joche der Nebenschiffe und über die Westapsis aus. Zwischen den beiden Säulen, welche die Bühne tragen, befindet sich das höchst interessante Grabmal des Stifters der Kirche, von welchem sogleich die Rede sein soll.

Die meisten ehemaligen Stifts- und Abteikirchen in der Kölnischen Erzdiöcese verdanken ihre Erhaltung vor der Zerstörungswuth in jenen traurigen Tagen, die unmittelbar auf die französische Revolution gefolgt sind, dem glücklichen Umstande, daß aus den kleineren Pfarrkirchen der Gottesdienst in die größeren Stifts- oder Abteikirchen übertragen wurde. Durch diese Umwandlung von ehemaligen Stiftskirchen in Pfarrkirchen hat sich auch ein guter Theil des ursprünglichen innern Mobilars und der gottesdienstlichen Geräthe und Gefäße derselben noch erhalten. Das eben Gesagte findet indessen leider keine Anwendung auf die Abteikirche Laach und ihre innere decorative Einrichtung und liturgische Ausstattung. Keines der rheinischen monumentalen Bauwerke hat nämlich so große, unersetzliche Verluste erlitten, keine der älteren rheinischen Kirchen ist nach den vielen Stürmen und Verwüstungen im Anfange dieses Jahrhunderts hinsichtlich ihres kunstreichen Mobilars im Innern so gründlich ausgeleert worden, wie die Stiftung des Pfalzgrafen Heinrich II. Nachdem die Aufhebung der Benedictiner-Abtei Laach im Anfange dieses Jahrhunderts erfolgt war, scheint das herrliche Baudenkmal und sein prächtiges, kunstvolles Mobilar längere Zeit hindurch herrenlos gewesen zu sein. Aus mündlichen Berichten geht hervor, daß unter die letzten Abteibewohner die metallischen und textilen Ornate der Kirche vertheilt worden sind, als sie den französischen Sansculotten als gute Beute anheimzufallen drohten. Was den reichen Kunst- und Reliquienschatz der Laacher Kirche anbelangt, so rührte derselbe

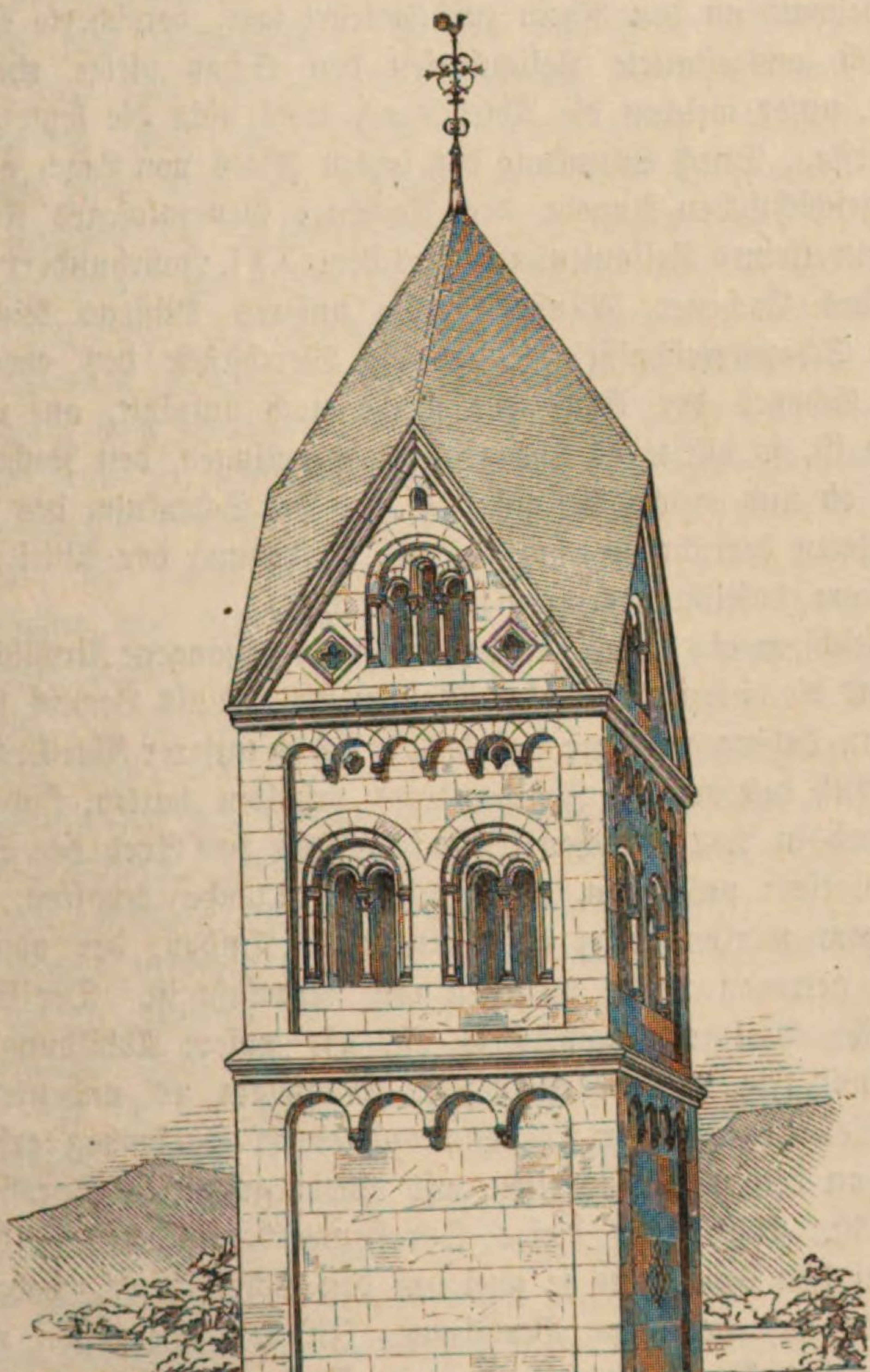


Fig. 10. Romanischer Thurm zu Laach.

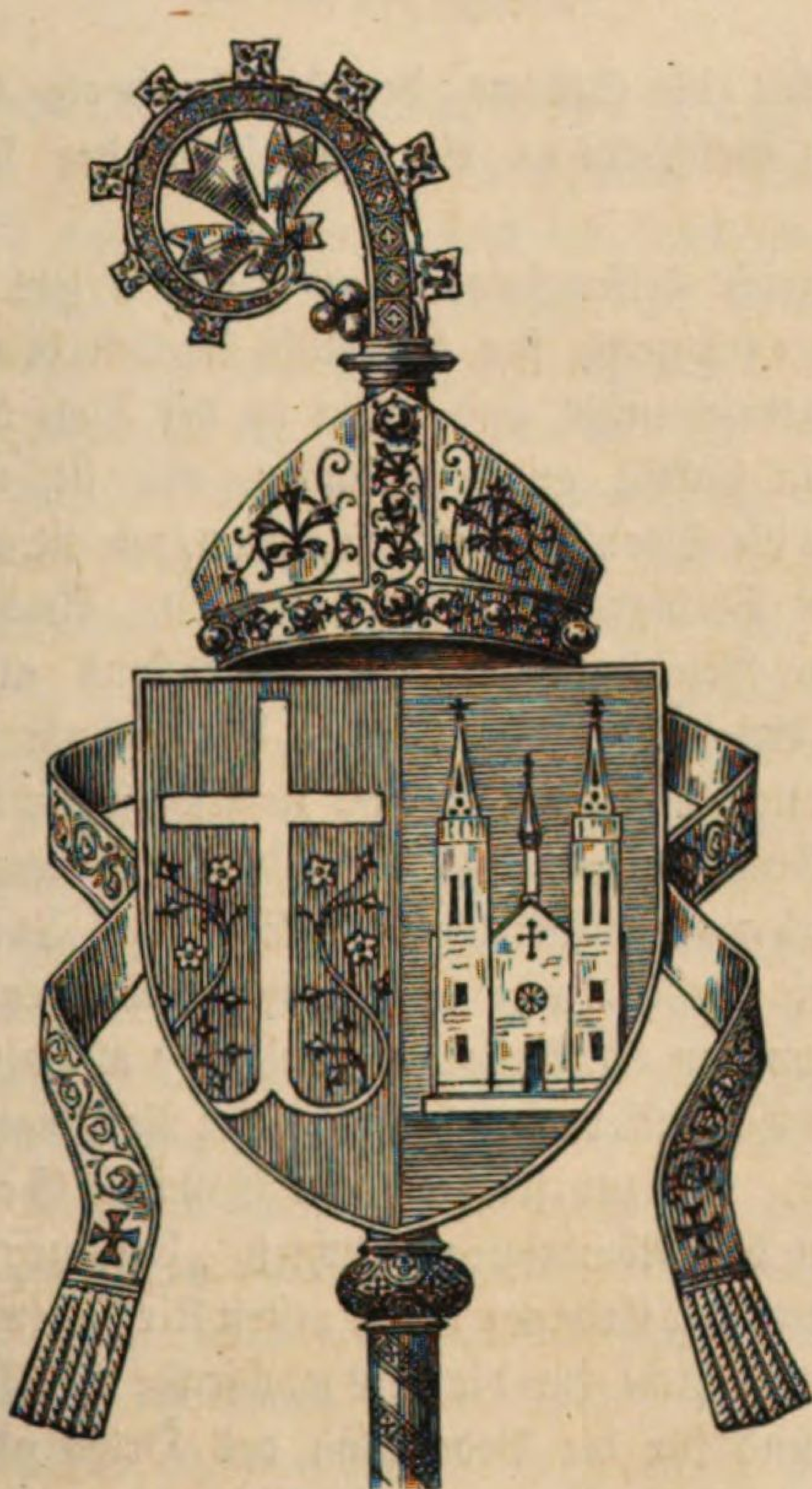
theilweise von den Schenkungen des Ritters von Uelmen her. Als derselbe nämlich aus dem Orient mit Reliquien reich versehen in seine Heimath an den Rhein zurückgekehrt war, bereicherte er durch kunstreich ausgestattete Reliquiarien den Schatz vieler rheinischen Kirchen, unter welchen die Abtei Laach wohl nicht die letzte gewesen sein dürfte. Durch Schenkung des letzten Abtes von Laach gelangte, einer geschichtlichen Angabe des Aachener Generalvicars Fonk zufolge, ein kleines Reliquienkreuz aus dem XVI. Jahrhundert in den Besitz des Aachener Münsters. Da unseres Wissens keines der älteren Schatzverzeichnisse, welches die Werthstücke des ehemaligen reichen Schatzes der Abtei der Reihe nach aufzählt, auf uns gekommen ist, so dürfte es schwerlich mehr gelingen, den Nachweis zu führen, ob und welche Reliquiarien, von der Schenkung des Ritters von Uelmen herrührend, sich bis zur Aufhebung der Abtei in dem Sacrarium daselbst noch erhalten hatten.

Gleichsam als Ersatz für das verloren gegangene kirchliche Mobilar und die vielen kunstreichen Monumente, die als Beweis für den Kunstsinn dahingegangener Geschlechter sich in unserer Abteikirche noch bis Schluß des vorigen Jahrhunderts erhalten hatten, findet man heute noch in dem westlichen Theile der Kirche das Grab des Stifters in Form einer prächtigen, reich skulpirten Tumba erhalten, welche von einem merkwürdigen baldachinartigen Aufbau, der von sechs Säulen getragen wird, umgeben und eingefaßt ist. Der Erbauer der Kirche, Pfalzgraf Heinrich II. ist, wie unsere Abbildung unter Fig. 4 und Fig. 9 in verkleinertem Maaßstabe es andeutet, als haut-relief in liegender Stellung auf einem Sarkophag ersichtlich, welcher an den vier Flachseiten mit einem gothischen Sprossenwerk verziert ist. Alle durch dieses Sprossenwerk gebildeten Felder, je sechs auf den Lang- und je zwei auf den Schmalseiten, haben dieselbe und fast stereotype Bemalung. In den Vierpässen nämlich sind einzelne Benedictiner-Aebte mit Stab und Buch dargestellt, während in den beiden Nischen unterhalb dieser Vierpässe je zwei Benedictinermönche zu ersehen sind, die ein Buch in den Händen tragen. Als Stifter hält der Pfalzgraf in seiner Rechten das Modell der Laacher Kirche. An seiner linken Seite hängt ein langes Schwert, ein kurzer Dolch und eine in viele Falten zusammengelegte Tasche. Um den oberen Theil des Körpers zieht sich eine kleeblattförmige Umrahmung, überragt von einem dreieckigen Giebel mit Blätterkrabben und abschließender Kreuzblume. In den beiden Ecken zu Häupten des Pfalzgrafen sind Wappenschilder an-

gebracht, rechts der goldene Löwe im blauen Felde, links der silberne Adler im rothen Felde. Dieselben Wappen kehren auch zu beiden Seiten eines spätgothischen Bildes des h. Benedictus wieder, welches auf dem südwestlichsten Pfeiler des Hauptschiffes gemalt ist. Ebenso stützt sich der liegende Pfalzgraf mit dem einen Fuß auf einen Löwen, mit dem andern auf einen Adler. Unstreitig rührt der Sarkophag aus dem Schlusse des XIII. Jahrhunderts her; dafür sprechen die Maßwerkformen der Seiten und des obern Ziergiebels, die Form der Wappenschilder und die ganze Stylisirung des mehr als lebensgroßen Bildwerkes. Der baldachinartige Oberbau indessen, der sich, von schlanken Monolithen getragen, über dem Sarkophag wölbt, zeigt in seiner originellen Construction und in seiner charakteristischen ornamentalen Ausbildung die beginnende Entartung und den Ausgang der romanischen Formenwelt, wie solche in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts am Rheine auf dem Gebiete der Architektur und Sculptur zum Ausdrucke kommt. Die Säulen zeigen durch die Behandlung ihrer Kapitäle, daß sie alle derselben Zeit, dem Ausgange des XII. Jahrhunderts, angehören. Von den beiden Säulen, welche zu Häupten des Pfalzgrafen stehen, ruht die eine auf zwei Löwen, die andere auf zwei Adlern. Im Innern erhält der Aufbau ein mehr constructives Ansehen durch die zwölf Gewölbrippen, die sich halbbogenförmig vereinigen. Um chronologisch den Sarkophag mit dem oberen Aufbau in Einklang zu bringen, hat man von befreundeter Seite zu der gewagten Annahme sich veranlaßt gesehen, daß in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, als die Gothik bereits constructiv ihren Formengang durchgemacht hatte, ein jüngerer Meister den Sarkophag entworfen und ausgeführt, während zu gleicher Zeit ein älterer in den liebgewonnenen spätromanischen Formen seiner Jugend den ciborienförmigen Aufbau durchgeführt und vollendet habe. Anderen hat es scheinen wollen, als ob ehemals unter dem zierlichen baldachinförmigen Aufbau nicht die Tumba sich befunden habe, sondern daß dieselbe etwa von einem Ciborienaltar oder aber von einem heiligen Grabe herrühre, wie man solche constructiven Anlagen im Kuppelbau, als Reminiscenzen an das heilige Grab, nach Ablauf der Kreuzzüge in größeren Kirchen Deutschlands und Frankreichs zur Ausführung gebracht hat. Doch scheint durch das Vorkommen der Adler und Löwen bei den Säulen des Baldachins erwiesen zu sein, daß zwischen diesen und dem Sarkophag (oder dessen Vorgänger?) eine innigere Beziehung

stattfinde. Indem wir die Untersuchung über die ursprüngliche Anlage und Bestimmung dieses ciborienförmigen Baldachins hier noch als ungelöst bei Seite lassen, bemerken wir nur noch, daß diesseits der Alpen ein ähnlicher zierlicher Aufbau aus dem Ausgange der romanischen Kunstepoche kaum mehr sich vorfinden dürfte, der hinsichtlich der originellen, constructiven Anlage mit dem unter Fig. 9 abgebildeten in Vergleich treten könnte.

Am Schlusse dieser allgemeinen Besprechung der bauprächtigen ehemaligen Abteikirche von Laach veranschaulichen wir unter Fig. 10 aus den Gartenanlagen der Klostergebäude die perspectivische Abbildung eines kleinen Thurmes, blos aus zwei Geschossen mit aufgesetzten Giebelfeldern und Thurmhaube bestehend, der in den spätromanischen Formen aus dem Schlusse des XII. Jahrhunderts gehalten, mit der thurmförmigen Ueberbauung des westlichen Chores sowie mit dem Bau der Umgänge des Paradieses chronologisch als gleichzeitig anzusetzen ist. Die Kapelle, welche heute an demselben angebaut ist, ist dem h. Joseph geweiht. Leider aber fehlt die ursprüngliche kapellenförmige Anlage zu diesem Thurme, der mit ähnlichen Thürmen mehrerer niederrheinischen Kirchen aus dem Schlusse des XII. Jahrhunderts durchaus übereinstimmt. Da man in unmittelbarer Nähe größerer Benedictiner-Abteien und zwar meistens auf Friedhöfen kapellenförmige Anlagen zuweilen vorfindet, welche, häufig als Kuppelkirchen in Centralform gehalten, als Grabeskirchen dem Patron der Verstorbenen, dem h. Michael geweiht waren, so liegt die Vermuthung nahe, daß auch die ehemalige, zu diesem kleinen Thurme gehörige Kapelle als Todtenkapelle zum Zwecke der Beerdigung der verstorbenen Mitglieder des Ordens gedient habe. Diese Vermuthung ist um so wahrscheinlicher, da auch heute noch daselbst die Gruft der Jesuiten, der jetzigen Besitzer der Klostergebäulichkeit, sich befindet.



Der Dom von Limburg.

Stifter der Holzschnitte: Seine Bischöfliche Gnaden Dr. Peter Joseph Blum, Bischof von Limburg.

I. Geschichtliches.

Der thurmreiche Dom von Limburg auf einer schroffen Felsenhöhe am Ufer der Lahn, mit dem alterthümlichen Schlosse der städtischen Dynasten zur Seite und im Hintergrunde, war von jeher ein Gegenstand vielfacher Aufmerksamkeit der Freunde der Kunst und des Alterthums. Derselbe hat in fast allen Werken über christliche Kunst eine mehr oder minder eingehende Beschreibung, überall aber ungetheiltes Lob und Bewunderung als eines der vollendetsten Bauwerke mittelalterlicher Kunst gefunden. Und das mit Recht, nach dem alten Sprüchworte: Omne trinum perfectum. Denn das jetzige unübertreffliche Bauwerk ist das dritte, welches in einem Zeitraum von vier Jahrhunderten in immer steigender Schönheit auf demselben Platze sich erhob, damit endlich dieser dritte Tempel des Herrn mit

seiner Herrlichkeit die Stürme der Jahrhunderte überdauern und allen künftigen Geschlechtern ein Gegenstand der Freude und der Erbauung sei.

Daß das große Felsenplateau, auf welchem jetzt Burg und Dom sich erhebt, schon frühzeitig für öffentliche Bauten benutzt worden sei, ist mehr als wahrscheinlich, und sollen in der That die Römer unter Drusus hier ein Castell angelegt haben, als sie von Selzig aus ihre Züge gegen die Sicamberer unternahmen, wie sie auch ein ähnliches bei Neuhof am Pfahlgraben errichtet hatten. Auch weist die bis heute erhaltene Bezeichnung dieses Felsrückens als Castell auf diese römische Befestigung hin. Unter dem Schutze dieses römischen Castells sammelte sich frühzeitig eine ziemlich starke Bevölkerung an, die zu einem Gemeindewesen sich ausbildete. So kam es, daß bereits in der Mitte des neunten Jahrhunderts Erzbischof Hetto von Trier (814—847) die erste Kirche auf dasiger Stelle consecrirte, wie es das Necrologium von St. Castor zu Coblenz [1]) ausweist, während der Dienst von den Canonikern des benachbarten Archidiaconats Ditkirchen versehen wurde. Da zur selbigen Zeit Gaugraf Gebhard die auf den Trümmern der Römerburg errichtete „Lintburc" inne hatte, so wird wohl auch er der Erbauer dieser ersten Kirche gewesen sein. Doch scheint diese erste Kirche für die stets wachsende Bevölkerung Limburgs bald zu klein und für die Bedeutung des Ortes als Sitz des Gaugrafen des Niederlahngaues nicht stattlich genug gewesen, auch die Versehung des heil. Dienstes durch eigene Geistliche nothwendig geworden zu sein. Denn bereits im Anfang des 10. Jahrhunderts, ungefähr um das Jahr 909, gründete der Gaugraf Konrad Kurzibold, welcher den Beinamen „der Weise" führte und wegen seiner Tapferkeit ebenso wie wegen seiner Treue, mit der er dem Kaiser Konrad ergeben gewesen, berühmt war, ein nach der Regel Chrodegangs eingerichtetes Collegiatstift und erbaute an der Stelle der ersten Kirche eine zweite, welche in der Urkunde als Basilika bezeichnet wird, unter welcher wir uns also eine ziemlich geräumige, länglich viereckige, mehrschiffige, auf einer Säulen- oder Pfeiler-Arkade ruhende Kirche mit flacher Decke zu denken haben, von welcher aber eine weitere Beschreibung zu geben unmöglich ist, da dieselbe durch den dritten Kirchenbau gänzlich und bis auf den letzten Rest beseitigt wurde. Stift und Kirche hatten sich von Anfang an hoher

[1]) 27. Maii: G. Julii. Mr. Obiit Hetto archiepiscopus Trev., qui consecravit ecclesias St. Castoris, St. Georgii in Limpurc et St. Beati. (Wahrscheinlich die alte Kirche von Vallendar.)

Gönner zu erfreuen, da bereits Kaiser Ludwig der Fromme im Jahre 910 durch eine in Frankfurt ausgestellte Urkunde die von Konrad Kurzibold gemachte reiche Schenkung bestätigte, und Herzog Konrad sowie Kaiser Konrad I. dieselbe wesentlich vermehrten. Auch Kaiser Heinrich IV. und Pfalzgräfin Adelheid wendeten dem Stifte neue Schenkungen zu, so daß es bald zu Reichthum und Macht gelangte, wie denn auch der Propst des Stifts zugleich Schutzherr der Stadt war, bis endlich der Kaiser, im Beginne des 13. Jahrhunderts, der Stadt einen Schirmvogt gab, der sich Dynast von Limburg nannte. Der mehrfach behauptete Besuch dieser zweiten Kirche durch Kaiser Otto I. und seine Gemahlin Editha im Jahre 936, sowie ein zweiter durch Kaiser Konrad II. im Jahre 1026 sind als unhistorisch nachgewiesen, da unter dem von Letzterem zur Feier des Weihnachtsfestes aufgesuchten Limburg das von ihm erbaute große Kloster Limburg an der Hardt zu verstehen ist, woselbst auch die Begräbnißfeierlichkeiten für denselben gehalten wurden.

Aber auch dieser zweite Kirchenbau, die Konradische Basilika, mußte nach drei Jahrhunderten einer dritten, noch größeren Kirche, dem jetzigen Dome Platz machen. Unter den Gründen, die zu diesem dritten Neubau mitgewirkt haben, mag neben der Baufälligkeit der dreihundertjährigen alten Kirche auch vor Allem der Umstand mitgewirkt haben, daß die seitherige kleine Pfarrkirche von St. Nicolaus, am südlichen Abhange des Berges gelegen, da, wo die jetzige Franziskanerkirche steht, der wachsenden Bevölkerung nicht mehr genügte, und daß in der Stiftskirche zugleich auch der Gemeinde eine größere, den Bedürfnissen entsprechende Pfarrkirche erbaut werden sollte, wie denn in der That die Pfarrkirche am Tage der Consecration der neuen Stiftskirche mit allen ihren Rechten in dieselbe übertragen und die alte Pfarrkirche den mittlerweile nach Limburg berufenen Franziskanern überlassen wurde, welche dieselbe im folgenden Jahrhundert niederrissen und durch die jetzige große Kirche ersetzten. Als Erbauer dieser neuen Stifts- und Pfarrkirche, die gleichfalls wie die beiden vorhergehenden Kirchen zu Ehren des heil. Georg errichtet wurde, steht unzweifelhaft ein Graf Heinrich da, indem er in authentischer Weise auf der in Blei gegrabenen Inschrift des im Hauptaltare befindlichen Reliquien-Kästchens als solcher bezeichnet wird[1]). Wohl hat man lange Zeit einen gewissen Grafen Heinrich II.,

---

[1]) Als im Jahre 1777 die gesammte Kirche im Style der Renaissance restaurirt und auch der ursprüngliche sogenannte Ciborienaltar des Chores durch einen kleinen

mit dem Zunamen „der Reiche," von Nassau (1197—1247), von welchem die beiden Hauptlinien des Nassauischen Fürstenhauses, die Walramsche und Ottonische abstammen, für diesen Erbauer der Kirche gehalten, weil er die reichen Mittel besaß, um ein so herrliches, kostspieliges Bauwerk auf eigene Kosten auszuführen. Diese bis jetzt allgemein verbreitete Ansicht hat jedoch den einen gewissen Umstand gegen sich, daß Heinrich von Nassau zu jener Zeit weder Besitzungen noch Berechtigungen in Limburg besaß, also auch außer allen Beziehungen mit dem Collegiatstift ad St. Georgium und mit der Stadt Limburg stand und weder die Pflicht hatte eine neue Pfarrkirche zu bauen, noch auch das Recht, den ganzen Stiftsbau in Folge des neuen Kirchenbaues zu verlegen.

Das Alles konnte nur ein wirklicher Beherrscher Limburgs, und dieser war damals Graf Heinrich von Isenburg, dessen Name mit der Bezeichnung als Herrn von Limburg durch 41 Jahre, von 1179 bis 1220, urkundlich vorkommt, und der seine Grabstätte in der Kirche des Klosters Romersdorf, dessen Vogt und Schirmherr er war, gefunden hat[1]). Er selbst, aus der Gerlachschen Linie des Grafengeschlechtes der Isenburger stammend, die zugleich Herren von Limburg waren, gründete die Linie Isenburg-Grenzau, und war mit Ermgard, einer Tochter des letzten Grafen von Cleeberg vermählt, welche ihm reiche Besitzungen in der Wetterau beibrachte und ihn somit im Verein mit dem bereits reich gewordenen Stifte zum h. Georg in den Stand setzte, ein sehr prachtvolles, im reichsten Style damaliger Zeit errichtetes Gotteshaus zu bauen. Sein Sohn Gerlach wurde der Stifter der Isenburgischen Linie zu Limburg an der Lahn, deren letztes Glied, Gerlach IV., Herr zu Limburg und Domdekan zu Trier, diese seine Herrschaft im Jahre 1414 an Kurtrier verkaufte, seit welcher Zeit sodann Stift und Stadt Limburg unter

---

anderen Altar ersetzt wurde, fand sich, in den Altar eingesenkt, ein kleineres, die heilige Grabkirche zu Jerusalem darstellendes Reliquienbehältniß von Blei, welches die in den Schriftzügen des 13. Jahrhunderts abgefaßte Inschrift trug:

Amplus in angusta jacet hic thesaurus in arca,
Copia Sanctarum quam maxime reliquiarum,
Qua Comes Henricus Structurae conditor hujus
Largus larga sui cumulavit munera templi.
Haec Domini testes concordant pace fideles,
Per quos virtutis pax et medicina salutis
Exuberat pura lotis baptismatis unda.

[1]) Vergleiche hierüber die Abhandlung von Dr. Karl Schwarz in den Miscellen zu den Annalen des Nassauischen Alterthums-Vereins.

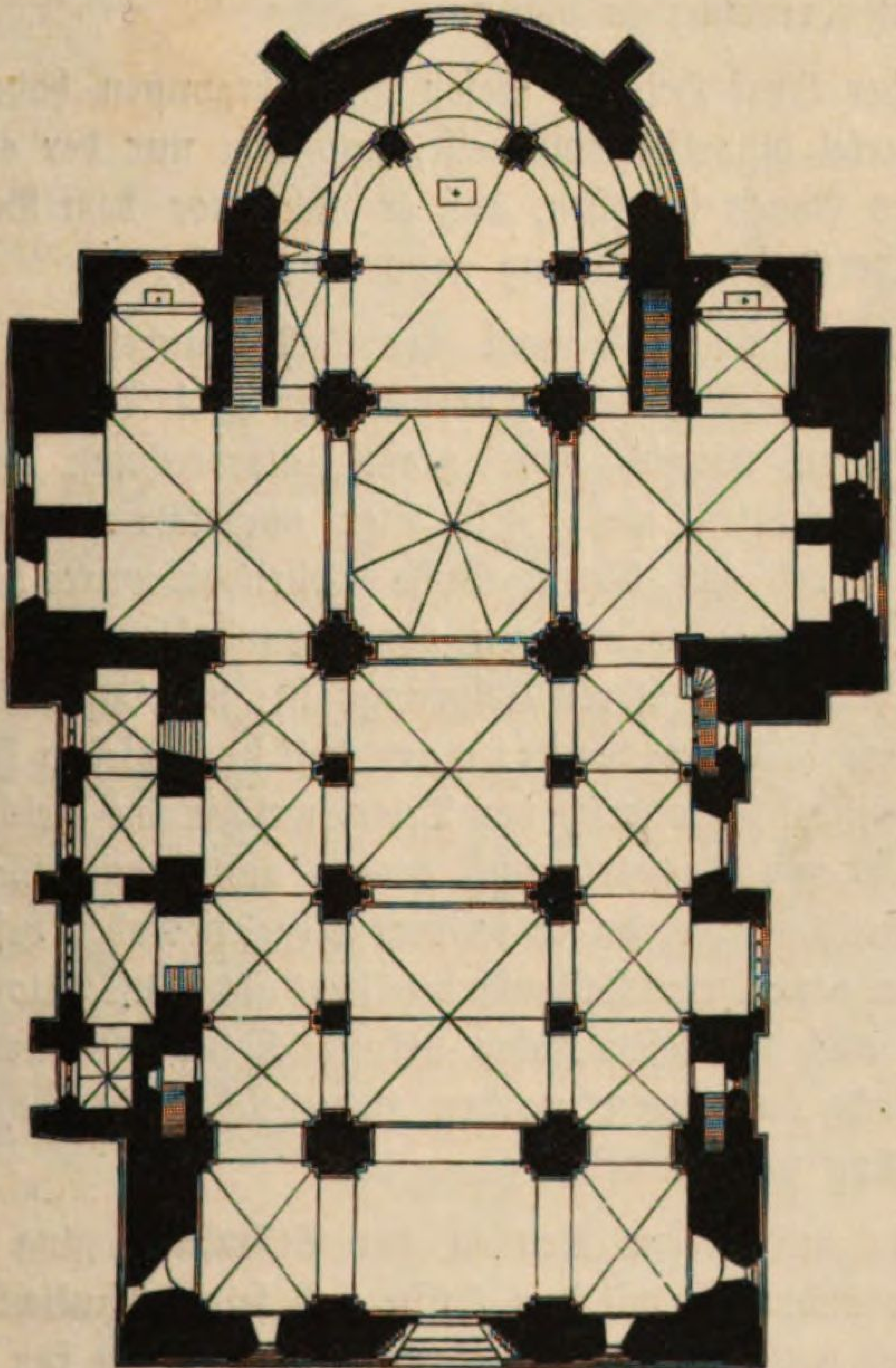


Fig. 1. Grundriß des Domes zu Limburg.

Trierische Obedienz kam und darin blieb, bis der Kurstaat selbst aufhörte. Dieser Heinrich von Isenburg also und kein Anderer ist der Erbauer des Domes, und dem jetzt noch in fünf Linien blühenden erlauchten Hause der Grafen von Isenburg gebührt der Ruhm und der Dank der Mit- und Nachwelt, ein so mustergültiges, in weiten deutschen Landen seines Gleichen suchende Bauwerk zur Ehre Gottes errichtet zu haben.

Wann aber Graf Heinrich diesen Bau begonnen habe, darüber existiren keinerlei historische Nachweise, und läßt nur der eigenthümliche Styl des Baues schließen, daß er nicht vor dem Beginn des 13. Jahrhunderts seinen Anfang genommen habe.

Deßgleichen ist auch die Zahl der Jahre unbekannt, während welcher an dem Werke gebaut wurde. Nur zwei Thatsachen stehen fest, daß der Bau nämlich ohne große Unterbrechung, wie sie bei größeren Kirchenbauten jener Zeit öfter vorgekommen, ausgeführt und als ein Werk aus Einem Guße vollendet wurde, weil sich keinerlei stylwidrige Abweichungen vom Grundplane in ihm finden, und alles Stylwidrige späteren Ursprungs ist; und daß weiterhin die Kirche im Jahre 1235 vollendet war, weil sie in diesem Jahre nicht nur vom Erzbischof Theodorich von Trier, welcher im gleichen Jahre auch die Kirche von Boppard und mehre andre am Rhein consekrirte, eingeweiht wurde, da er in dem Siegel des eben besprochenen im Hauptaltare verwahrten Reliquienbehälters als Consecrator erscheint, sondern weil auch in diesem Jahre urkundlich die Pfarrkirche in die neue Stiftskirche übertragen worden ist, welcher Akt sicherlich mit der Consecration zusammenfiel.

Gleichzeitig mit diesem Neubau der Stiftskirche ging auch eine wesentliche Veränderung mit dem Stifte und seinen Baulichkeiten vor. Herzog Konrad hatte nämlich das Stift zum h. Georg für eine vita communis nach der Regel Chrodegangs eingerichtet, und die Stiftsbauten für das gemeinsame Leben der Geistlichen an den östlichen Theil der Stiftskirche angeschlossen. Mit Beginn des 13. Jahrhunderts jedoch, zur Zeit da die neue Stiftskirche gebaut wurde, hörte auch in Limburg das gemeinschaftliche Leben der Canoniker auf, wie dies anderwärts bereits schon früher geschehen war, und bezogen dieselben, da deren Zahl sich in Folge dessen bald sehr vermehrte, selbstständige Wohnungen in der Stadt, außerhalb der Ringmauern der Kirche und der Burg. Die alten Stiftsbauten aber an der Kirche kamen in den Besitz der Grafen von Isenburg, später der Dynasten

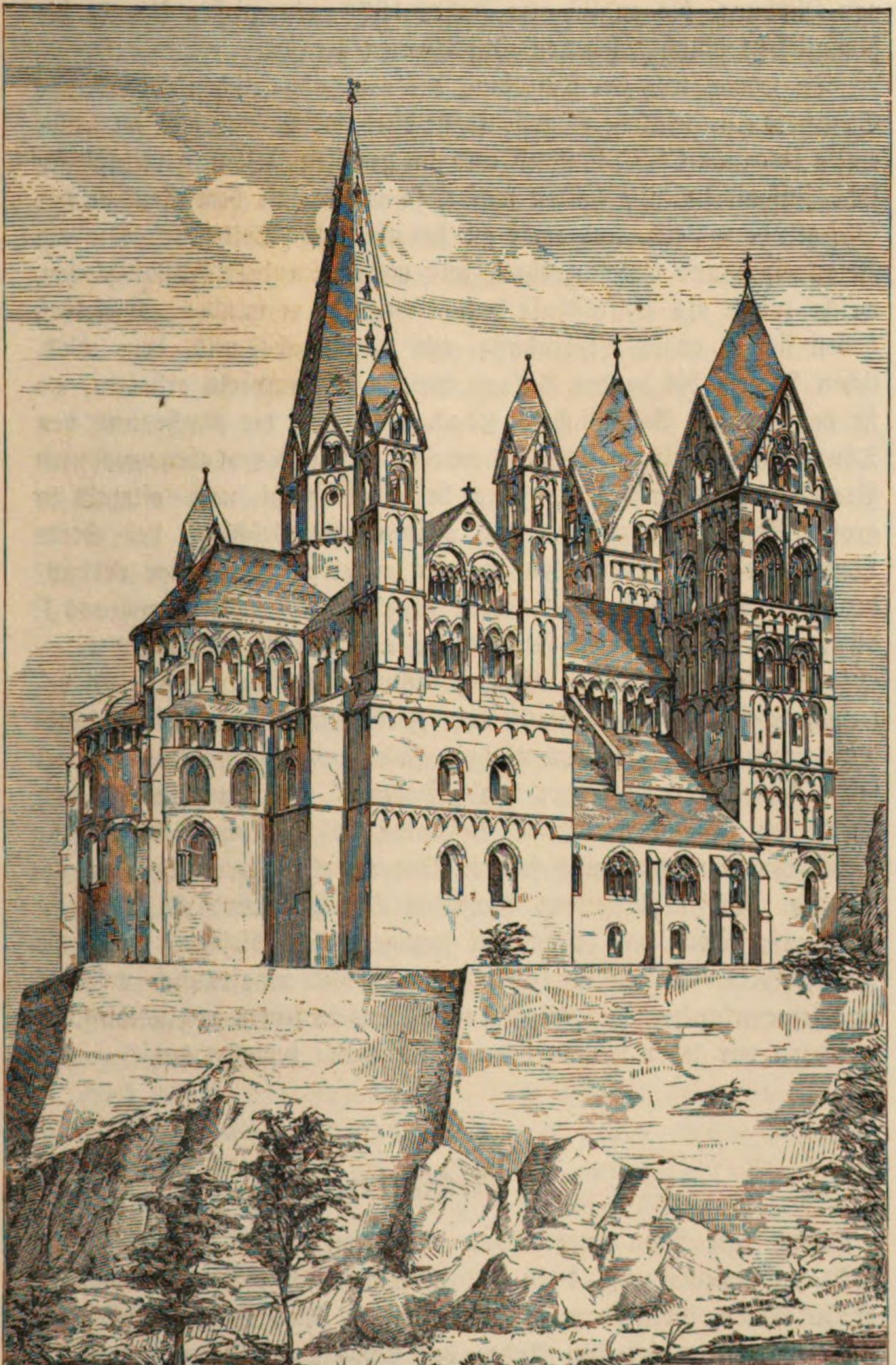


Fig. 2. Nordöstliche Ansicht des Domes zu Limburg.

von Limburg, bis endlich im Jahre 1379 ein großer Brand die sämmtlichen östlich gelegenen Stiftsbauten zerstörte.

Da jedoch, trotz der Auflösung des gemeinschaftlichen Lebens, das Stift stets eine geistliche Genossenschaft blieb, welche von jetzt an unter einem Decanus Capituli stand und in gewissen Zeiten gemeinschaftliche Zusammenkünfte halten mußte, so wurde mit dem Neubau der Stiftskirche zugleich, und zwar an der nördlichen Seite derselben, ein Refectorium und Empfangssaal, und mehrere andere Räumlichkeiten, welche zuletzt als Stiftsschule benutzt wurden, verbunden. Dieselben haben sich in enger Verbindung mit der Kirche und dem nördlichen Thurm bis in den Anfang dieses Jahrhunderts erhalten, wo sie denn wegen Baufälligkeit, jedoch nicht ohne die Kirche und den Thurm zu beschädigen, abgelegt wurden. Seit jenem obenerwähnten Brande des Jahres 1379 war der Dom wohl noch oftmals in großer Gefahr, da er mit der vielbewegten Geschichte der Stadt Limburg, die fast unter allen Kriegen zu leiden hatte, enge verbunden war. Sogar noch in den letzten französischen Kriegen Napoleons I. diente er der geängsteten Bevölkerung als sicherste Zufluchtsstätte — aber stets entging das in allen Jahrhunderten seines Bestandes bewunderte Bauwerk der Wuth der Zerstörung durch Feindeshand. Nur einmal, am Ende des vorigen Jahrhunderts, hat der Himmel selbst seinen Blitz gesendet, das Dachwerk der Hauptkuppel und eines der nördlichen kleinen Seitenthürme in Asche gelegt, ohne jedoch dem Hauptbau und seinem Mauerwerk weiteren Schaden zuzufügen. Diesem besonders günstigen Schicksale verdankt es denn auch unser Dom, daß er sich wie wenige seines Gleichen durch die Jahrhunderte anderer Stylperioden rein und jungfräulich erhalten und seine ursprüngliche Schönheit wenigstens in seinen architektonischen Gliedern vor jeder fremdartigen Vermischung bewahrt hat.

II. Architektur.

Wer den Plan zum Dom entworfen habe, ist geschichtlich nicht nachzuweisen, wie denn die mittelalterlichen Baumeister nicht darauf sahen, ihren Namen zu verewigen. Das Werk selbst sollte ein ewiges sein, und den Ruhm des Ewigen verkünden. Doch ist, wie sich dies auch an andern monumentalen Bauwerken des Mittelalters findet, das Brustbild des Baumeisters zur linken Seite des Hauptportals gegenüber dem Brustbilde des Stifters der Kirche,

des Grafen Heinrich von Isenburg, oberhalb der Säulenstellung in der Weise angebracht, daß er, auf seinen Stab gestützt, von seinem Werke auszuruhen und dem Urtheile der Vorübergehenden und Eintretenden zu lauschen scheint. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthält der charakteristische Kopf dieser aus der Zeit der Erbauung stammenden Statuette Portraitähnlichkeit, und hätten wir demnach in ihm einen ruhigen, ernsten, bereits in Jahren vorgeschrittenen Mann zu suchen, von dem Mechtelius (Mecht. Prod. Hist. Trev. p. 1060) mit Recht sagt:

Des Baumeisters Name ist unbekannt,
Man findt seines Gleichen nit in dem Land.

Der Bau scheint rasch gefördert worden zu sein, da, wie bereits oben bemerkt worden, der ursprüngliche Plan mit Ausnahme des südlichen Arms des Querschiffes keinerlei wesentliche Veränderung erlitt, was in der damaligen Zeit, wo der gothische Styl schon mit Macht die romanischen Formen zu verdrängen suchte, bei einem Stillstande von 10—20 Jahren wohl sicher eingetreten wäre.

Mit jener südlichen Giebelwand des Querschiffes aber scheint der Bau für die damalige Zeit seinen Abschluß und seine Vollendung gefunden zu haben, da einestheils die beiden kleinen Eckthürme, wie sie auf der Nordseite sich finden, hier fehlten, nur fundamentirt waren, und erst im Jahre 1865 ausgeführt wurden, und da andererseits die ganze Süd-Fronte viel einfacher als die entsprechende Nordfronte angelegt, nur mit Einer Gallerie statt mit zweien versehen und in so schlechtem Mauerwerk aufgeführt war, daß das Ganze nur den Charakter eines provisorischen und nicht eines vollendeten definitiven Baues hatte und bei dem Neubau der Thürme von der ersten Gallerie aus neu aufgeführt werden mußte, wobei auch die zweite Gallerie hinzugefügt wurde.

Was sodann den Grundplan selbst betrifft (siehe Fig. 1), so ist derselbe durchaus nach den Gesetzen des romanischen Styles gebildet, während der Aufriß und die ganze Struktur des Baues bereits von den Gesetzen des gothischen Styles beherrscht wird und in Wahrheit als ein Typus des sogen. Uebergangsstyles gelten kann, in welchem beide Style miteinander um die Herrschaft kämpfen. Auch gehört unser Dom zu jener Klasse von Bauten dieses Uebergangsstyles, in welcher nicht blos einzelne ausgebildete und charakteristische Formen des gothischen Styles in Anwendung kommen, sondern in welcher eine organische Verbindung beider Stylweisen in ihren wesentlichsten Gesetzen gelungen ist:

das Hochanstrebende des gothischen mit der Horizontallinie des romanischen, das Leichte und Lichte des gothischen mit der Sicherheit und Solidität des romanischen Styles, das Spitzbogengewölbe mit der massiven romanischen Mauer und ihren schweren Pfeilern, gothische Structur und romanische Ornamentation. So also stellt der vorliegende Grundplan eine nach den Gesetzen des romanischen Styles gegliederte, auf größeren und kleineren Pfeilern ruhende, um einen Kuppelbau kreuzförmig sich gliedernde, mit einer halbrunden Absis schließende Basilika dar, die ihren ganzen Gewölbedruck nur auf die nach alter Weise massiv aufgeführte Mauer ablagert, so daß die nach Art des gothischen Styles angebrachten zwei Strebepfeiler am Schiff und Chor füglich entbehrt werden könnten und mehr decorative als constructive Bedeutung haben. Die lichte Länge des ganzen Baues beträgt 160 rh. Fuß, die Breite der 3 Schiffe zusammen 62 Fuß, die des Mittelschiffes allein 25 Fuß, während der Gesammtflächeninhalt 9835 Quadrat-Fuß repräsentirt.

Diese ganz romanische Grundform ist im gesammten Aeußern des Domes, mit Ausnahme der Spitzbogenwölbung bei den Fensterbögen und den ornamentalen Bogenstellungen der Gallerien, beibehalten worden, während die gothischen Uebergangsconstructionen in dem Innern ihre Anwendung finden. — Wie die beiden unter Fig. 2 und 3 beigegebenen Aufrisse von der südwestlichen und der nordöstlichen Seite darthun, war der ganze Bau auf die Anlage von sieben Thürmen berechnet, deren jedoch nur 5 ursprünglich ausgeführt wurden, während die beiden auf der Südseite des Querschiffes unvollendet gebliebenen, wie bereits bemerkt, erst im Jahre 1865 ihre Ausführung gefunden haben. In der Zeit vom 11. bis 13. Jahrhundert nämlich machte sich vielfach das Streben geltend, ausgezeichnete Kirchen durch Vermehrung der Anzahl der Thürme noch besonders zu verherrlichen, indem man außer den beiden westlichen Thürmen noch zwei andere zu beiden Seiten des Chores anlegte und außerdem, vorzüglich am Rheine, über die Kreuzung des Lang- und Querschiffes noch einen starken Mittelthurm errichtete, dessen Einführung sich wohl hinlänglich aus dem Einflusse des karolingischen Centralbaues zu Aachen auf die Entwickelung des romanischen Styles am Rhein erklären läßt. Indem unser Dom anstatt zweier Chorthürme deren vier besitzt und sie als Schmuck zu den drei Hauptthürmen hinzufügt, charakterisirt er sich schon hierdurch als einen Prachtbau, der nicht bloß dem Bedürfniß genügen soll, sondern dessen Hauptzweck die Verherrlichung des von dem Kirchen-

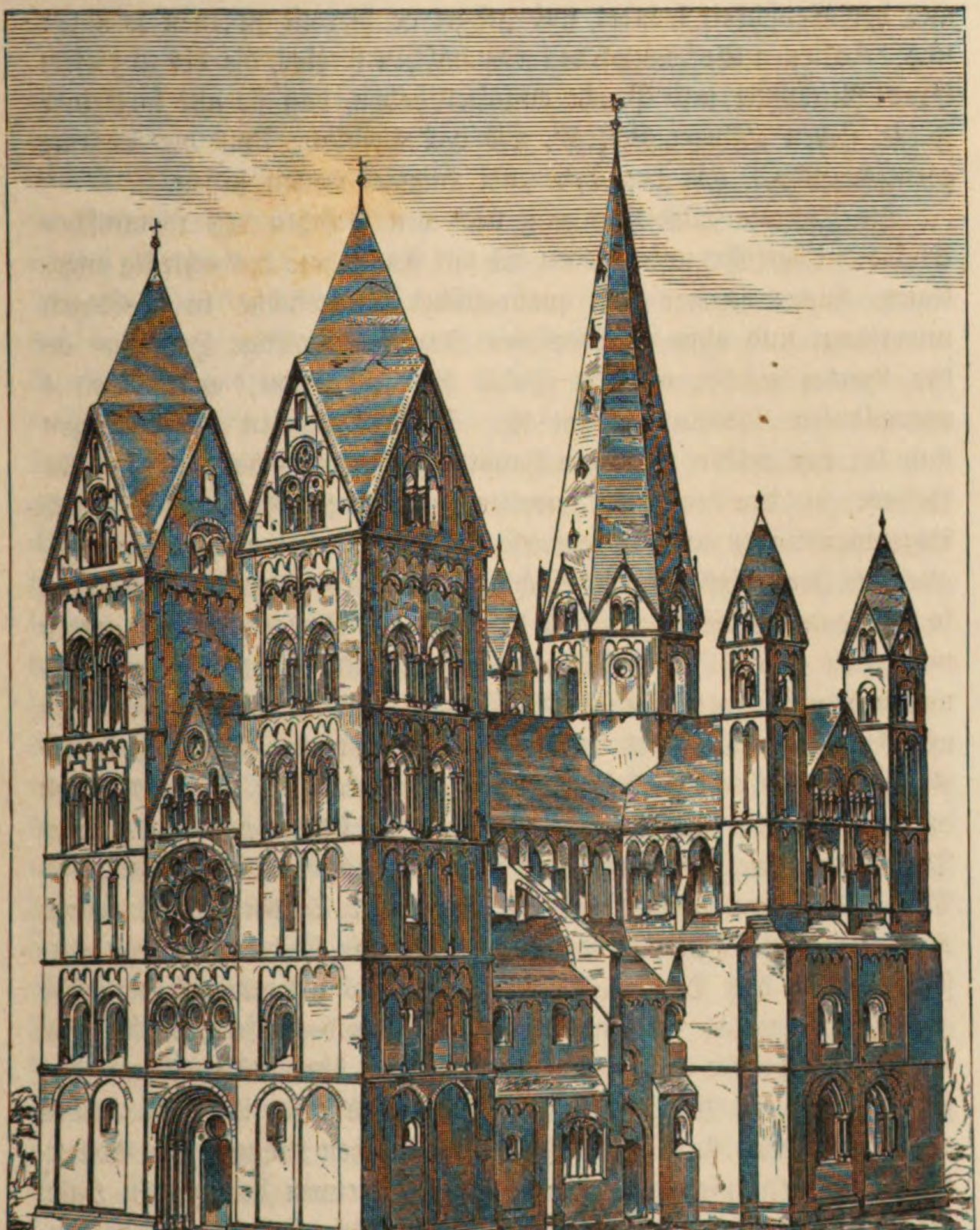


Fig. 3. Südwestliche Ansicht des Domes zu Limburg.

bau umschlossenen gegenwärtigen Gottes ist, der in siebenfacher Strömung die Herrlichkeit seiner Gnade von diesem seinem Heiligthume aus der Menschheit spendet, und gehört er hiermit zu jenen wenigen uns erhaltenen Kirchbauten des romanischen Styles, die bis zu diesem Grade Reichthum und Pracht entfaltet haben, daß sie auf so kleiner Fläche sieben „Finger Gottes", wie das christliche Volk die Thürme gerne bezeichnet, von der Erde zum Himmel weisen lassen.

Die Thürme selbst sind ganz nach den Gesetzen des romanischen Styles durchgeführt und erheben sich mit Ausnahme des achteckig angelegten Kuppelthurmes auf quadratischer Grundfläche in 5 Etagen unverjüngt und ohne Strebepfeiler, nur auf kräftige Hausteine an den Kanten gestützt, von der Sohle bis zur Krone, welche von 4 pyramidalen Giebeln gebildet ist. Die horizontalen Gliederungen sind bei den beiden westlichen Hauptthürmen durch stark austretende Gesimse, in der untersten, zweiten und dritten Etage meist durch Bogenblendungen und Bogenfriese, in den 2 oberen durch reichgegliederte Fenstersysteme, mehrfach mit doppeltem Bogenfries, gebildet, so daß dadurch eine wesentliche Lichtung des Mauerwerks von unten nach oben erzielt, den Thürmen der Charakter des Massiven genommen und ihnen eine gewisse Eleganz und Leichtigkeit verliehen wird [1]). Das Dachwerk der beiden Hauptthürme legt sich sattelförmig auf die vier Giebel mit einer Versenkung in der Mitte nach den vier Kanten des Thurmes, während die Dächer der vier kleinen Thürme sich ohne Versenkung nur über die vier Giebel legen und das Dach des Kuppelthurmes sich als achtseitiger Spitzhelm mit seinen Kanten auf die Thurmkanten aufsetzt und die Giebelpyramiden einschließt. Ob das Dach dieses Kuppelthurmes ursprünglich die Höhe gehabt habe, welche es jetzt besitzt, ist sehr zu bezweifeln, da sie nicht mit dem romanischen Charakter des Aeußern übereinstimmt, und das jetzige Dach ein Werk des vorigen Jahrhunderts ist. Die beiden vordern Thürme sind mit einfachen lateinischen Kreuzen, die Seitenthürme mit Knäufen, der Mittelthurm mit einem beweglichen Hahn gekrönt, in welchem sich eine Urkunde aus der Zeit der Wiederherstellung des Dachwerks nach dem Brand des vorigen Jahrhunderts befindet.

Denselben reichen Charakter des romanischen Styles wie die

---

1) Die beiden westlichen Hauptthürme sind zur Zeit noch mit einem sehr unschönen Verbindungsgang im 5. Stockwerke versehen, welcher jedoch, so viel wir hören, bei der demnächst vorzunehmenden Restauration des Domes in Wegfall kommen soll.

Thürme trägt sodann auch das gesammte Aeußere des eigentlichen Kirchenbaues, das sich dem Auge als ein Hauptschiff mit Querschiff und Chor, sammt zwei Seitenschiffen und je einer Erweiterung des Seitenschiffes, alle mit getrenntem Dachwerk, darstellt, so daß das Hauptschiff also in fünffacher Dachgliederung erscheint. Die Mauerfläche selbst am Schiff ist nur durch je einen Strebepfeiler und einen darüber sich hinziehenden massiven Strebebogen durchbrochen, welcher die im Innern angewendete Spitzbogenwölbung und den Uebergang zur Gothik andeutet. Die an der nördlichen Seite des Schiffes zu Tage tretenden beiden kleinern Strebepfeiler stützen nicht das Hauptgewölbe, sondern nur den dem Seitenschiffe angelegten sogenannten Remter (Refectorium), der seiner Anlage wie seiner Ausführung nach wohl als ein Werk des 14. Jahrhunderts betrachtet werden muß, aus welcher Zeit auch das gothische Fenster des Capellenausbaues an der Südseite des Hauptschiffes stammen mag. Auch an der Chorabsis treten zwei schön gegliederte Strebepfeiler aus der Mauerfläche heraus, scheinen aber bei dem sehr dicken Mauerwerk von keiner besondern Bedeutung für das Gewölbe zu sein, und als ein noch unverstandenes Bauglied des gothischen Styles dazustehen. Das gesammte Mauerwerk erscheint in einer dreifachen L ä n g e n g l i e d e r u n g, die durch starke Gesimse und Bogenfriese am Chor und Querschiff, und durch das dreifache Dachwerk am Langschiff gebildet wird. In diese dreifache Längengliederung fügt sich sodann naturgemäß auch eine dreifache Fensterstellung ein, welche in den beiden untern Etagen, besonders am Chore und dem Querschiff, nach romanischer Weise tief eingeschnitten, mit Säulen und Wulsten reich verziert, in der obern Etage aber in äußerst zierlicher Weise in eine auf freistehenden Säulen ruhende Gallerie eingegliedert ist. An der Chorabsis befindet sich sogar eine Doppelgallerie, deren erste mit gradlinigem Abschluß sich unter dem Dache des Chorumganges hinzieht, und deren obere die Verlängerung der um Lang- und Querschiff hinlaufenden Gallerie ist. Deßgleichen befindet sich an den Querschiff-Giebeln über der ersten Gallerie noch eine zweite, reichere, welche die Wandfläche angenehm bedeckt, so daß diese zahlreichen Bogen- und Säulenstellungen an den Thürmen wie am Schiffe der Kirche dem Ganzen einen ungewöhnlichen Formenreichthum und eine Zierlichkeit und Leichtigkeit verleihen, welche kaum ein anderes Bauwerk romanischen Styles in Deutschland nachweisen kann und wodurch das ursprünglich Schwere und Massive dieses Baustyles vollständig überwunden ist. Besonders reich und zierlich gegliedert ist die Fronte des Mittelschiffes

zwischen den beiden Hauptthürmen, worin sich das Hauptportal der Kirche befindet, welches mit dem ganzen Schmucke des romanischen Portalbaues ausgestattet ist. Während die beiden andern Seiteneingänge zu den Schiffen sehr einfach, und mit gradlinigem Thürsturz versehen sind, ist dieses Hauptportal mit dem Triforium geschlossen, und mit mehreren Säulen, Pfeilern und Rundstäben voll reicher Ornamentik, in schöner, organischer Verbindung umgeben. Daß in der Inschrift, welche sich in dem über dem Triforium gebliebenen unregelmäßigen Giebelfelde befindet, und welche lautet: Basilica St. Georgii Martyris. Erecta 909 Renovata 1766, nur jene zweite Kirche, die Basilica des Konrad Kurzibold und die Gründung des Stiftes, nicht aber die Erbauung dieser dritten Kirche gemeint sei, bedarf nach dem Vorhergehenden wohl keines weiteren Beweises. Was an diesem Portale und seiner reichen Säulenstellung sammt Rundbögen noch Erwähnung verdient, ist, daß sämmtliche Säulen mit starkem Schwarz, sämmtliche Capitäle, Rundbögen, Leisten ꝛc. mit gelbem Oker bemalt gewesen sind, was auch bei den sämmtlichen Säulen und Bögen der Thürme und des Chores der Fall gewesen und bis heute noch sichtbar ist. Es ist dadurch eine wohlthuende Farben-Abwechslung mit dem grauen Gesteine und dem Bewurf der Mauerfläche erzielt worden, welcher den harmonischen Formenreichthum noch mehr hervorhob. Ob jedoch diese Bemalung ursprünglich gewesen oder erst bei der vorletzten Restauration angebracht worden ist, kann nicht mehr mit Sicherheit bestimmt werden. Ueber dem Portale, an dessen innerer Seite jene zwei Statuetten in sitzender Stellung angebracht sind, von denen bereits die Rede gewesen ist, erhebt sich die Giebelfront in dreifacher Gliederung, indem zwischen einer oberen und untern Gallerie sich ein großes Rundfenster von sehr einfacher Construction, nach Analogie der schönen gothischen Rosetten, angebracht findet, derart, daß um ein großes mittleres Rundfenster sich acht kleinere anlegen, ohne jedoch durch Vermittelungsglieder zu einem organischen Ganzen verbunden zu sein. An den vier Ecken des vom Rundfenster ausgefüllten Feldes befinden sich die Symbole der vier Evangelisten, welche allerdings vom Zahne der Zeit sehr gelitten haben und kaum mehr zu erkennen sind.

Treten wir nun durch das Hauptportal in das Innere des Domes, Fig. 4, so bietet sich uns ein überraschender Anblick. Wohl läßt das Aeußere des Domes auch auf ein schönes, harmonisch gegliedertes Inneres schließen, dennoch aber einen solchen Formenreichthum, eine solch harmonische Gliederung, ein so einheit-

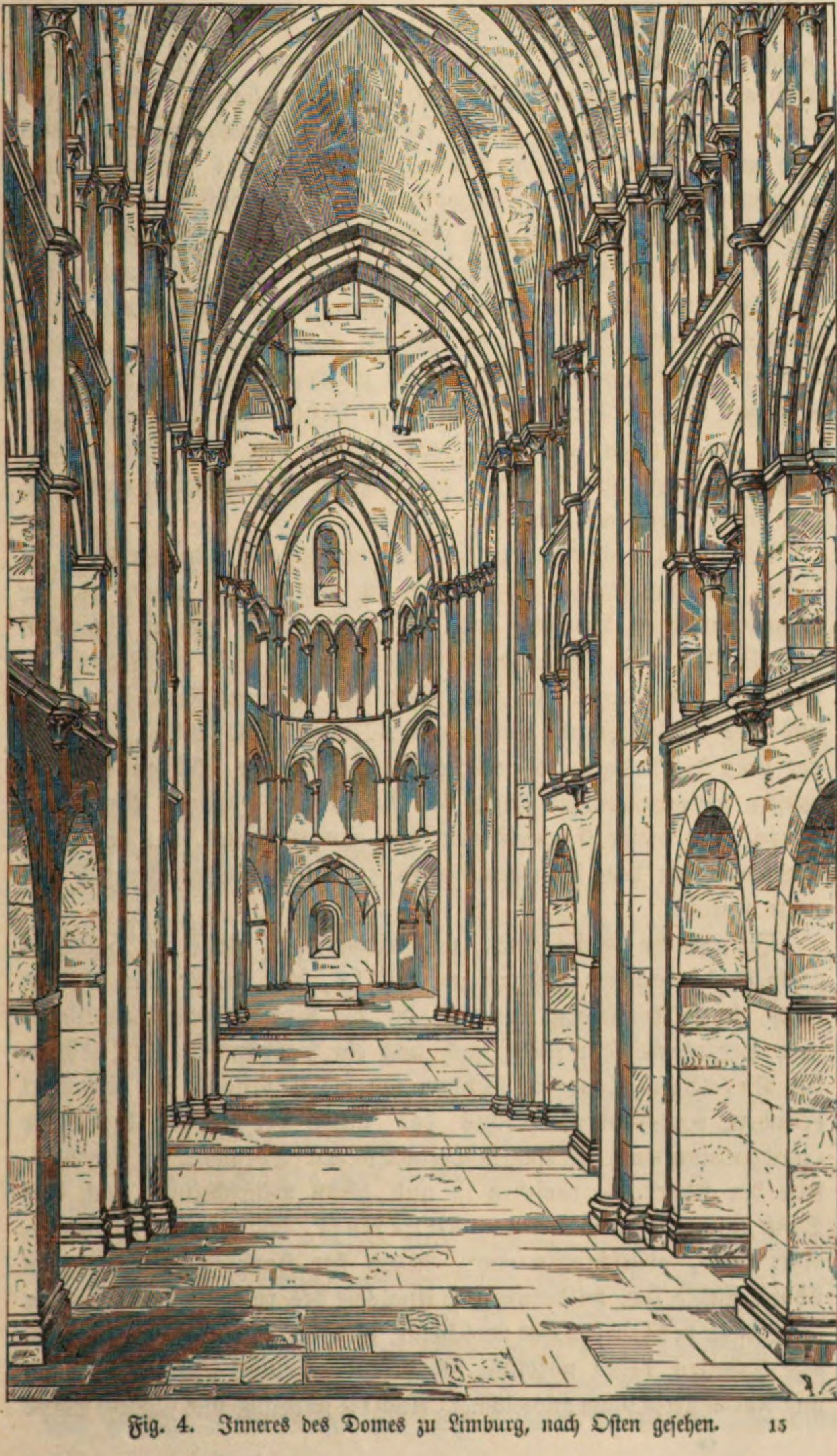


Fig. 4. Inneres des Domes zu Limburg, nach Osten gesehen.

liches Ganzes, worin beide Style zu einem verschmolzen sind, nicht vermuthen. Der Blick richtet sich vor Allem in die Höhe und wird an den schlanken Säulen und Halbsäulen hinauf in die 70 Fuß hohen Gewölbe gezogen, welche sämmtlich in Spitzbogen ausgeführt sind und bei der geringen Breite des Hauptschiffes nur noch höher erscheinen; schweift an den Gewölben des Hauptschiffes in die hohe, bis zu 105 Fuß sich erhebende Kuppel, von welcher ein reiches Licht sich in das Querschiff und Chor ergießt, und ruht mit voller Befriedigung in dem dreifachen Gallerienkranz des Chores mit seinen schönen schlanken Säulen und schönen Gewölbeformationen. Nicht leicht möchte der erste Anblick irgend welcher romanischen Kirche ein ähnliches Gefühl der Befriedigung in Bezug auf Styl und Harmonie der Formen, und kaum ein andrer den Geist der Andacht mehr zu wecken und das Herz zum Himmel emporzuziehen vermögen, als dieser Dom von Limburg.

Genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend steht der Chor im Osten, der Haupteingang der Kirche im Westen, und wird, wie der Grundplan zeigt, Langschiff und Chor von einem breiten Querschiff von Norden nach Süden durchkreuzt, während sich in Mitten der Kreuzung die Kuppel 35 Fuß über die übrigen Gewölbe erhebt und das architektonische Centrum des Innen-Baues bildet, wie auch der über die Kuppel sich erhebende Thurm den höchsten und am meisten hervortretenden Punkt des Außenbaues bildet. Und schon hiermit, mit dieser Centralisation des ganzen Baues, hat der Dom, abgesehen von dem Uebrigen, seinen romanischen Charakter zur Genüge bewahrt.

Obgleich die Kirche einen nach romanischer Weise im Halbkreis geschlossenen eigenen Chorbau, Absis, als Stätte des Altars besitzt, so ist demselben dennoch, da die Kirche ihrem Hauptzwecke nach Stiftskirche sein sollte, auch noch ein sogenanntes Stiftschor, ein Presbyterium, in welchem sich die Chorstühle der Canonici befinden, vorgeschoben, welches das unter der Kuppel befindliche Quadrat einnimmt, mit schönen Steincancellen (Dorsalien) an der Rückseite der Chorstühle versehen ist und höchst wahrscheinlich nach dem Schiff hin mit einem sogenannten Lettner, vor welchem der Pfarraltar stand, abgeschlossen war. Neben der Hauptabsis, dem hohen Chore, finden sich, wiederum nach Analogie des romanischen Styles, in der Ostseite des Querschiffes zwei kleine, niedrige Seitenabsiden, in Form von Capellen, deren nördliche sich besonders durch schöne Gliederung und Formenreichthum auszeichnet. Auch die nördliche und südliche Wand

des Querschiffes ist zweifach mit Altarnischen durchbrochen, während sich in die nördliche Seite des Langschiffes eine eigenthümliche Doppelkapelle gothischer Struktur anlehnt, deren oberer, schmaler, unregelmäßiger Raum, wie bereits bemerkt, obgleich jetzt noch Remter (Refender, Refectorium) genannt, doch nur als Vorhalle zum Versammlungssaal des Capitels, welcher an der Nordseite angebaut war, gedient haben mag, und deren unterer Theil, wohl einst Todtencapelle, jetzt als heil. Grabkapelle benutzt wird.

Die Kirche ist, wie bereits bemerkt, dreischiffig und setzen sich die beiden Seitenschiffe auch im Chor in einem schmalen Chorumgange fort. Das Hauptschiff ruht auf 6 größern und 4 kleineren viereckigen Pfeilern, welchen sich die 4 schweren Pfeiler der Kuppel und die 4 kleineren im Chor anschließen. Während nun die kleinern Pfeiler nur als Leiter der unteren Arkade dienen und mit dem Gewölbe in keiner Verbindung stehen, durchschneiden dagegen die größern Pfeiler als die Träger des ganzen Gewölbebaues die ganze Mauerfläche von unten bis oben in verticaler Richtung und sind mit vorstehenden Säulen, Halbsäulen und Leisten, welche in das Gewölbe organisch übergehen, reich gegliedert, so daß die Construction des Gewölbes schon in der Fundamentirung und Profilirung der Pfeiler und seiner Glieder sichtbar wird. Und hierin gerade, in dieser schlanken, reich gegliederten Pfeiler-Anlage, welche organisch mit dem Gewölbe verbunden ist, mit dem darauf ruhenden Spitzbogengewölbe, in den nach der Höhe strebenden Verhältnissen des Baues: in dieser Verbindung der horizontalen Linie mit der verticalen; in der Verbindung des gothischen Zuges nach der Höhe zu den lichten Wölbungen, die gleichsam schon den Fundamenten entsteigen, mit dem festen soliden Pfeilerbau des romanischen Styles, mit seinen mehrfachen Arkaden: hierin vor Allem und nicht in der bloß willkürlichen Anwendung des Spitzbogens, besonders bei den Detailformen, liegt das Eigenthümliche des Uebergangsstyles; in der durchaus harmonischen Verbindung beider Styl-Elemente aber finden wir die befriedigende, besondere Schönheit des Limburger Domes.

Während aber der schöne Pfeilerbau das Auge zur Höhe zieht, als stände man in einem gothischen Dome, sieht man zugleich die ganze Wandfläche nach romanischer Weise in dreifacher Gliederung horizontal durchbrochen, und zwar wiederum in einem Formenreichthum und einer Schönheit, wie sie nur dem romanischen Styl eigen ist. Wie bereits bemerkt und wie Fig. 5 und 6 angibt, zieht durch

das ganze Langschiff und Chor eine in Rundbögen gewölbte, etwas schwere und massive Pfeiler-Arkade sich hin mit einfachen Profilirungen an Gesimse und Basis. Ueber diese das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennende Arkade läuft sodann die erste und Hauptgallerie in der ganzen Breite der Seitenschiffe nicht nur durch das Hauptschiff, sondern auch durch alle Seiten des Querschiffes und des Chores hin und bietet in ihrer Oeffnung nach dem Innern der Kirche Gelegenheit zu den reichsten und schönsten Formbildungen und rhythmischen Gestaltungen. Ueber je einem Bogen der untern Arkade zieht sich nämlich in der zweiten Etage wieder ein auf Pfeilern ruhender Rundbogenstab in einer Mauerblende hin, und in diesen Rundbogen fügt sich sodann ein auf drei Säulen ruhender, im Spitzbogen gewölbter Doppelbogen ein, so daß im Schiffe je einem Bogen der Arkade eine doppelte Bogenstellung der Gallerie entspricht. Vom Boden der Gallerie aber erhebt sich, auf schöner Console ruhend, je über der Mitte des unteren Arkadenpfeilers eine schlanke, mehrfach in der romanischen Weise unterbundene Halbsäule als Trägerin des zwischen den Hauptgurten in der Mitte hinlaufenden Halbgurtes, auf welche sich wiederum in der Nähe des Gewölbes drei kleinere Säulen aufsetzen, um die kleinen Glieder dieser Gurten aufzunehmen und zu tragen. Während aber im Schiffe die Gallerie sich aus zwei Bogenstellungen unter Einem einschließenden Rundbogen bildet, gestaltet sich bereits im Querschiff diese Bogenstellung zu einer dreifachen, in der eigenthümlichen Weise, daß der mittlere Bogen um ungefähr $^1/_3$ über die beiden Bogen zu seiner Seite erhöht wird. Diese Gliederung, welche besonders in der Chorabsis als dem Haupttheile der Kirche den Blick auf sich zieht, verleiht dem Bau den Eindruck des Reichthums und der Eleganz, welcher vielfach noch dadurch erhöht wird, daß in dem Mittelbogen der Gallerie Doppelsäulen angewendet sind, und die drei Bogenstellungen eines Arkadenbogens von sechs Säulen getragen erscheinen. Die Breite dieser reichen und schönen Gallerie entspricht, wie bemerkt, der Breite der Querschiffe und bildet dadurch mit den auf stark hervortretenden Säulen ruhenden einfachen Kreuzgewölben fast wieder eine kleine Kirche, in welcher besonders im Querschiff und hinter dem Chore selbst kleine Altarnischen der schönsten Construction angebracht sind. Hier befanden sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts Altäre und vollendeten eine eigenthümliche Art von Doppelkirche. Auf mehreren Punkten, insbesondere in den Armen des Querschiffes, bietet sich auf dieser Gallerie dem Auge ein wahrhaft überraschender, man möchte sagen feenhafter

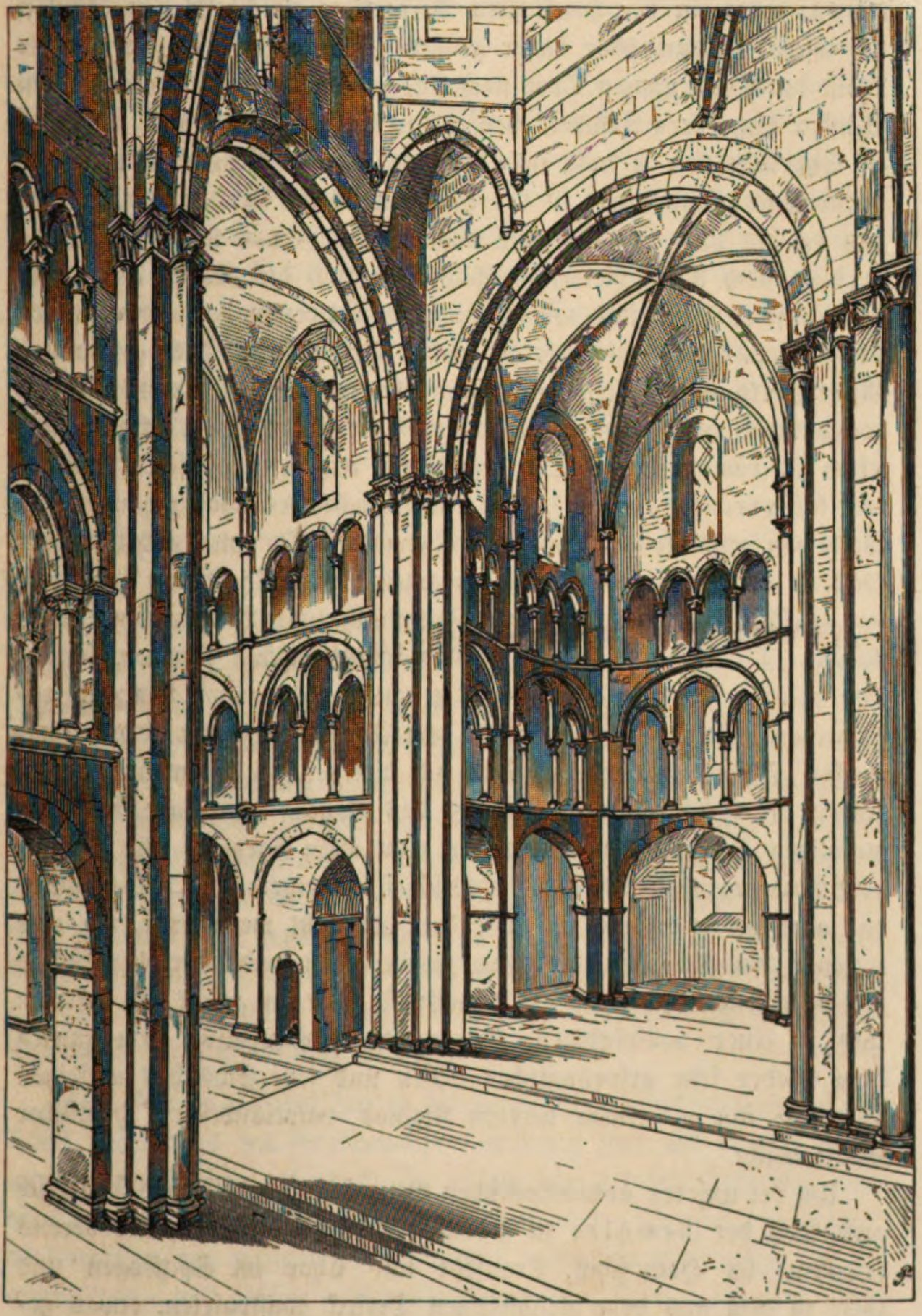


Fig. 5. Nördliches Querschiff und Chor des Domes zu Limburg.

Anblick, wie ihn nur die spanisch-arabischen Bauwerke zu bieten vermögen, indem in der herrlichsten Perspektive ein Wald von Säulen sich öffnet. Denn über dieser großen Gallerie zieht sich in gleicher Weise durch den ganzen Dom noch eine zweite Ziergallerie von kleinen Säulen hin, deren Arkaden ebenfalls in Spitzbogen gewölbt, im Schiff in Systemen von je drei, im Chor von je vier Bogenstellungen das aufsteigende Mauerwerk in der lichtesten Weise durchbrechen, so daß von da bis zum Gewölbe nur noch wenig Raum übrig bleibt, da in diese noch übrig bleibende Fläche sich auch die oberen Fenster in harmonischer Weise und correspondirend mit denen der beiden untern Etagen einfügen. Eine solch leichte Behandlung des gesammten Mauerwerks und zugleich eine solch rhythmische Gliederung in den horizontalen wie verticalen architektonischen Linien findet sich nur noch selten in romanischen Bauten und dürfte von den gothischen Bauformen kaum erreicht werden [1]). Die Säulenschafte des Chorumganges sind theils von geschliffenem schwarzem Marmor, theils von Trachit, die der Gallerie im Schiffe von glattem schwarzem Stein. Die Basen haben alle das attische Profil mit den in jener Zeit üblichen vier Blättern am unterm Wulst. Die Capitäle sind in den mannigfaltigsten Formen, schlank und gefällig, meist aus Sandstein gehauen und zeugen von der ungemeinen Bildungsfähigkeit und dem Formenreichthum des romanischen Styles. Allerdings stellt sich dieser ganze Formenreichthum, soweit die Schönheit und Eleganz des Baues heutzutage bei dem unseligen Kalküberzuge, unter dem man allen Formen- und Farbenreichthum begraben hat, noch ersichtlich ist, in einem sehr trüben Bilde dar, aber wie wir hören, sind wir der Zeit nicht mehr ferne, wo eine rettende Königliche Hand die schöne Zierde des jugendlich frischen Leibes von dem Leichentuche, das die Tünchkruste über ihn gelegt hat, befreien und in einer vollständigen, stylgerechten Restauration dem ganzen Bau wieder sein ursprüngliches Leben und jene Schönheit verleihen wird, die ihn zu einem wahren Kleinod vaterländischer christlicher Kunst macht.

Um bei unserer architektonischen Betrachtung des Domes schließlich auch noch der Gewölbe zu gedenken, so sind dieselben, wie bereits erwähnt, im Hauptschiff, Transept und Chor im Spitzbogen und zwar in dem aus dem gleichseitigen Dreieck construirten, etwas ge-

---

[1]) An größeren und kleineren freistehenden Säulen zählt das Innere des Domes 152, an Halbsäulen 312; das Aeußere des Domes an freistehenden 162, an halben Säulen 181, zusammen also im Innern und Aeußern 807 Säulen.

drückten, ausgeführt, während bei den Seitenschiffen und den Gallerien größtentheils der Rundbogen angewendet ist. Sie entwachsen sämmtlich den 16 massiven Pfeilern, an welche sich größere stark hervortretende Säulen und Lisenen anlehnen, welche sich sodann, in der Höhe der Wölbung angelangt, als Hauptgurte zu der gegenüberliegenden Wand hinziehen, und das einfache Kreuzgewölbe bilden, während an den 8 kleineren Mittelpfeilern am Beginne der ersten Gallerie starke Halbsäulen auf Consolen hervorspringen, in der Nähe des Gewölbes 3 kleine Säulen aufnehmen, und einen das Kreuzgewölbe in der Mitte durchschneidende Halbgurt bilden, so daß jedes Gewölbequadrat aus 6 Gewölbekappen besteht, während im Chor die grade Linie des Kreuzgewölbes gebrochen und im Querschiff das nördliche und südliche Gewölbedreieck nochmals durch einen Gurt durchschnitten wird. Das Kuppelgewölbe jedoch ist im Achteck ausgeführt, und ruhen seine Gurte auf hervortretenden Halbsäulen, welche über den das Viereck und Achteck vermittelnden Eckwinkeln beginnen.

Die Gewölbe der beiden Seitenschiffe jedoch sind im einfachen Kreuz construirt, dessen Hauptgurte auf je 2 stark hervortretenden Säulen ruhen. Dieselbe Construction der Gewölbe wiederholt sich in gleicher Weise auf der ersten Gallerie rund um die ganze Kirche, und nur im Chorumgange treten die kleinen Gewölbe unmittelbar aus der Wandfläche heraus, ohne Vermittlung von Säulen, welche wohl wegen des beschränkten Raumes hier keine Anwendung finden konnten. Was die technische Ausführung der Gewölbe betrifft, so sind dieselben aus gewöhnlichen Bruchsteinen ausgeführt, mit scheinbarer Sorglosigkeit, aber doch fest und solid gefügt, und erregt besonders die technische Construction des Gewölbes im nördlichen Querschiff die Aufmerksamkeit der Kenner.

Eine Krypta findet sich in der Kirche nicht, obgleich der größte Theil des Domes mit Grabgewölben versehen und mit großen marmornen Grabsteinen überdeckt ist, welche den jetzigen Fußboden der Kirche bilden, während das Presbyterium und Chor bei der letzten Restauration im vorigen Jahrhundert eine schachbrettartige Marmorplättung und zopfige geschweifte Altarstufen, sowie auch eine über die Säulenbasis hinausragende Erhöhung des Bodens erhalten hat, wodurch die alte romanische Plättung gänzlich verdrängt worden ist. Ob der Dom farbige Chorfenster gehabt hat, ist durchaus nicht mehr ersichtlich, da sich jetzt keine Spur derselben mehr vorfindet,

und die beiden über dem Hochaltar sich befindenden geschmacklosen orangeblauen Fenster das junge Datum ihres Entstehens nur zu sehr zur Schau tragen und hoffentlich bald verschwinden werden. Doch ist kaum zu zweifeln, daß der Dom in den Tagen des Mittelalters seine reiche farbige Verglasung gehabt habe, wie man denn noch Spuren derselben in dem großen farbigen Fenster der Franziskanerkirche erkennen will, und muß dieses farbige Licht in den herrlichen, von Gold und Farbe strahlenden Säulengängen und Wölbungen von einer ganz unvergleichlichen, magischen Wirkung gewesen sein. Die jetzigen prosaischen Fenster scheinen aus dem vorigen Jahrhundert her zu rühren.

Von Wandgemälden, wie sie in romanischen Kirchen sich in der Regel befanden, besitzt der Kirche jetzt nur noch die 4 Evangelisten in den Gewölbezwickeln der Kuppel und zur kleineren Zahl auch in den Dorsalien der Chorstühle. Beide jedoch haben nicht mehr den ursprünglichen Charakter, sondern sind in späterer Zeit übermalt worden. Daß der Dom jedoch an den wenigen, zur Bemalung übrig gebliebenen Wandflächen mit Gemälden versehen war, dafür sprechen nicht nur lebendige Reminiscenzen von Bewohnern Limburgs, sondern auch mehre aufgefundene Spuren. So waren namentlich die Wände des Chorumganges mit Wandgemälden bedeckt, desgleichen die beiden kleinen Capellen im Querschiff, sowie die beiden westlichen Wände des Querschiffes, und dürften dieselben bei einer bevorstehenden Restauration wieder zum Tageslicht befördert werden. Auch waren die kleinen Capellen der Gallerie sowie die Gurten und die Gewölbe des Chores polychromirt, während die übrigen baulichen Glieder in einem rothen Tone aus der Mauerfläche hervortraten, welche Art der Bemalung jedoch wahrscheinlich dem vorigen Jahrhunderte angehörte, aber immerhin neben den schwarzen Säulen mit grauen und weißen, theilweise vergoldeten Capitälen eine sehr effektvolle Wirkung erzeugt haben mag.

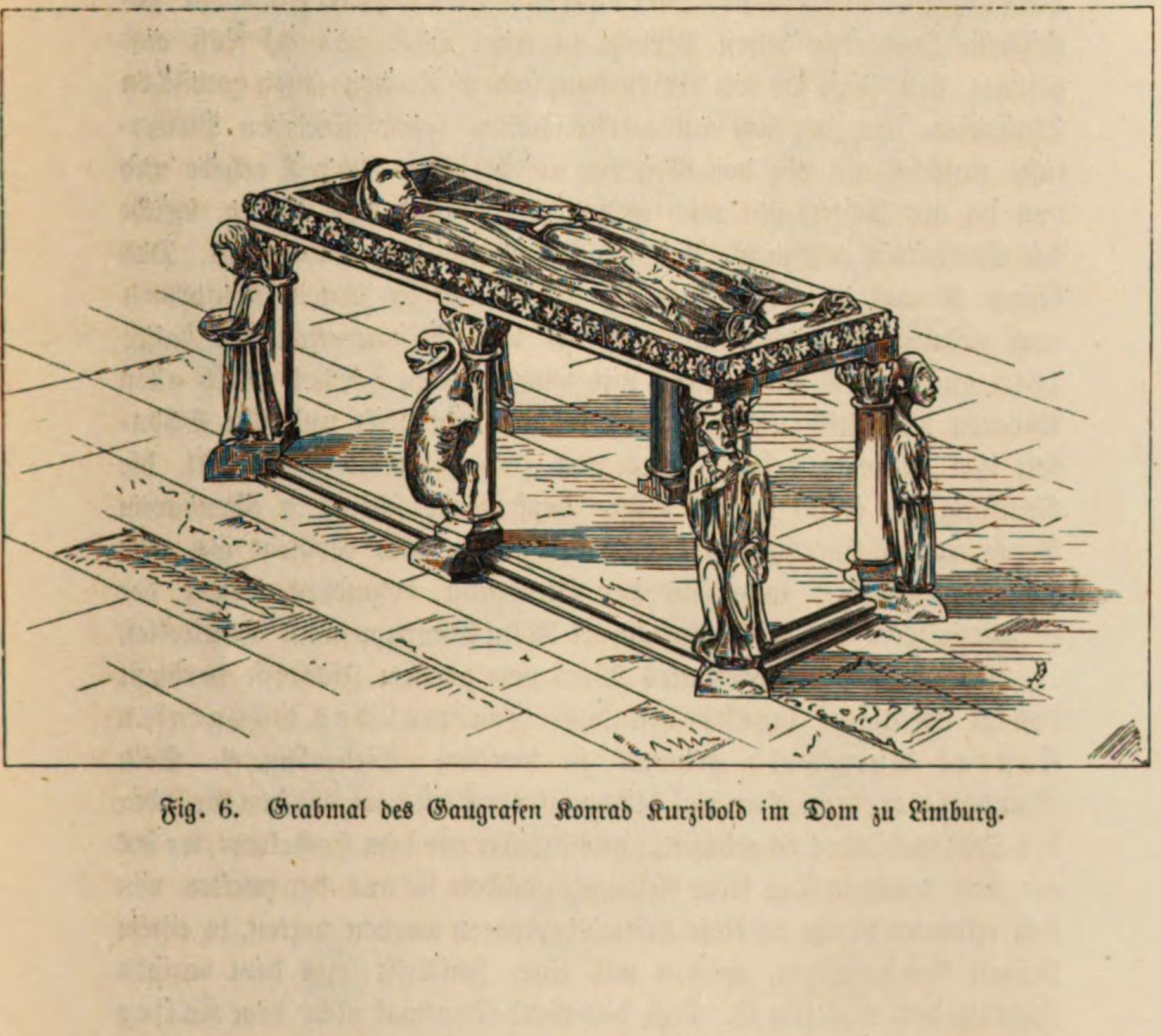


Fig. 6. Grabmal des Gaugrafen Konrad Kurzibold im Dom zu Limburg.

III. Monumente.

An eigentlichen monumentalen Kunstwerken besitzt unser Dom nur Weniges, obschon seine Geschichte deren mehr erwarten läßt. Dennoch aber ist das Wenige, was er besitzt, nicht ohne Bedeutung und künstlerisches Interesse.

Den ersten Platz unter denselben nimmt das am Ende des Hauptschiffes angebrachte Sacramentshäuschen ein. In gothischem Style der besten Periode in einer Höhe von 30 Fuß aufgeführt, stellt dasselbe wie die meisten seines Gleichen einen gothischen Thurmbau dar, der sich auf einem schönen feingegliederten Pfeilerfuße zunächst als ein von Gittern umschlossenes Viereck erhebt und von da als Achteck mit reich und schön gegliederten Fialen, welche mit Statuetten geschmückt sind, bis zur Kreuzblume emporsteigt. Das Ganze ist aus grauem Sandstein erbaut und in seinen Bauformen noch ziemlich unverletzt, nur daß die letzte Restauration im Jahre 1840 auch dieses schöne Werk mit seinen zarten Formen gleich allen Anderen mit Kalk- und Oelfarbe reichlich überdeckt und alle Schönheit ihm genommen hat. Eine aus Holz geschnitzte Votivtafel, die Speisung der 5000 in der Wüste darstellend, scheint in offenbarem Bezug zu dem Sacramentshäuschen zu stehen und verdient als gute Renaissance-Arbeit immerhin der Beachtung, besonders wegen der perspectivischen Behandlung größerer Menschengruppen in Hautrelief.

Als zweites monumentales Werk von großem Interesse verdient das im nördlichen Transept befindliche Grabmal des Gaugrafen Konrad Kurzibold genannt zu werden. Siehe Fig. 6. Sein Standort war ehemals an viel bevorzugterer Stelle, wie für den Gründer des Stiftsgebäudes es gebührte: unmittelbar vor dem Hochaltare, wo bis auf den heutigen Tag seine Gebeine, nachdem sie aus der zweiten von ihm erbauten Kirche in diese dritte übertragen worden waren, in einem kleinen Grabe ruhen, welches mit einer Inschrift aus dem vorigen Jahrhundert versehen ist. Daß das Grab-Denkmal nicht dem Kaiser Conrad dem Salier errichtet sei, wie man lange geglaubt hat, ist nun ausgemachte Sache. Es ist das Grabmal Conrads, des Gaugrafen des Lahngaus, genannt Kurzibold, des historischen Gründers des Stiftes, der im Jahre 948 gestorben ist, und dem entweder der Erbauer der jetzigen Kirche, Graf Heinrich von Isenburg, oder aber, was wahrscheinlicher ist, das Stift selbst aus Dankbarkeit und um das Andenken an den freigebigen Stifter nie erlöschen zu lassen,

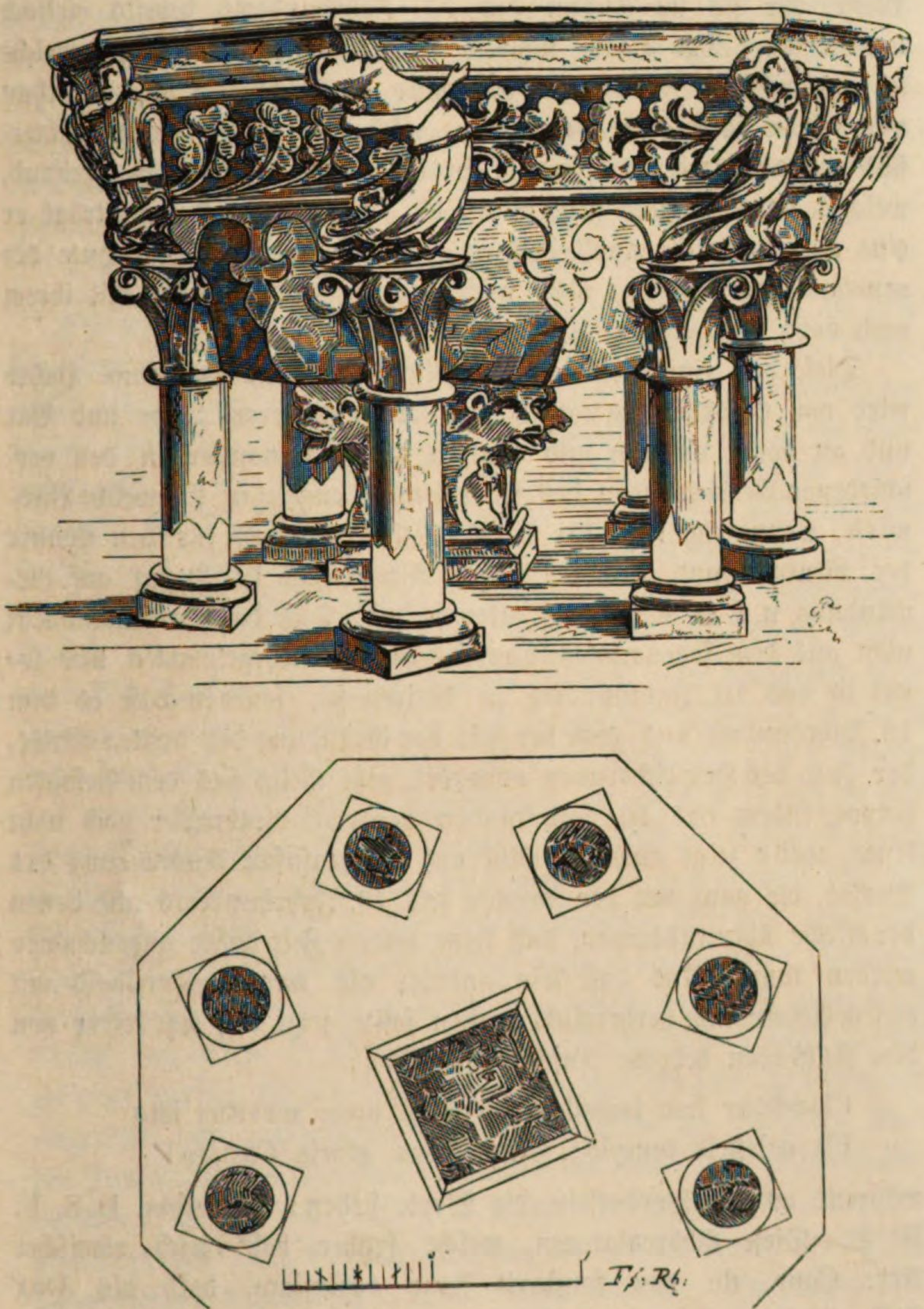


Fig. 7. Taufstein im Dom zu Limburg.

dieses monumentale Grabmal gesetzt hat, in der Art und Weise, wie sie im Beginn des 13. Jahrhunderts bereits vielfach vorkommen. Der Todte nämlich liegt in einer Art Bahre, welche in regelmäßigen Falten mit Leinwand ausgeschlagen ist, angethan mit seinen fürstlichen Gewändern, mit einer Hand einen Richterstab tragend, mit der andern in eine Art von Pallium greifend, welches um den Hals geschlungen ist. Auf seinem Haupte trägt er eine eigenthümliche Kopfbedeckung, die in manchem dem Hute der venetianischen Dogen, aber auch der phrygischen Mütze mit ihrem nach vorn übergelegten Apex gleicht.

Diese von einem schönen Weinblatt-Ornament umgebene Bahre wird von 6 Säulen getragen, an deren mittleren Löwe und Bär und an deren vordern und hintern je ein Canoniker in den verschiedenen Verrichtungen des Chordienstes angelehnt ist, welche Bildwerke, wenngleich nicht für die Aesthetiker, so doch für den Kenner der Liturgie und des christlichen Alterthums in Bezug auf Gewandung u. s. w. nicht ohne Interesse sind. Daß das Grabmonument nicht aus dem sogenannten Conrads-Bau herübergekommen und somit in das 10. Jahrhundert zu datiren sei, sondern daß es dem 13. Jahrhundert und zwar der Zeit der Gründung der dritten Kirche, der Zeit des Heinrichsbaues angehört, geht theils aus dem Gesagten hervor, indem das 10. Jahrhundert derartige Grabmäler noch nicht kennt, theils zeigt auch ein Blick auf die plastische Ausführung des Werkes, die ganz mit den Formen des 13. Jahrhunderts und denen der Kirche übereinstimmen, daß keine andere Zeit dafür angenommen werden kann. Und daß kein anderer als Konrad Kurzibold mit diesem Epitaphium verherrlicht werden sollte, zeigt die, jetzt leider von dem Fußboden bedeckte Inschrift desselben:

Clauditur hoc tumulo per quem nunc servitus isto
Fit celebris templo; virtus, laus, gloria Christo!

während an der Vorderseite die Worte stehen: Conradus. D. S. F. H. E. Diese Abbreviaturen, welche früher bald nach römischer Art: Conr. de suo fundavit hanc ecclesiam, bald als Dux Salicus, Dux Saxoniae, Fundator hujus ecclesiae, bald wieder anders gelesen wurden, finden theils in der Geschichte des Domes, der nicht von Conrad, sondern von Heinrich gebaut wurde, obwohl jener als erster Gründer des Stifts und seiner Stiftskirche bezeichnet werden kann, theils in der Person Konrads, der weder Herzog der Salier noch der Sachsen, noch der Sueven,

sondern Graf des Lahngaus gewesen ist, ihre Berichtigung, und werden dieselben nichts anders sein als eine Abbreviatur des ehrenvollen Beinamens, den Konrad unter seinen Zeitgenossen getragen, nämlich der Weise, wie ihn schon vor seinem Tode ein sächsischer Annalist im Jahre 942 und später Luitgard ausdrücklich nannte: Conradus, cognomento Sapiens; und wird deßhalb die viel besprochene Inschrift zu lesen sein:

Conradus dictus sapiens, Fundator hujus ecclesiae.

Ein weiteres monumentales Kunstwerk des Domes muß in dem sehr interessanten Taufsteine (siehe Fig. 7) im südlichen Querschiffe erkannt werden, der nicht nur wegen seiner ungewöhnlichen Größe, sondern auch wegen seiner eigenthümlichen Sculptur die Aufmerksamkeit erregt. Er ist in der während des 12. und 13. Jahrhunderts für Taufsteine, besonders am Niederrhein gebräuchlichen Form eines achteckigen, nach unten gewölbten Beckens in rauhem Sandsteine ausgeführt, ruht in seiner Mitte auf einem quadratischen Sockel, der an seinen Ecken jetzt nicht mehr erkennbare Thier- oder Menschenköpfe trägt, in welchen vielleicht nach damaliger Auffassung die Personification der vier Paradieses-Flüsse zu erkennen wäre, und wird sodann in seiner mittleren Peripherie von 8 Säulen mit romanischem Capitäl aufgenommen, auf welchen endlich 8 plastische Darstellungen, meist in tragender, gedrückter Stellung fußen, zwischen denen ein romanisches Laubwerk in reichen Formen um das Achteck dahinläuft. Von sehr charakteristischer Art und einer bis jetzt noch nicht gelösten Symbolik sind diese obengenannten plastischen Darstellungen des oberen Randes, von denen nur zwei, eine Taufe Christi und neben ihr Christus als Lehrer und Richter, mit Sicherheit gedeutet werden können, während die andern oft sehr unästhetischen, verzerrten und zerquetschten Gestalten vielleicht die durch die Kraft des Taufwassers im Menschen überwundenen Laster und Leidenschaften darstellen mögen, wie denn das Laster der Unmäßigkeit, der Unkeuschheit, der Trägheit und auch des Stolzes in einem zum Frosch aufgedrungenen Dickbauch erkannt werden könnten. Ausführung der Arbeit und Auffassung stimmt ganz mit dem Conrads-Grabmal und mit den übrigen Ornamenten des Domes überein, weßhalb auch hier der Schluß ein richtiger sein wird, daß dieser Taufstein gleichfalls ein Werk des 13. Jahrhunderts und gleichzeitig mit der Erbauung der Kirche entstanden ist. Keinesfalls stammt er aus der alten übertragenen Pfarrkirche.

Endlich gehört in die Reihe der monumentalen Arbeiten des Domes die Dorsalwand (siehe Fig. 8) der Chorstühle im südlichen wie nördlichen Querschiffe. Es bestehen diese Dorsalwände, an welche sich nach vorn die in einfacher Weise aus Eichenholz geschnitzten romanischen Chorstühle anlehnen, aus zwei Säulenstellungen übereinander, wie sie sich in jener Zeit bei solchen Rückwänden häufig finden, deren untere bei kürzern und massiven Säulchen sich in einer Spitzbogen-Arkade hinzieht und deren obere Reihe von schlanken, zierlichen, früher aus schwarzem geschliffenem Marmor hergestellten Säulchen einen der schönsten Friese trägt, welche die romanische Sculptur kennt, und eine in Casettenwerk gegliederte Wand ziert. Sämmtliche Säulen, die oberen wie die untern, tragen sehr schöne, reiche Capitäle, deren immer eines vom andern verschieden ist, und welche einen sehr feinen Geschmack sowie eine bewunderungswürdige Technik bekunden. Sämmtliche Füllungen der unteren wie der oberen Gallerie waren einst mit Malereien versehen, von denen leider nur noch die oberen und diese nur in schlechter Uebermalung, wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert, erhalten sind.

Ein anderes, sehr schönes monumentales Werk ist leider unwiederbringlich verschwunden, nämlich der schöne Hochaltar aus der Zeit der Erbauung der Kirche, welcher bei der vorletzten Restauration des Domes im Jahre 1777 dem jetzigen, sehr armen und geschmacklosen Altare weichen mußte. Der alte Hochaltar war ein sogenannter Ciborien-Altar, d. h. über dem eigentlichen Altar erhob sich ein auf vier großen Marmorsäulen ruhender Baldachin, dessen vier Bögen in Triforien, nach Art des Thürsturzes über dem Haupteingang gebildet waren, und über der pyramidalen, im Innern gewölbten Bedachung erhob sich die Reiterstatue des h. Georg als oberste Krönung. Auf die Herstellung dieses mit den Bauformen des Domes ganz harmonirenden und in seiner Wirkung sehr effectvollen Altars dürfte bei einer künftigen Restauration vor Allem Bedacht genommen werden, da derselbe den architektonischen Gesammteindruck des Domes wesentlich erhöht.

Ein Kunstwerk von eigenthümlichem Charakter ist die am 3. Pfeiler des Langschiffes stehende hölzerne Kanzel. Die Tradition erzählt, diese ganz aus Eichenholz gefertigte Kanzel sei das Werk eines Schäfers und stamme aus dem 17. Jahrhundert. Sie ist im willkürlichsten Zopfstyl nur in ornamentalen Formen ohne hervortretende architektonische Gliederung ausgeführt, und scheint die

Der Dom von Limburg.

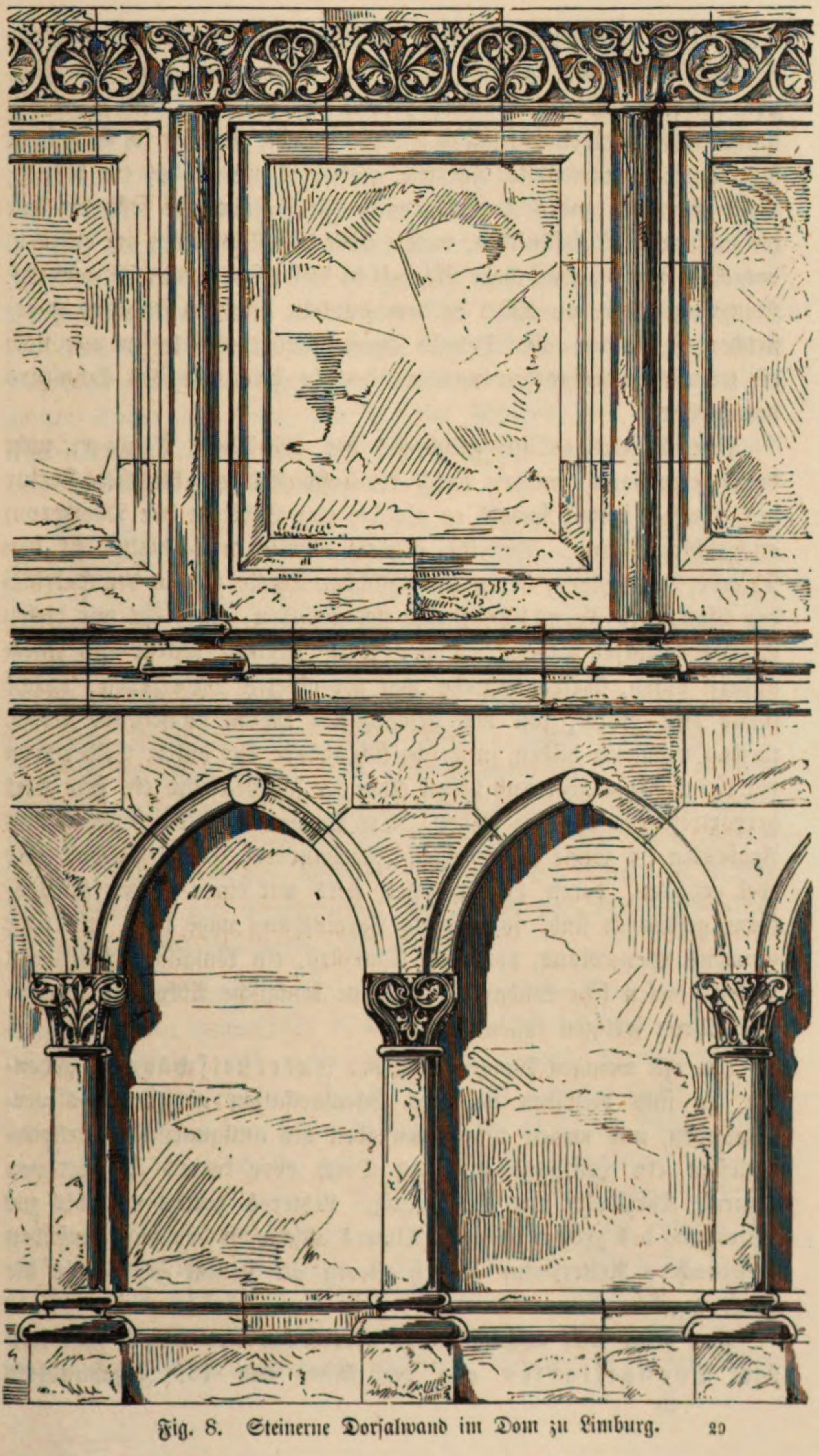


Fig. 8. Steinerne Dorsalwand im Dom zu Limburg.

Symmetrie das einzige Gesetz zu sein, welches die oft bizarren Formen aneinander gereiht hat. Der Deckel der Kanzel verräth zwar in seiner Struktur etwas gothische Reminiscenz, indem er sich thurmartig zu einer ansehnlichen Höhe erhebt, ist aber im Einzelnen nur durch ornamentale Formen gegliedert und bietet ein buntes, kaum zu entwirrendes Formengemisch dar. Indem in früherer Zeit die zahlreichen Spitzsäulchen, welche über den Schnörkeln sich erheben, vergoldet waren, war mehr Klarheit in dieses Formengewirr gebracht. Heutzutage aber, wo Alles in dem dunkeln braunen Holztone angestrichen ist, laufen alle Details durcheinander und lassen nur noch die technische Gewandtheit und wunderliche Phantasie des Schnitzers bewundern.

Von Bedeutung ist gleichfalls der bischöfliche Thron, nicht durch seine Form, sondern durch die Kostbarkeit und künstliche Textur des Stoffes, womit sowohl er als die vier Sedilien der Domherren ausgeschlagen sind. Derselbe gehörte nämlich ursprünglich zu den Trierer Domschätzen, deren vorzüglichsten Theile jetzt in der Sakristei der Limburger Franziskanerkirche sich befinden, und hat mit diesen gleiches Schicksal getheilt. Dieser Stoff nämlich besteht aus einem äußerst dicken, starken Gewebe von vergoldeten Silberfäden, welche theils eine glatte, fast wie geschlagenes Metall aussehende Fläche, theils Ornamente bilden, in welche sich andere, viel dickere Silberfäden wie kleine Ringe über und neben einander schieben und ein sehr stark hervortretendes Gewebe bilden. Die Ornamente selbst bestehen aus Arabesken im Style des vorigen Jahrhunderts, doch maßvoll und edel gehalten, deren Hauptpartien stets mit einer großen Königskrone geschmückt sind, so daß die Vermuthung nahe liegt, als habe Clemens Wenzeslaus, der letzte Churfürst, ein königlicher Prinz von Polen, diesen sehr kostbaren, an seine königliche Abkunft erinnernden Thron fertigen lassen.

Um mit wenigen Worten auch der Sakristeischätze zu gedenken, so sind dieselben bei der Säcularisation größtentheils verschwunden, und waren unter denselben als antiquarische Merkwürdigkeiten ein Hüfthorn und ein Dolch oder kurzes Schwert von Konrad Kurzibold von Bedeutung. Letzteres wurde noch bis zur Abtragung des großen Ciborien-Altares alljährlich der auf demselben angebrachten Reiterstatue des h. Georg an seinem Festtage in die Hand gegeben.

Von dem, was noch geblieben, verdienen vor Allem zwei kostbare Evangeliarien aus der Mitte des 13. Jahrhunderts

Erwähnung. Beide sind in schwere, mit rothem Sammt überkleidete Holzdecken gebunden, deren vorderer Theil mit kostbarer Arbeit in getriebenem, vergoldetem Silber verziert ist. Die eine dieser Decken stellt im Mittelfelde die Kreuzigung Christi, neben ihr Maria und Johannes dar, während unter ihr in 3 Nischen sich 3 Figuren befinden: ein sitzender Bischof (wohl Theodorich von Trier, der Consecrator der Kirche), ein knieender Chorherr mit dem Spruchbande: Me fecit Cuno Cantor (ein Verwandter des Hauses Isenburg) und ein geharnischter Ritter mit Schild und Sporn (wohl der Erbauer der Kirche: Heinrich von Isenburg). Beide Gruppen sind von später aufgesetztem, einfachem gothischem Nischwerke umrahmt, während den ganzen Deckel ein Kreuz von vierzehn Figuren: die vier Evangelisten-Symbole in den vier Ecken, acht Brustbilder von Heiligen und zwei Wappen darstellend, umgibt.

Das zweite Evangelium stellt sodann auf der vorderen Seite im Mittelfelde die Krönung Mariä nach mittelalterlicher Auffassung dar, 2 Leuchter tragende Engel zur Seite, während das untere Feld wieder die 3 schon genannten Figuren in gleicher Darstellung wie auf dem ersten enthält, beides in gleicher Weise von gothischem Nischwerk umrahmt. Den umgebenden Bilderkranz jedoch bilden hier zehn Figuren in getriebener Arbeit, deren vier wieder die Symbole der Evangelisten, sechs aber weibliche im Drachen endende Figuren darstellen, deren jede 2 Schellen in den Händen haben, und deren Deutung ungewiß ist. Beide reiche und schöne Manuscripte in Quartformat scheinen, wie auch die Tradition lautet, Weihegeschenke zur Consecration der Kirche von der Hand eines Verwandten des Erbauers selbst zu sein.

Ein zweites bemerkenswerthes Stück des im Dom befindlichen Schatzes ist ein romanischer silbervergoldeter Kelch mit ungewöhnlich weiter Kuppe und einem sehr schön à jour gearbeiteten und mit Bildwerk geschmückten Nodus, sowie mit sechs in Niello gearbeiteten Bildern aus dem Leben des Heilandes an seinem Fuße. Vielleicht ist in diesem Kelche mit seiner schüsselartigen Kuppe noch ein sogenannter calix laicalis zu finden, aus welchem auch den Laien das heilige Blut zum Trinken gereicht wurde. Hierzu gesellen sich zwei gothische, schön gearbeitete Fahnenkreuze aus Silber mit je vier in Hautrelief getriebenen vergoldeten Figuren, sowie ein größeres silbernes Altarkreuz in denselben Stylformen, und ein kleineres, silbervergoldetes Reliquienkreuz gothischer Arbeit, in dessen Mitte

sich wahrscheinlich eine Partikel des heiligen Kreuzes befindet. Auch ein gothisches silbernes kleines Rauchfaß verdient der Erwähnung.

Um schließlich auch der Glocken noch zu erwähnen, so besitzt der Dom deren acht, von denen jedoch nur eine aus der Zeit der Erbauung stammen wird. Eine zweite scheint dem Anfange des 14. Jahrhunderts anzugehören und trägt die Inschrift:

Me tonante da prospera cuncta Amen.
Mein Klang verleihe jegliches Glück.

Unter den vier Wappen, die sich auf ihr befinden, ist der deutsche Reichsadler, sowie das Mainzer Rad erkenntlich. Eine dritte Glocke, wohl aus derselben Zeit, sagt von sich selbst:

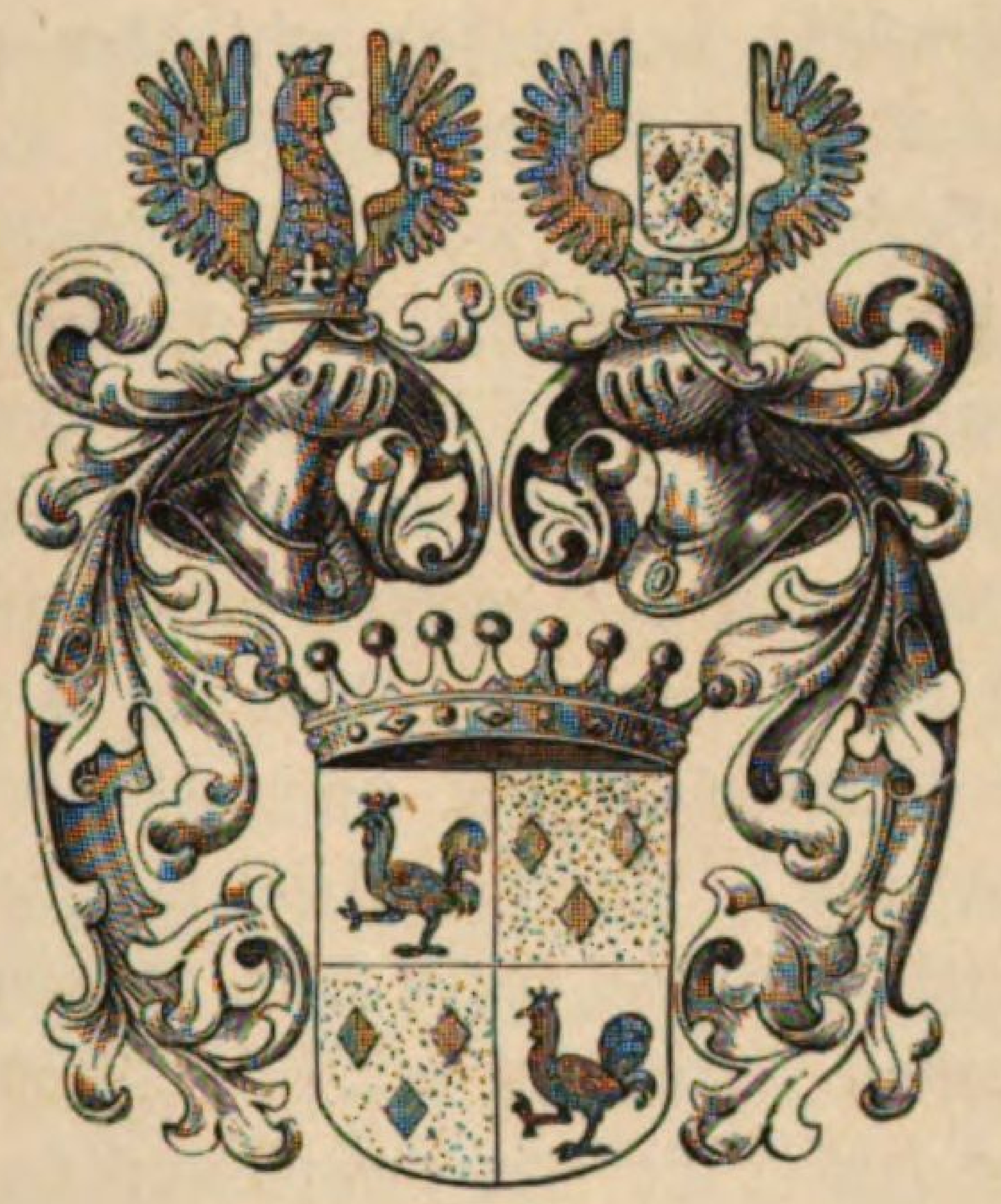
Publico funera,
Deprimo fulmina,
Nuntio sacra.
Die Todten vermeld' ich,
Die Blitze verscheuch' ich,
Die Feste verkünd' ich.

Dabei stehen die Namen der vier Evangelisten. Diese beiden Glocken scheinen von demselben Gießer herzurühren.

Eine vierte trägt die Jahreszahl 1418 sowie wiederum die Namen der vier Evangelisten und das Wappen des Stiftes zum h. Georg in oblonger schöner Form, und ein anderes, das einen geharnischten Ritter mit einem Schilde darstellt, in dessen Mitte sich ein Kreuz befindet. Drei weitere, kleinere Glocken, sowie die kleine Meßglocke sind aus neuester Zeit und ohne weiteres Interesse. Das Gesammtgeläute des Domes entfaltet wohl eine Fülle von Tönen, entbehrt aber der innern Harmonie und vor allem eines kräftigen Basses. —

Möge diese kurze Beschreibung des Domes von Limburg nicht nur die Freunde christlicher Kunst in erhöhtem Maße auf dies Kleinod architektonischer Schönheit aufmerksam machen, auf welches die Ufer der Lahn mit Recht ebenso stolz sind wie die Ufer des Rheines auf ihre gothischen Dome, sondern auch das Interesse des christlichen Volkes, insbesondere der Diözese Limburg wach erhalten, auf daß es mit Liebe an seine Mutterkirche hange.

J. Ibach, Pfarrer in Villmar.



Die Pfarrkirche zu Sinzig.

Stifter der Holzschnitte: August Graf von Spee auf Heltorf, Königlicher Kammerherr.

Auf jener reizenden Anhöhe, wo das lieblich-romantische Ahrthal in die schmale Ebene mündet, die sich auf dem linken Rheinufer am Fuße der Berge entlang zieht, und die wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit mit Recht „die goldene Meile" genannt wird, liegt die uralte Stadt Sinzig. Vielleicht schon in den Tagen der römischen Herrschaft wurde hier das Castell Sentiacum erbaut, welches wahrscheinlich den ersten Anlaß zur Vereinigung einer größeren Gemeinde bot. An dieser Stelle war es auch, der beständigen Ueberlieferung zufolge, wo dem Kaiser Constantin, als er von Köln rheinaufwärts gegen Maxentius zog, das Zeichen des Kreuzes in den Wolken erschien mit der Aufschrift: In hoc vinces. „In diesem Zeichen wirst du siegen." Sicher ist wenigstens dies, daß der Name der Kaiserin Helena, der frommen Mutter Constantins, in und um Sinzig in manchen örtlichen Benennungen sich erhalten hat. Die fränkischen Könige erbauten zu Sinzig, wahrscheinlich mit Benutzung des alten Römercastells, eine Pfalz, die ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten, wie mehrere Urkunden ausweisen, als Residenz und Hoflager diente.

Indem wir diejenigen, welche über die Geschichte der Stadt Sinzig selbst Genaueres erfahren wollen, auf die interessante und verdienstvolle Abhandlung verweisen, welche Herr Lehrer Zimmermann daselbst im Rhein- und Ahrboten 1863 (Nr. 23, 25, 36, 42, 45,

48, 50, 53) veröffentlicht hat, gehen wir über zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Besprechung der Kirche.

Schon die Kaiserin Helena soll zu Sinzig zwei Kirchen erbaut haben, die eine zur Ehre des h. Kreuzes, die andere unter dem Namen des h. Mauritius. Von keiner dieser beiden Kirchen läßt sich heute irgend welcher Ueberrest nachweisen, und nur das wird berichtet, daß die Stiftsherrn der ersteren später an das Münster U. L. F. nach Aachen versetzt wurden. Auch ist es gänzlich unbekannt, welcher Zeit und Stylperiode die unmittelbare Vorgängerin der heutigen Kirche angehörte. Nur von dieser heutigen Kirche also haben wir hier zu sprechen. Auf den ersten Blick überzeugt man sich leicht, daß sie aus den ersten Decennien des XIII. Jahrhunderts stammt, weshalb man schon früher die sehr wahrscheinliche Vermuthung aufgestellt hat, daß die alte Kirche in dem zehnjährigen Bürgerkriege (1198—1208) zwischen Otto von Braunschweig und Philipp von Schwaben zerstört wurde, durch den auch Sinzig so wie das nahe Remagen sehr schwer zu leiden hatte. Es ist wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß die neue Kirche hauptsächlich mit den Mitteln des Liebfrauenstiftes zu Aachen erbaut wurde. Schon Kaiser Lothar I. schenkte am 16. Januar 855 dem Krönungsstift zu Aachen die auf seinem Fiscalgut zu Sinzig gelegene St. Peters-Kapelle (auch die jetzige Kirche ist dem heil. Petrus geweiht!) nebst Gebäulichkeiten, Ländereien und Hörigen. Dieser „Hof zu Sinzig", von dessen Wein- und Fruchtertrag die Aachener Stiftsherren zwei Drittel erhielten, der Propst ein Drittel, wurde in der Folgezeit noch durch manche Schenkungen erweitert, wie die Urkunden im Codex diplomaticus Aquensis von Quix ausweisen. Daß aber die St. Peterskapelle oder die ihr folgende Kirche nachher zur Pfarrkirche erhoben wurde, scheint daraus hervorzugehen, daß die Pfarrgemeinde an das Aachener Stift den kleinen Zehnten zu entrichten hatte. (Quix l. c. Nr. 139.) Am 6. August 1350 bittet der Propst des Marienstiftes zu Aachen den Erzbischof Wilhelm von Köln, dem Stifte die Pfarrkirche zu Sinzig zu incorporiren, da die Einkünfte des Stiftes bei dem großen Zudrang von Pilgern nicht hinreichend seien. Der Erzbischof entsprach dieser Bitte am 24. Novbr. desselben Jahres, und Kaiser Karl IV. ertheilte am 4. Februar 1352 seine Genehmigung. Dadurch erhielt das Stift das Patronatsrecht über die Sinziger Kirche und ernannte aus seinen Mitgliedern den jedesmaligen Oberpfarrer derselben.

Weitere historische Nachrichten über die Sinziger Pfarrkirche

sind uns nicht bekannt geworden. Um so mehr fordert das schöne Monument selber zu einer genaueren Betrachtung seines entwickelten Formenreichthums auf, namentlich seitdem durch die thätige Fürsorge des kunstliebenden zeitigen Pfarrers, Herrn Definitors Stumpf, sowie der Dombaumeister Zwirner und Voigtel, und mit Unterstützung der Königlichen Munificenz und des Sinziger Stadtrathes die äußere stylstrenge Restauration desselben vollendet und die innere bereits in Angriff genommen ist.

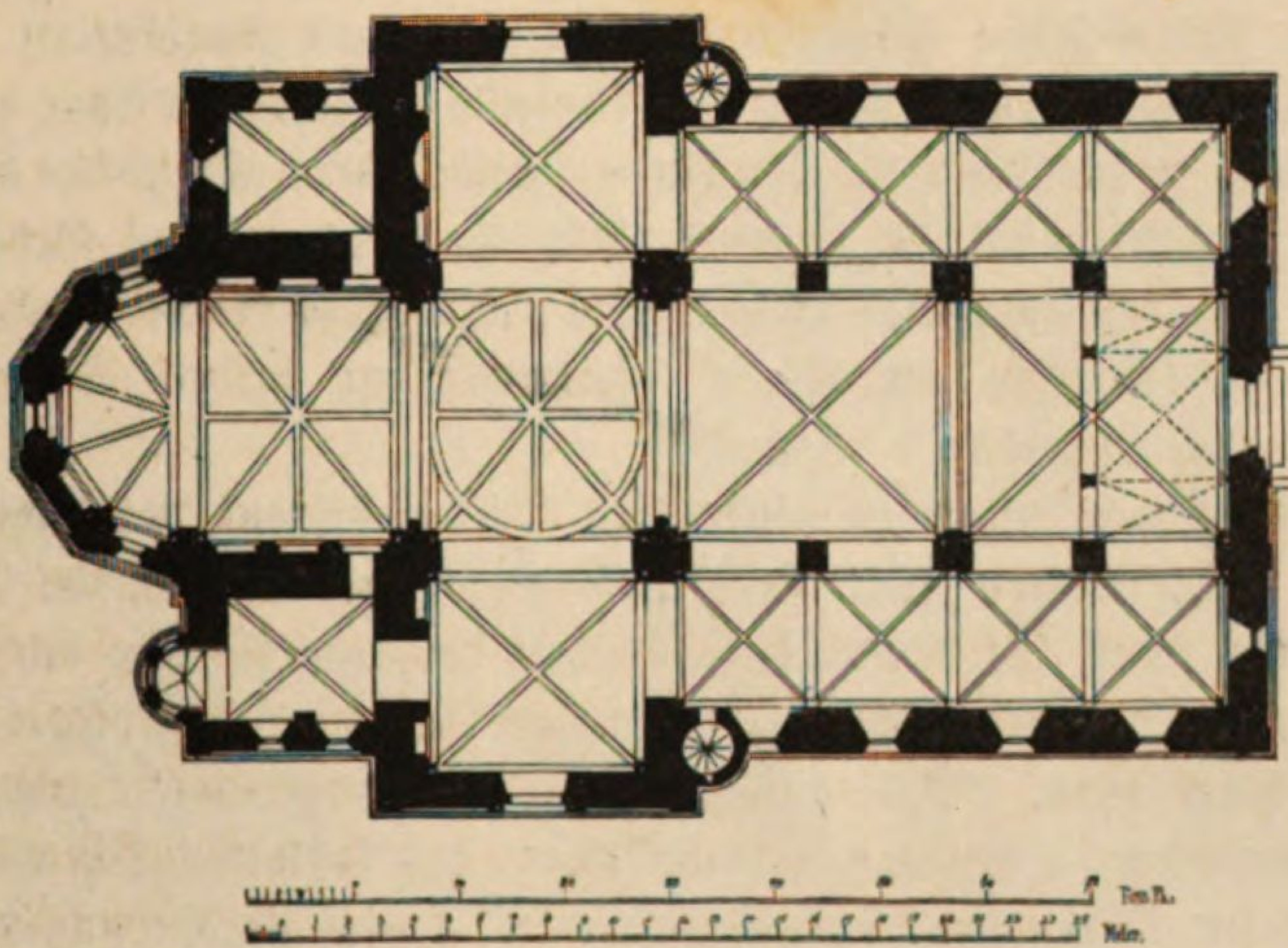


Fig. 1. Grundriß der Pfarrkirche zu Sinzig.

Ehrwürdig und doch so traulich schaut die Kirche von der anmuthigen Höhe herunter in die schmale Niederung, welche Sinzig vom Rheinstrome trennt. Gleich einem kostbaren Diadem schmückt sie das Berghaupt, und fast im Kreise gruppiren sich um den kräftigen Mittelthurm die übrigen Theile des Gebäudes zum schönen Ganzen schwesterlich zusammen. Die Kirche nähert sich nämlich sehr der Centralform, und statt des zweiten Gewölbjoches am Langschiffe möchte man fast einen Westchor erwarten. Manche Kirchen romanischen Styles, welche in dieser Centralanlage ursprünglich erbaut wurden, haben in nicht viel späterer Zeit eine Erweiterung erfahren, indem man das kurze Langschiff (die paradoxe Bezeichnung ist hier passend) nach Westen hin um eine oder gar zwei Gewölbabtheilungen verlängerte. Bei der Sinziger Kirche ist dies nicht geschehen und der Grundriß (Fig. 1) zeigt noch die unverändert ursprüngliche Anlage: ein gegen Osten gerichtetes lateinisches Kreuz mit vielseitig

abschließendem Kopftheil und einem verhältnißmäßig nicht sehr langen Unterbalken. In die Zwickel des Kreuzes sind die beiden schmalen Nebenschiffe eingelegt, die sich nach Westen zu gleicher Länge wie beim Mittelschiffe ausdehnen, nach Osten aber ungleich ausmünden, indem das nördliche mit einer zierlichen halbrunden Apsis, das südliche dagegen geradlinig abschließt.

Viel deutlicher noch als im Grundrisse zeigt sich diese Form des lateinischen Kreuzes im Aeußern der Kirche, welches wir dem Leser unter Fig. 2 von der Südwestseite vorführen. Hoch über den beiden Nebenschiffen und ihren kapellenförmigen Ausläufern ragen Mittel- und Querschiff sammt dem fünfeckig geschlossenen Chor hervor, sämmtlich in gleicher Höhe von einem fortlaufenden Spitzdache bedeckt. Ueber der Vierung des Kreuzes, also im Centrum des Gebäudes, erhebt sich der achtseitige Hauptthurm; außerdem ist die Kirche noch mit zwei schlanken viereckigen Thürmchen zu beiden Seiten der Chorhaube geschmückt.

Aber nicht nur diese einheitliche Anlage erfreut das Auge des Beschauers, sondern weit mehr noch wird das harmonische Gefühl befriedigt durch die bezaubernde Einheit des Baustyls, die auch nicht im geringsten durch fremde Formen aus andern Jahrhunderten beeinträchtigt wird. Mit anspruchsloser Mannigfaltigkeit umranken und schmücken die sinnigen Formbildungen des spätromanischen Styles das schöne Monument, immer wieder in neuen Verbindungen und Wechseln sich darbietend und doch so unverkennbar das Abzeichen ihrer Verwandtschaft auf der Stirne tragend. Ein solcher Reichthum der Detailformen wurde der Kirche zu Sinzig wie so vielen andern mittelrheinischen Baumonumenten dieser Zeit ermöglicht durch das verwendete Material des leicht zu bearbeitenden Tuffsteines, der im nahen Brohlthal gebrochen wurde. Bis zur Höhe der Mauern der Nebenschiffe ist die Kirche, über einem niedrigen Sockel aus Haustein, in ihrem ganzen Umfange aus unverwüstlichem Grauwackenbruchstein aufgeführt, dessen Unempfänglichkeit für architektonische Details einen Mörtelbewurf der Wände rathsam erscheinen ließ. Alle senkrechten und wagerechten Kanten aber, was nicht bloß von diesem untern Theile, sondern von dem ganzen Gebäude gilt, bestehen aus Hausteinen. Von der Höhe der Nebenschiffe aufwärts beginnt das bildsame Material des Tuffsteines, dessen Formenreichthum ganz besonders beim Chore und Querschiffe zu Tage tritt.

Die Chorapsis, wie sie in der Ostansicht der Kirche unter Fig. 3 zu ersehen ist, wird in ihrem mittlern Theile von fünf rund-

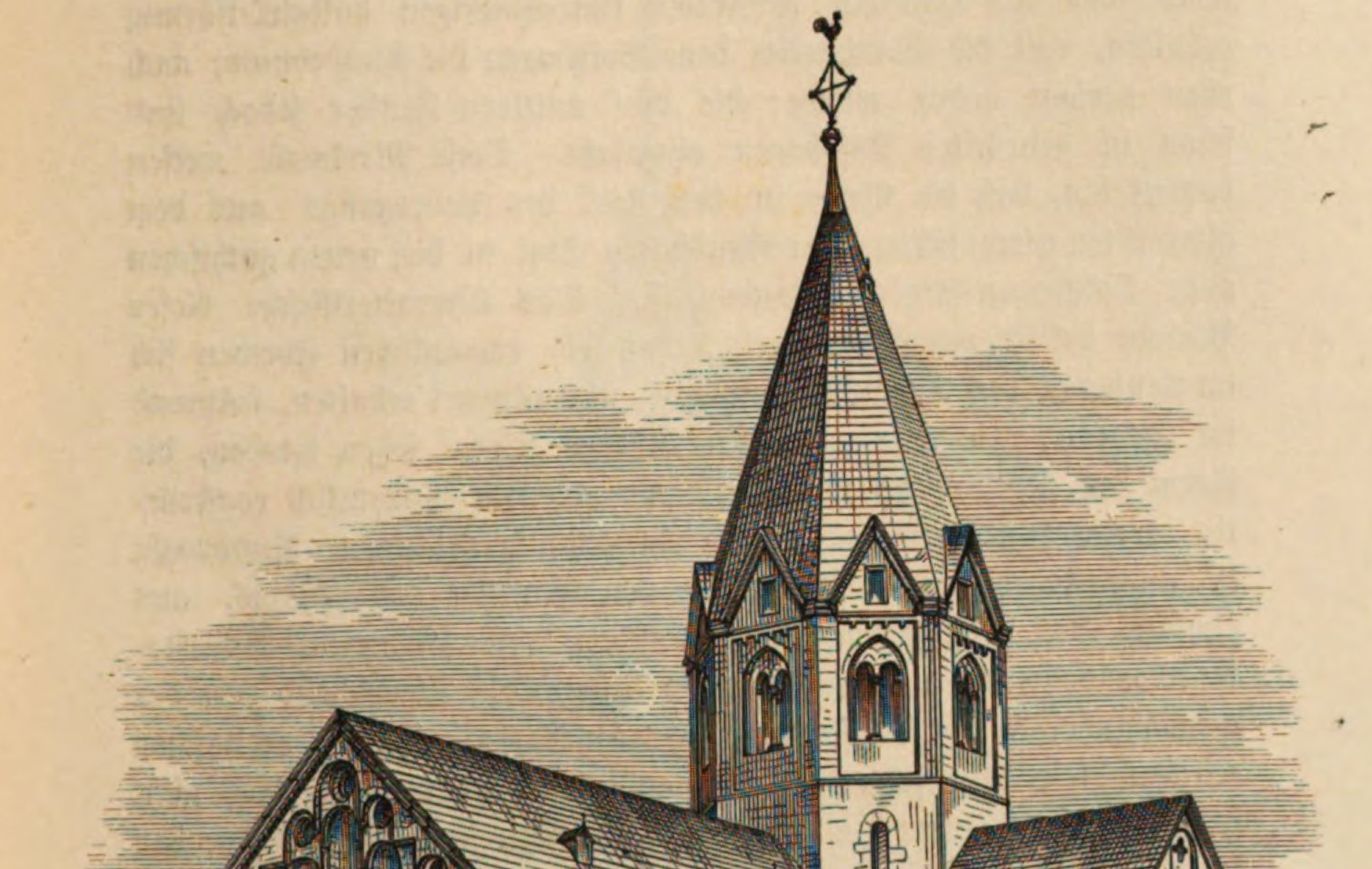


Fig. 2. Südwestliche Ansicht der Pfarrkirche zu Sinzig.

bogigen Fenstern erleuchtet, die sämmtlich mit Säulchen und fortlaufenden Wulsten eingefaßt sind. Bei den beiden an die Fortsetzung des Mittelschiffes zunächst anstoßenden Seiten sind diese Wulste sammt den aus Haustein gebildeten Umrahmungen halbzirkelförmig gehalten, weil die Wandbreite dem Spitzbogen die Ausdehnung nach oben versagt haben würde; die drei mittlern Fenster jedoch sind schon in gedrückten Spitzbogen eingefaßt. Diese Merkmale weisen darauf hin, daß die Kirche in der Zeit des Uebergangs aus dem altererbten romanischen oder Rundbogen-Styl in den neuen gothischen oder Spitzbogen-Styl entstanden ist. Das Charakteristische dieser Periode besteht vorzüglich darin, daß die romanischen Formen sich im Aeußeren des Gebäudes fast ganz unverändert erhalten, während im Innern, wie wir auch bei unserer Kirche sehen werden, die Form des Spitzbogens und seine Consequenzen namentlich constructiv bereits sehr durchgreifend zur Anwendung gelangen. Rundbogig ist auch die offene Gallerie über den Fenstern des Chores, aus fünfmal drei auf gedoppelten Säulchen von schwarzem Schiefermarmor ruhenden Arkadenstellungen bestehend. Abweichend von der gewöhnlicheren Weise ist diese Zwerggallerie, die bei rheinischen Kirchen dieser baueifrigen Uebergangsperiode fast niemals fehlt, nicht geradlinig von einem Halbkuppeldach abgeschlossen, sondern jede der fünf Chorseiten wird von einem spitzen dreieckigen Giebel bekrönt, in welche das Dach der Chorhaube eingreift. Eine ähnliche Form des Abschlusses zeigen die beiden den Chor flankirenden Thürmchen, die sich in den beiden über das Dach hervorragenden Geschossen ein wenig verjüngen; indem jedoch hier die Rippen des steinernen Daches nicht auf die Ecken der Umfassungsmauern (wie bei der Apsis), sondern auf die Spitzen der aufgesetzten Giebel treffen, bilden sich vier langgezogene Rauten, die sich zur Spitze vereinigen.

Den wirksamsten Effekt in dem Gesammtbilde der Kirche macht ohne Zweifel der Hauptthurm über der Vierung des Kreuzes. In wohlberechneten Proportionen wächst er auf achtseitiger Grundlage aus dem Centralpunkte des Gebäudes hervor, schließt auf jeder Seite wiederum mit einem dreieckigen Giebel ab und wird von einem zwischen die Giebel eingreifenden, schiefergedeckten Thurmhelm gekrönt. Die Umfassungsmauern sind mit offenen Doppelfenstern versehen, im Uebrigen aber, um den Eindruck der Solidität nicht abzuschwächen, nur mäßig mit Ornamenten ausgestattet. Den Helm hat ein günstiges Geschick in seiner ursprünglichen Form belassen, während manche anderen gleichzeitigen Thürme in spätern Jahrhunderten zu einer

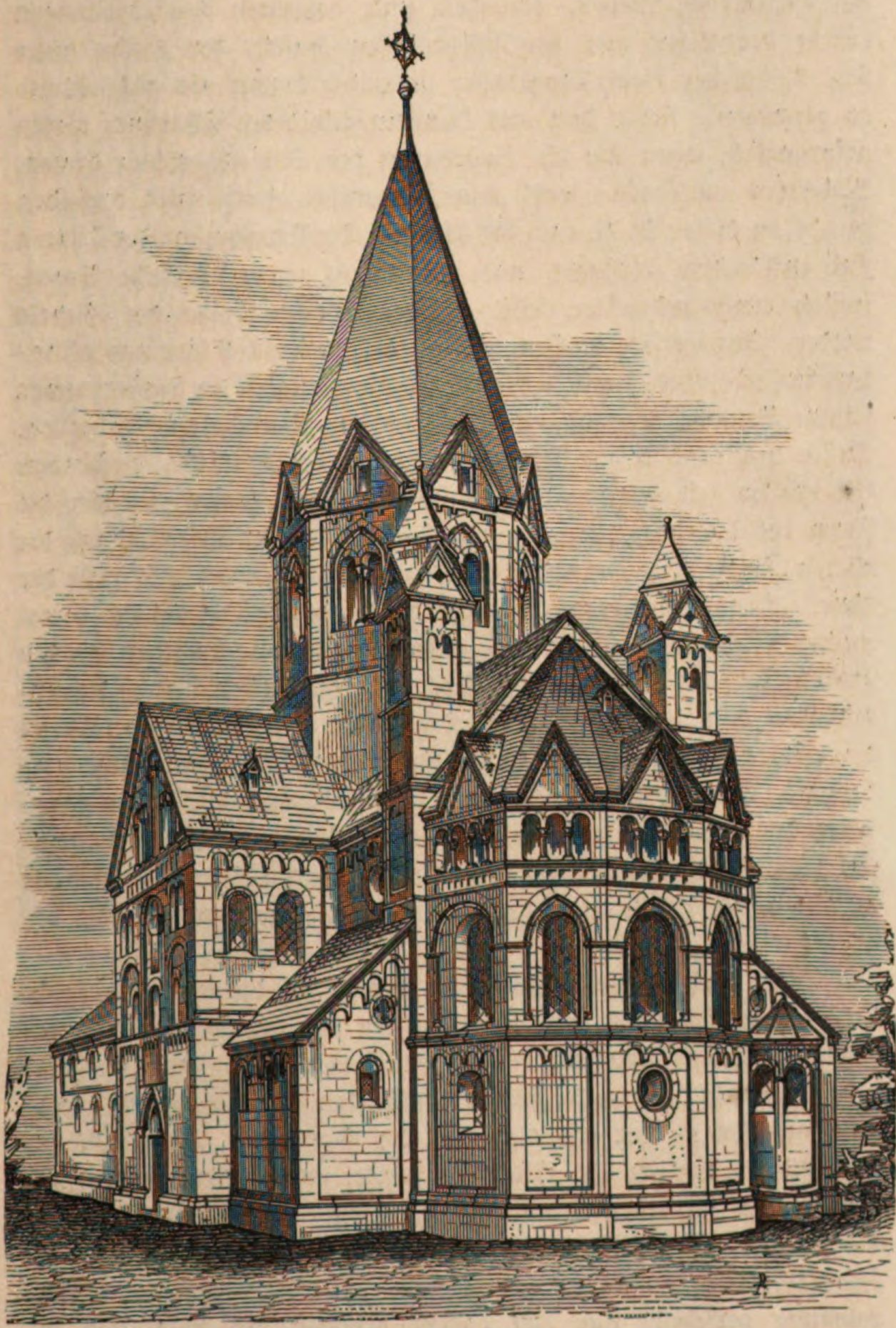


Fig. 3. Südöstliche Ansicht der Pfarrkirche zu Sinzig.

unverhältnißmäßigen Höhe emporgeführt wurden, wie es besonders die himmelanstrebende Gothik liebte.

Die sinnreiche Ausstattung der Façaden des Querschiffes mit Bogenfries, Lisenen, einfachen und doppelten Fensterstellungen ersieht der Leser aus der südwestlichen Ansicht der Kirche unter Fig. 2, die der Vorstellung besser zu Hülfe kommt als viele Worte es vermögen. Ueber dem aus Haustein gebildeten Thürsturz waren ursprünglich, wenn wir die Spuren an der Südseite richtig deuten, Malereien angebracht; wohl keine romanische Kirche wird derselben gerade an dieser Stelle entbehrt haben. Die Umrahmung der Thüren sind entschieden spitzbogig, und, interessant genug, derselbe Bogen, freilich etwas gedrückter, kehrt in der obersten Spitze des Giebels wieder. Aufmerksam machen wir auf das namentlich hier unverkennbare Bestreben des Architekten, durch Mannigfaltigkeit der Fensterformen seinem Bauwerk eine ungemein angenehme Abwechslung zu geben. Außer den rundbogigen Fenstern, wie sie der christliche Kirchenbau seit uralter Zeit gekannt und angewendet hatte, treffen wir hier die Form des lateinischen Kreuzes mit kleeblattförmiger Ausmündung der oberen Theile, die Form der Lilie, des griechischen Kreuzes und der Rose. Diese letzte Form, durchaus nicht unerhört im Gebiete romanischer Kirchenbaukunst, hat die größte Ausbildung erfahren an den großen Fenstern des Mittelschiffes, zwei auf jeder Seite, die unmittelbar über den Dächern der Nebenschiffe so herausragen, als sei der untere Theil dieser colossalen Rosen durch die Nebenschiffe verborgen. Sie bilden zugleich den einzigen Schmuck der beiden Langseiten des Hauptschiffes. Auch die Seitenschiffe mußten sich, schon ihres unbildsamen Materials wegen, mit einfachen Rundbogenfenstern begnügen, die zudem noch im obern Theil sehr unregelmäßig angebracht sind.

Eines viel reicheren Schmuckes erfreut sich die westliche Façade des Mittelschiffes (vgl. Fig. 2). In der sinnreichsten und gelungensten Weise sind hier die großen Mauerflächen durch verschiedene horizontal geordnete Reihen architektonischer Ornamente überwunden. Es ist klar ersichtlich, daß der Baumeister mit Absicht bei den andern Theilen des Gebäudes sparte, um hier das ganze Füllhorn seiner Decorationskunst auszuschütten. Denn nur hier sind die schlanken Ziersäulchen von Knäufen unterbrochen, nur hier die Fensterblenden des dreieckigen Giebels mit einer besondern Umrahmung versehen; nur hier endlich erscheint als Wandfries die Form des Kleeblattbogens statt der sonst gewöhnlichen und auch am

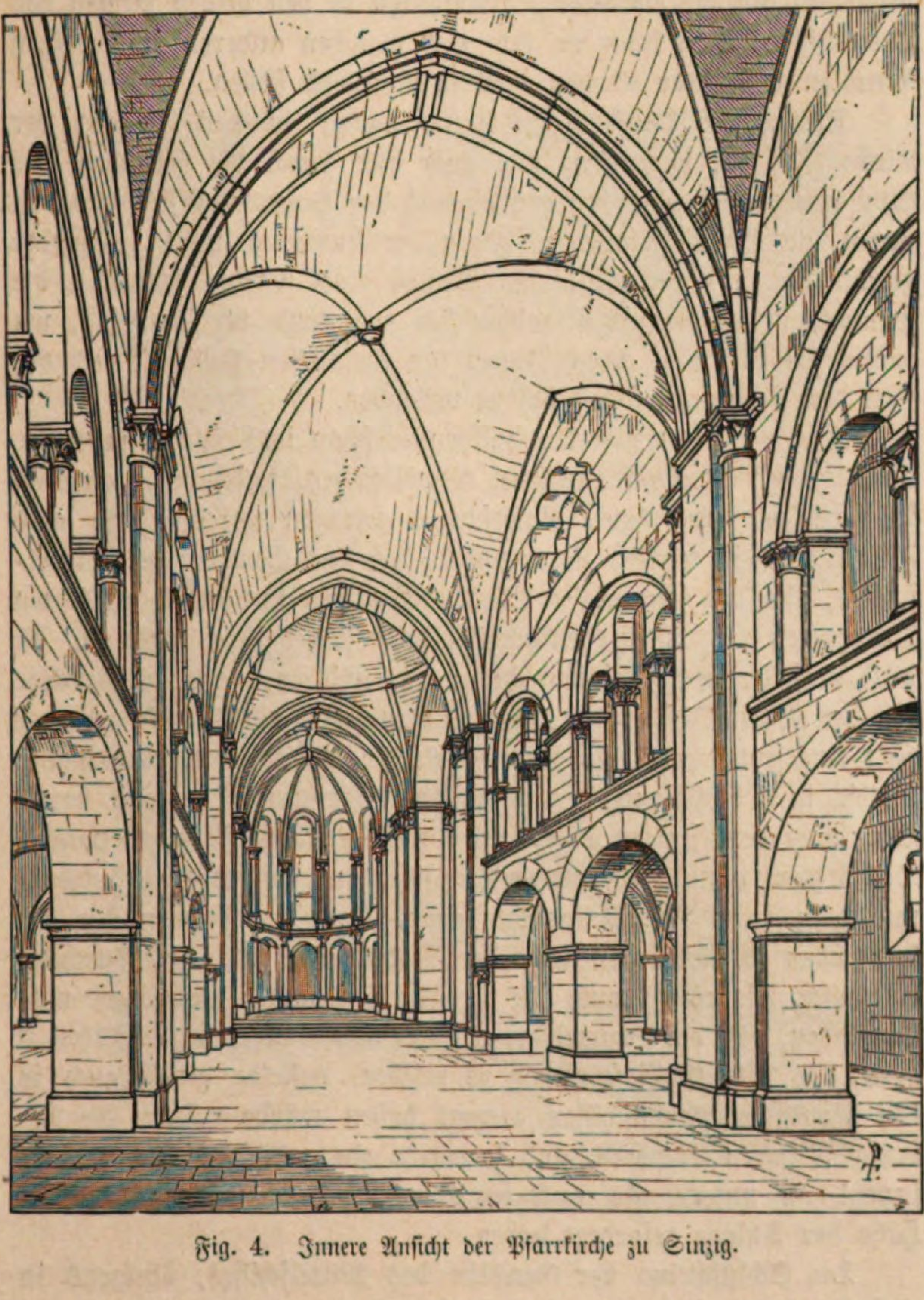


Fig. 4. Innere Ansicht der Pfarrkirche zu Sinzig.

obern Theil der Chorhaube (Fig. 3) angewendeten viereckigen Schiefer-Casetten. Der Haupteingang, im Spitzbogen gehalten, ist reicher geschmückt als die einfachen Seitenthüren in den beiden Armen des Querschiffes; doch kann er sich mit manchen anderen rundbogigen Portalen rheinischer Kirchen nicht in Vergleich stellen.

Treten wir durch diesen Haupteingang in das Innere der Kirche (Fig. 4), so werden wir auch hier durch die Harmonie der Stylformen angenehm berührt, obwohl der Baumeister sich hier den neuen, gothischen Bildungen gegenüber durchaus nicht so spröde gezeigt hat, wie im Aeußern. Einfach und würdig schmücken die Bauformen das Langschiff, reicher sich gestaltend im Querschiff, um endlich im Chore zu einem Juwel der rheinischen Baukunst aus der Zeit des Uebergangsstyles sich zu vollenden.

Wie die beiden Rosetten-Halbfenster schon im Aeußern andeuten, besteht das Mittelschiff aus zwei Gewölbjochen, welche von massiven Pfeilern mit angefügten Rundsäulen getragen werden; vgl. auch Fig. 1. Es ist wirklich überraschend, daß das Gewölbe des Mittelschiffes, also der schwierigste Theil des ganzen Gebäudes, in seinen Quergurten ganz entschieden gothisch d. h. spitzbogig gestaltet ist. Ist diese auffallende Erscheinung daher zu erklären, daß das Gewölbe fast den letzten Abschluß des ganzen Bauwerkes bildete, also zu einer Zeit eingesetzt wurde, als die aus Nordfrankreich herübergekommene Gothik in Deutschland bereits größere Fortschritte gemacht hatte? Oder ging dem jetzigen Tuffsteingewölbe eine flache Holzdecke voran? Das letztere dünkt uns unwahrscheinlich; auch müßte jene Holzdecke nur ganz kurze Zeit bestanden haben, denn die Formen der sich kreuzenden Gewölbrippen und der Schlußsteine sind noch durchaus romanisch, wie es ja auch die Fensterrosen sind. Man darf nicht einwenden, daß der Baumeister, wenn er von vornherein die Kühnheit hatte, das Mittelschiff spitzbogig zu wölben, dasselbe gewiß auch in den schmäleren Nebenschiffen gewagt haben würde. Denn die Nebenschiffe haben Emporen, und so würde ein gothisches Spitzgewölbe sowohl im untern, als auch im obern Theile eine unwillkommene Höhe der Anlage gefordert haben.

Die Schlußsteine der Gewölbe des Mittelschiffes, übrigens in einfacher Form, sind ein wenig freischwebend gestaltet. Viel ausgesprochener zeigt sich diese Bildung von frei herunterhangenden Schlußsteinen in der ehemaligen Stiftskirche von Roermond.

Gegen das Mittelschiff hin sind die Emporen der Nebenschiffe durch die bekannten romanischen Dreifensterstellungen geöffnet, deren



Fig. 5. Innere Ansicht des Hauptchores der Pfarrkirche zu Sinzig.

Rundbogen auf gedoppelten Säulchen von schwarzem Schiefermarmor ruhen. Die Capitelle dieser sowie überhaupt aller Säulen des Langschiffes zeigen die romanische Blätter- und Knospen-Verzierung in der alten, hergebrachten Form; den attischen Basen der Säulen fehlt nirgends das charakteristische Eckblatt.

In gleicher Höhe mit den Emporen der Nebenschiffe hat das Mittelschiff nach Westen hin eine zur Aufstellung der Orgel benutzte Bühne erhalten, zu deren Stütze noch zwei besondere freistehende Säulen angebracht sind (vgl. Fig. 1). Es wäre zu wünschen, daß bei Anschaffung einer neuen Orgel darauf Bedacht genommen würde, das Holz- und Pfeifenwerk derselben so zu beiden Seiten in die Ecken des Mittelschiffes zu verlegen, daß das schöne dreigetheilte Fenster (Fig. 2) wiederum ungehindert sein Licht in die Kirche könnte einströmen lassen. Bei der noch nicht vollendeten innern Restauration wird gewiß auch für eine stylgerechte Gallerie gesorgt werden, die sowohl die Orgelbühne als auch die Seitenemporen gegen das Mittelschiff hin abschließen soll.

Gegen das Querschiff sind die Nebenemporen oder Männerchöre durch einen großen Rundbogen geöffnet. Doch enden sie hier nicht, sondern setzen sich in Gestalt eines sehr schmalen Rundganges durch die beiden Arme des Querschiffes und den Chortheil fort. Diese schmale Gallerie steht zwar mit den Nebenemporen in unmittelbarer Verbindung, doch führen außerdem zwei Wendeltreppen in kleinen runden Thürmchen (Fig. 1), die sich im Aeußern nicht über die Dächer der Seitenschiffe erheben (Fig. 2), von der untern Kirche hinauf. Gewiß mit Absicht sind die schlanken Säulen des Umganges im Querschiff und der nach Osten sich anschließenden Fortsetzung des Mittelschiffes in einfacher viereckiger Gestalt mit abgeschnittenen Kanten gehalten (eine in der romanischen Baukunst nicht häufige Form), wohingegen die Gallerie der Chorapsis auf je drei zu einem Bündel vereinigten Schiefersäulchen mit reich skulpirten Capitellen ruht.

Die vier starken Pfeiler, welche dem Hauptthurm zur Stütze dienen, tragen im Innern eine halbkugelförmige Kuppel, die durch runde Gewölbrippen in acht Felder getheilt ist (Fig. 4).

Die Wandflächen des Querschiffes sind nur in ihrem obern Theile mit Arkaden belebt, während im Chore auch die untern Theile durch rundbogige Blendfenster mit Säulen und Umrahmungen aufs reichste geschmückt sind, so daß die Mauerflächen des romanischen Baues fast verschwinden und gewissermaßen das Pfeilersystem der gothischen Bauweise schon vorgezeichnet ist. Unwillkürlich wird man hier an



Fig. 6. Innere Ansicht des nördlichen Seitenchores der Pfarrkirche zu Sinzig.

die ganz ähnlichen Choranlagen zu Linz und Remagen erinnert, um anderer Beispiele aus größerer Entfernung nicht zu gedenken. Eine reichere Entwickelung der Bauformen auf so beschränktem Raume ist bei diesen Chorapsiden kaum denkbar, und der Uebergang zur Gothik erscheint als nothwendige Consequenz.

Die beiden Nebenschiffe, wie bereits früher bemerkt wurde, setzen sich zur Seite des Chores fort und bilden hier zwei kleine selbstständige Kapellen. Die südliche scheint schon von Anfang an zur Sakristei bestimmt gewesen zu sein, da die Abschlußwand zur Kirche hin gewiß ursprünglich ist. Die nördliche Kapelle dagegen, welche wir unter Fig. 6 in besonderer Abbildung dem Leser vorführen, ist zur Kirche hin geöffnet und schließt mit einem zierlichen halbrunden Chörchen, welches eben nur für den der allerseligsten Jungfrau geweihten Altar Raum hat. Dasselbe zeigt an dem Knotenpunkt seiner aus Rundstäben gebildeten Gewölbrippen wiederum einen hervorstehenden Schlußstein. In dieser Seitenkapelle sind im Laufe der früheren Jahrhunderte auch manche hervorragende Persönlichkeiten der nächsten Umgegend beigesetzt worden.

Von ihrem ursprünglichen Mobilar hat die Kirche nicht viel gerettet. Die steinernen Altartische sind so alt wie das Bauwerk selber. Sie sind an den Ecken von anliegenden Säulchen umstellt und zeigen auf der Vorderseite viereckige Casetten. Um die in späterer Zeit beliebten hölzernen Altarvorhänge anbringen zu können, hat man sich veranlaßt gesehen, an dem Hauptaltar die hinderlichen Capitelle der Säulchen theilweise abzuhacken. Uebrigens scheint das Rundfenster unmittelbar über dem Hauptaltar anzudeuten, daß es im Plane des Baumeisters lag, den Altarbau nicht mit einem das Fenster verdeckenden architektonischen Aufsatz zu versehen, sondern ihn mit einem auf vier freistehenden Säulen ruhenden Baldachin in Stein, Holz oder Metall zu überwölben, d. h. einen Ciborienaltar anzubringen.

Auf dem südlichen Seitenaltar steht ein sehr schönes und für die Entwickelung der mittelrheinischen Bildhauerkunst werthvolles Bild der Muttergottes. Der Jesusknabe, auf dem Schooße seiner jungfräulichen Mutter stehend und von ihren schützenden Armen umfangen, trägt in der Hand ein Blumenkörbchen. Glücklicher Weise hat das ganze Bildwerk noch die ursprüngliche Vergoldung und Bemalung sich bewahrt. Wer den reich geschnitzten Flügelaltar zu Oberwesel gesehen hat, den wir bei Beschreibung dieser Kirche abgebildet haben, muß sich sofort sagen, daß diese schöne Madonna nicht

nur derselben Schule, sondern auch derselben Zeit, d. h. der Mitte des XIV. Jahrhunderts, angehört. Nach vollendeter Restauration und Polychromirung des besprochenen nördlichen Seitenchörchens soll das werthvolle Sculpturwerk auf den dort befindlichen Altar versetzt werden.

Auf dem Hochaltare hat eine Passionsgruppe, d. h. der gekreuzigte Heiland nebst den Bildwerken der allerseligsten Jungfrau und des h. Johannes, eine provisorische Aufstellung gefunden. Ehemals standen dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem horizontalen Balken (über dem Chorschluß, Lettner), welcher auf den Capitellen



Fig. 7. Thürbeschlag aus der Pfarrkirche zu Sinzig.

jener Pfeiler ruhte, wodurch der Chor vom Langschiffe getrennt wird. Die aus Holz geschnitzten Bildwerke zeigen durch die Behandlung des lockigen Haupthaares und den geknickten Faltenwurf, daß sie dem Schlusse des XV. Jahrhunderts angehören.

Nicht viel älter als diese Passionsgruppe ist „das heilige Grab" im westlichen Theile des nördlichen Seitenschiffes. Der Leichnam des Heilandes, mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Schmerzes im Gesicht, ruht auf einem steinernen, mit Maßwerkformen der spätesten Gothik gezierten Pfühl. Sieben Personen in Lebensgröße umstehen ihn: Nicodemus, Johannes, und fünf Frauen. Auch hier ist die ursprüngliche Polychromie erhalten, während die Passionsgruppe weiß überstrichen ist.

Einen kostbaren Schatz hat sich die Sinziger Kirche in jenem ausgezeichneten Flügelbilde erhalten, dessen ursprüngliche Stelle gewiß auf dem Hauptaltare war. Man schreibt dasselbe gewöhnlich dem Israel von Meckenen (oder Mecheln) zu; auf der Außenseite des Rahmens steht: Johan foelen fyr syn husfrau anno Domini 1480. Das mittlere Bild dieses Dreifalters (Triptychon) zeigt die Kreuzigung

des Herrn; rechts vom Beschauer ist auf der Flügelthür der Tod Mariens dargestellt, links die Himmelfahrt des Herrn. Die Bilder sind auf Goldgrund gemalt, ausdrucksvoll und wohlthuend in Gruppirung und Farben. Vor mehreren Jahren wurde das Flügelbild durch die Munificenz des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Düsseldorf restaurirt.

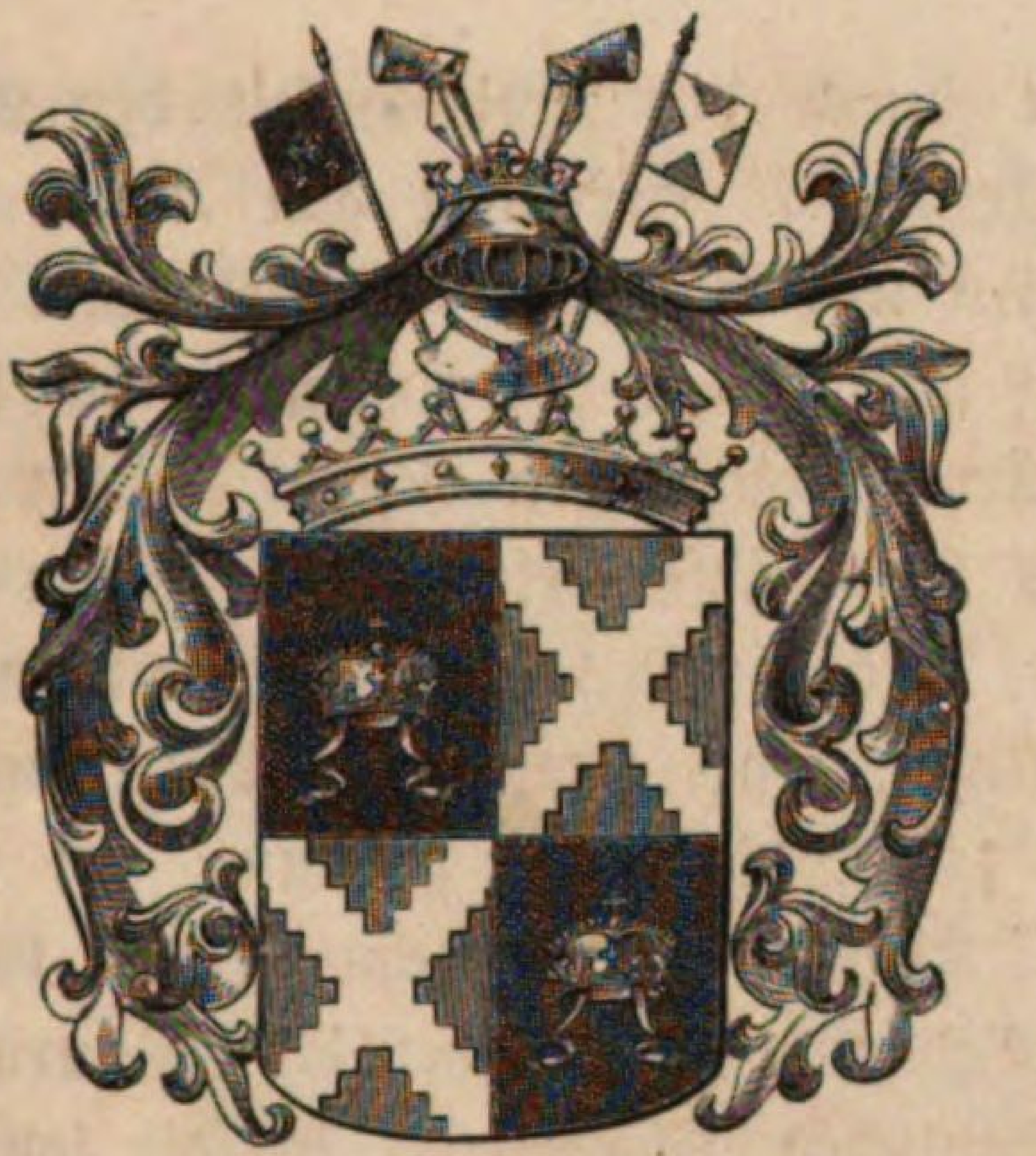
Sehr interessant sind die eisernen Beschläge der beiden Thüren, welche die Seitenkapellen mit dem Hauptchore verbinden. Den Beschlag der Sakristeithür theilen wir unter Fig. 7 in besonderer Abbildung mit, da solche Eisenarbeiten heute nicht gar häufig mehr angetroffen werden. Beide gehören dem XV. Jahrhundert an.

Aus dem XV. Jahrhundert rührt ebenfalls der kupferne Weihkessel, welcher dem Eintretenden zur linken Seite sich befindet.

Zum Schlusse mögen hier noch die Aufschriften der drei größeren Glocken einen Platz finden, die im mittleren Kuppelthurme aufgehängt sind. Die älteste derselben, Maria genannt, ist zugleich die größte. Sie trägt im oberen Rande eine fortlaufende Inschrift in gothischen Großbuchstaben, wie folgt:

Rector celi	„Herr des Himmels,
nos exaudi	Dich wir flehen,
tu dignare	Gnädiglich uns
nos saluare	Beizustehen.
o et alpha	End' und Anfang,
nos adiuua *A. Ω.*	Hilf uns! Amen."

Im zweiten Rande derselben Glocke steht: O rex glorie ueni cum pace anno domini MCCLXXXXIX mense Mai fui fusa. „O König der Herrlichkeit! schenke uns deinen Frieden! Im Jahre 1299 im Monat Mai wurde ich gegossen." Auf der zweitgrößten Glocke liest man: Jhesus Maria Petrus Anno Domini millesimo CCCC sexagesimo secundo die XIIII mensis Julii. „Jesus! Maria! Petrus! Im Jahre 1462 am 14. Juli." Die drittgrößte endlich trägt die Jahreszahl 1402 und den englischen Gruß.



Die ehemalige Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

Stifter der Holzschnitte: Se. Hochgeboren Alfred Graf von Hompesch-Rurich, Königlicher Kammerherr, Mitglied des Herrenhauses.

Die Benedictiner-Abtei zu Brauweiler, zwei Stunden nordwestlich von Köln entfernt, wurde gestiftet von dem Pfalzgrafen Ehrenfried, auch Ezzo genannt, und seiner Gemahlin Mathilde, Tochter Kaisers Otto II. Dieselben beriefen den Abt Poppo von Malmedy und Stablo, und beauftragten ihn mit der Einrichtung des neuen Klosters. Am 24. April 1024 zog dieser in Brauweiler ein, und am 8. November 1028 vollzog Erzbischof Pilgrim die Einweihung der Kirche zu Ehren der hh. Nicolaus und Medardus [1]). Entweder war dies nur ein provisorisches Kirchengebäude, oder es ist die Reconsecration einer älteren Kirche damit gemeint. Denn auch schon vor dieser Stiftung Ezzo's hatte Brauweiler in altersgrauer Zeit sein Kloster besessen, wie die Legende von der Stiftung des neuen deutlich zeigt. Auch wird vom ersten Abt Ello (1028—1050) ausdrücklich berichtet, daß er das alte Kloster nebst der Kirche niedergelegt und an seiner

---

[1]) Hauptquelle für die ältere Geschichte der Abtei Brauweiler sind die Acta abbatum Brauwilerensium, Mscr. Fol. im Pfarrarchiv. Ein alter handschriftlicher Auszug aus demselben, durch Nachrichten über die Consecration der Altäre vermehrt, findet sich im Besitze des Herrn Pfarrers Giersberg, welcher nächstens eine vollständige Geschichte der Abtei zu veröffentlichen gedenkt.

Stelle, unterstützt durch die Freigebigkeit der Königin Richeza von Polen und des Erzbischofs Hermann von Köln, zweier Kinder des Stifterpaares, einen umfangreichen Bau errichtet habe. Doch sah er dessen Vollendung nicht. Am 21. Dezember 1051 ließ Tegeno, der zweite Abt, die Krypta durch den Bischof Robert von Münster, den Stellvertreter des Erzbischofs, einweihen. Zehn Jahre später, am 30. October 1061, geschah die feierliche Einweihung der ganzen Kirche durch Erzbischof Anno, und zwar wird diese, mit Rücksicht auf die Consecration von 1028, die zweite genannt.

Die heutige Kirche, mit Abrechnung der Gewölbe des Hauptschiffes und den Bedachungen der westlichen Thurmpartie, gehört nach Ausweis ihres baulichen Charakters in die letzte Hälfte des XII. Jahrhunderts. Zwar finden sich in den Chroniken einzelne Andeutungen über den Neubau; aber weder läßt sich mit Bestimmtheit sagen, wann dieser Neubau begonnen und vollendet, noch auch, aus welchen Gründen er überhaupt unternommen wurde. Die heutige Krypta dagegen ist die ursprüngliche.

In ihrer Grundanlage bildet die Kirche die Form des lateinischen Kreuzes. Zwar ist diese Anlage in dem Grundrisse (Fig. 1) deshalb weniger leicht zu erkennen, weil die beiden Arme des Querschiffes nicht über die Nebenschiffe vorspringen, sondern mit diesen die gleiche Mauerflucht haben. Doch zeigt das Querschiff seine Bestimmung auch schon im Grundrisse dadurch an, daß es gleiche Breite mit dem Hauptschiffe hat. Uebrigens aber ist an dem Grundrisse, abgesehen von der später zu besprechenden viereckigen Erweiterung der halbrunden Chorapsis, auch noch darauf hinzuweisen, daß die Nebenschiffe sich jenseit des Querschiffes nur in halber Breite fortsetzen. Die östliche Hälfte dieser schmalen Gewölbjoche trägt die beiden flankirenden Thürme zur Seite der Apsis.

Das Aeußere der Kirche führen wir dem Leser von einer doppelten Seite vor, von Süden (Fig. 2) und von Osten (Fig. 3). In der südlichen Seitenansicht fällt die Kreuzesform in Folge der Höhe des Querschiffes ganz entschieden in die Augen. Zugleich aber fällt es hier sofort auf, wie große Vorliebe der Baumeister hatte, sein Werk reich mit Thürmen auszustatten. Zu beiden Seiten des Allerheiligsten stehen schlanke viereckige Thürme, gleich zwei ewig brennenden Lichtern. Ueber der Vierung des Kreuzes, gleichsam im Centrum der ganzen Anlage, erhebt sich ein achtseitiger Kuppelthurm von sehr guter Wirkung. Der Hauptthurm aber steht im Westen. Dem Mittelschiff

in gleicher Breite vorgelegt (vgl. Fig. 1), erhebt er sich in quadratischer Anlage bis zu vier Stockwerken, hoch über das Dach des Langschiffes hervorragend. Während die beiden untern Geschosse nur mit Mauerblenden in Form von Lisenen und Friesen versehen sind, zeigen die obern Stockwerke, von der Dachfirst des Mittelschiffes beginnend, einen reichern Schmuck durch die auf kleinen Säulen ruhenden Doppelfenster. Nicht je zwei Säulen, wie sie in der letzten Hälfte der

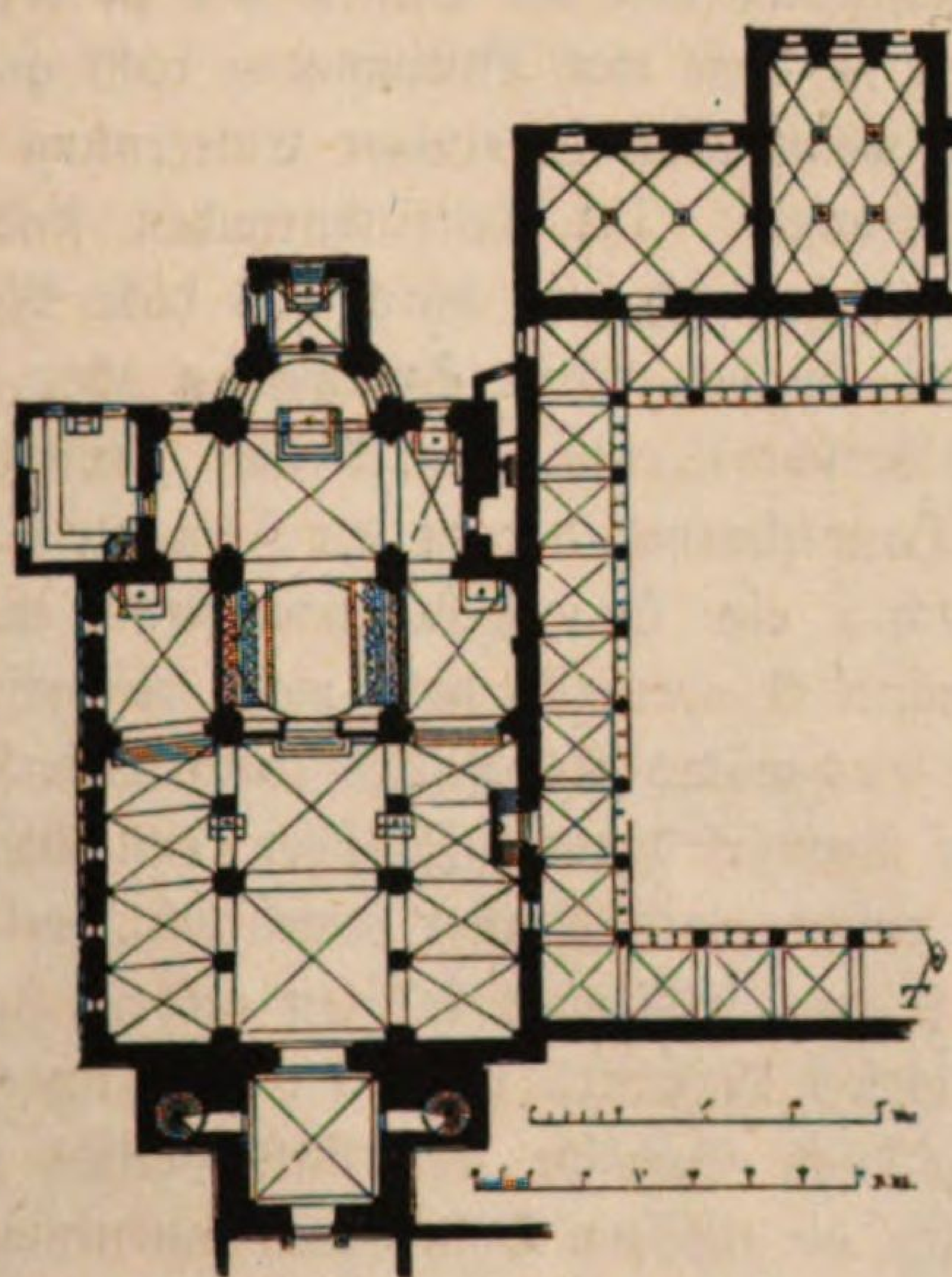


Fig. 1. Grundriß der ehem. Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

romanischen Periode beliebt wurden, tragen diese rundbogigen Fenster, sondern nur einzelne, mit weit ausladenden Kämpfern gedeckte, was stets einen alterthümlichen Charakter verleiht. Die heutige Bedachung des Thurmes ist nicht mehr die ursprüngliche; sammt der den quadratischen Unterbau abschließenden Steingallerie wurde sie im Jahre 1515 hinzugefügt. Das romanische Dach war aller Wahrscheinlichkeit nach den übrigen Thurmhelmen analog gebildet, d. h. ohne aufgesetzte dreieckige Mauergiebel; gewiß aber war es um mehr als die Hälfte niedriger, so daß vielleicht die Spitzen der Chorthürmchen, des Kuppel- und des Hauptthurmes in einer von Osten nach Westen ansteigenden geraden Linie lagen. Wie erhebend es an sich auch sein mag, den Anblick eines schlanken hohen Thurmes zu genießen, so wird man doch zugeben, daß der jetzige zur Höhe getriebene Thurmhelm

unserer Kirche vor den östlichen Theilen des Gebäudes gar zu sehr das Uebergewicht hat.

Aus rein decorativen Zwecken hat der Baumeister dem Hauptthurme zu beiden Seiten je ein kleines viereckiges Nebenthürmchen hinzugefügt. Da sie mit der östlichen Wand des Hauptthurmes in gleicher Mauerflucht liegen, die westliche dagegen nicht erreichen (vgl. Fig. 1), so wird es offenbar, daß sie die Bestimmung tragen, den Effekt des Hauptthurmes von der Ostseite her zu verstärken. Und in der That erfüllen sie diese ihre Bestimmung recht gut, wie man sich überzeugen kann, wenn man in einiger Entfernung von der Ostseite her die Kirche betrachtet. Die Seitenthürmchen sind in den untern Geschossen mit dem Hauptthurme durch das dicke Mauerwerk fest zusammenverwachsen; in den obern Stockwerken aber entsteht in Folge ihrer geringen Verschmälerung ein kleiner Zwischenraum zwischen ihnen und dem Hauptthurme, der in der Höhe der Umfassungsgallerie des letzteren durch je eine Bogenbrücke überspannt ist. Die Bedachung der Seitenthürmchen ist ebenfalls nicht mehr die ursprüngliche.

Unter dem Dachgesims des Mittel- und Querschiffes zieht sich ein fortlaufender Rundfries hin. Zwischen den Lisenen des Mittelschiffes sind die rundbogigen Fenster angebracht, welche durch einfache Steinrippen in je zwei spitzbogige Hälften getheilt sind. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Maßwerk derselben Zeit angehört, in welcher auch das spätgothische Gewölbe des Mittelschiffes eingesetzt wurde. Doch sind es nicht die einzigen Spitzbogen, denen man an den Außenseiten der Brauweiler Kirche begegnet: sie erscheinen nämlich, auffallend genug, auch an den Fronten des Querschiffes als Mauerblenden und Hauptverzierung. In den Giebeln dieser Fronten begegnen wir einer rundbogig geschlossenen nischenartigen Mauervertiefung, die nur einen decorativen Zweck hat. Wir machen bei dieser Gelegenheit den Leser darauf aufmerksam, daß es für den Baumeister der Brauweiler Kirche recht eigentlich als ein Charakteristicum anzusehen ist, die Mauerflächen mit diesen nischenartigen flachen Vertiefungen zu beleben. Im Aeußern kehren sie freilich nur noch an dem Ostgiebel des Mittelschiffes wieder, über dem Dache der Chorapsis (Fig. 3); desto häufiger aber im Innern der Kirche. Vergleichen läßt sich in dieser Verzierungsweise die Kirche zum h. Columban in Köln.

Den reichsten architektonischen Schmuck bietet die Ostseite des Aeußern, die wir unter Fig. 3 in besonderer Abbildung veranschaulichen. Zu beiden Seiten der halbrunden Chorapsis erheben sich, auf



Fig. 2. Südansicht mit der präsumtiven Ergänzung des heute nur zum Theil bestehenden Kreuzganges.

den Ausläufern der Seitenschiffe ruhend, schlanke viereckige Thürmchen, die oberhalb des Kirchendaches sich verjüngen, noch zwei Stockwerke emporsteigen und mit einer primitiven Bedachung abschließen. Um den ganzen Chor, das heißt um die Apsis und die beiden flankirenden Thürmchen, zieht sich eine offene Rundbogengallerie auf zierlichen Säulchen; eine reizende Aussicht über die reichgesegnete Ebene bis nach Köln und zum Rheinstrom hin belohnt das Besteigen. Wie die offene Zwerggallerie, so fehlt den spätromanischen Kirchen auch fast nie die unter derselben herlaufende Casettenverzierung, die meist mit demselben Schiefermarmor ausgelegt sind, aus dem auch die Säulchen der Gallerie hergestellt werden: auch an unserer Kirche ist diese Reihe quadratischer Felder zu ersehen.

Die Apsis ist durch profilirte Gesimse in drei Theile gesondert, deren untere zur Krypta, die beiden anderen dagegen zur Oberkirche gehören und einer gleichen Anordnung im Innern entsprechen. Die schlanken Säulen der Blendbogen, welche die Fenster einrahmen, zeigen in der mittlern Abtheilung ganz einfache Würfelkapitäle, während die Kapitäle der oberen Säulenstellung reicher sculpirt sind.

Originell und, an rheinischen Kirchen wenigstens, ohne Parallele ist die quadratisch angelegte Erweiterung des Chores durch einen im Uebrigen ganz selbständigen Gebäudetheil. Allein trotz dieser Selbstständigkeit läßt die Uebereinstimmung der architektonischen Details mit dem Charakter des ganzen Monumentes nicht den geringsten Zweifel, daß dieser viereckige Ausbau im ursprünglichen Plane des Baumeisters lag und mit den übrigen Theilen der Kirche so zu sagen gleichzeitig zur Ausführung gelangt ist. Ausnehmen müssen wir hier freilich die Krypta: nicht nur, weil sie überhaupt um mindestens hundert Jahre älter ist als die Oberkirche, sondern auch deswegen, weil sie nicht bis zu diesem Chorausbau hin sich erstreckt. Vielmehr befindet sich gerade da, wo der Ausbau angesetzt wurde, das Hauptfenster der Krypta, unmittelbar über ihrem Altar: und der Leser erkennt aus Fig. 3, in welcher Weise der Baumeister das kleine Abschlußchörchen unterwölbte, um der Krypta das Licht nicht zu benehmen. Ebenso mußte das Dach desselben in zwei Theile getheilt werden, damit das mittlere Oberfenster der Hauptapsis nicht verbaut würde.

Wir sagten eben, die Krypta dehne sich nicht unter das viereckige Chörchen der Oberkirche aus. Allerdings könnte eine oberflächliche Betrachtung des Grundrisses unter Fig. 4 zum Glauben des

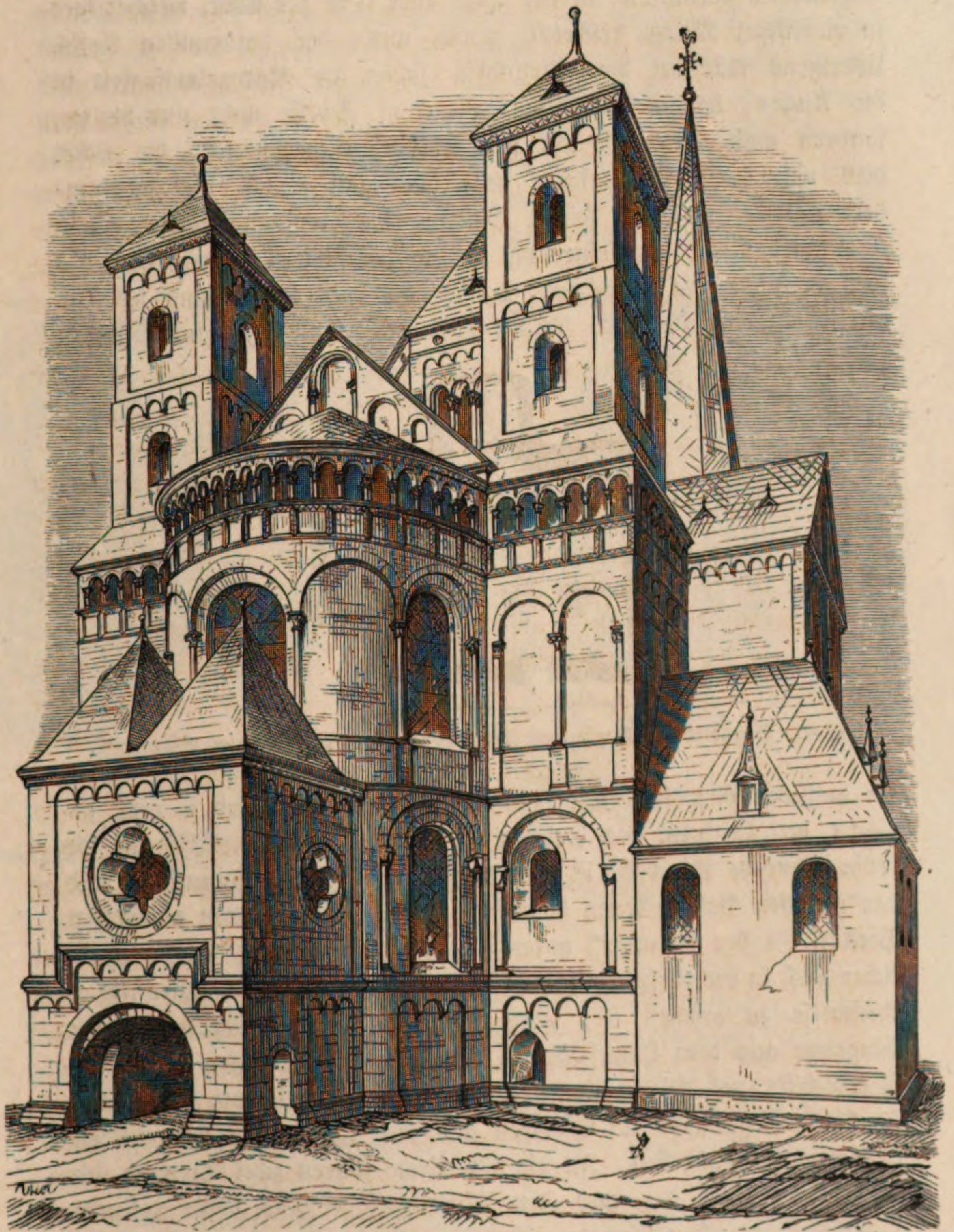


Fig. 3. Ostansicht der ehemaligen Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

Gegentheils verführen: in der That aber liegt der Chor, welcher hier in viereckiger Anlage erscheint, genau unter der halbrunden Apsis. Uebrigens fällt bei dem Grundriß sofort die Unregelmäßigkeit in die Augen, daß das südlichste der fünf Schiffe nicht nur breiter, sondern auch kürzer ist als sein nördliches Gegenstück. Es rührt dies von einem Todtenkeller her, den man im XVII. Jahrhundert anlegte, und der seinen Eingang im Kreuzgang hatte. Allein ungeachtet dieser Verkleinerung ist die fünfschiffige Krypta doch als sehr geräumig zu bezeichnen, da sie 34 Fuß Länge und 52 Fuß Breite hat. Freistehende Rund- oder angelehnte Halbsäulen stützen

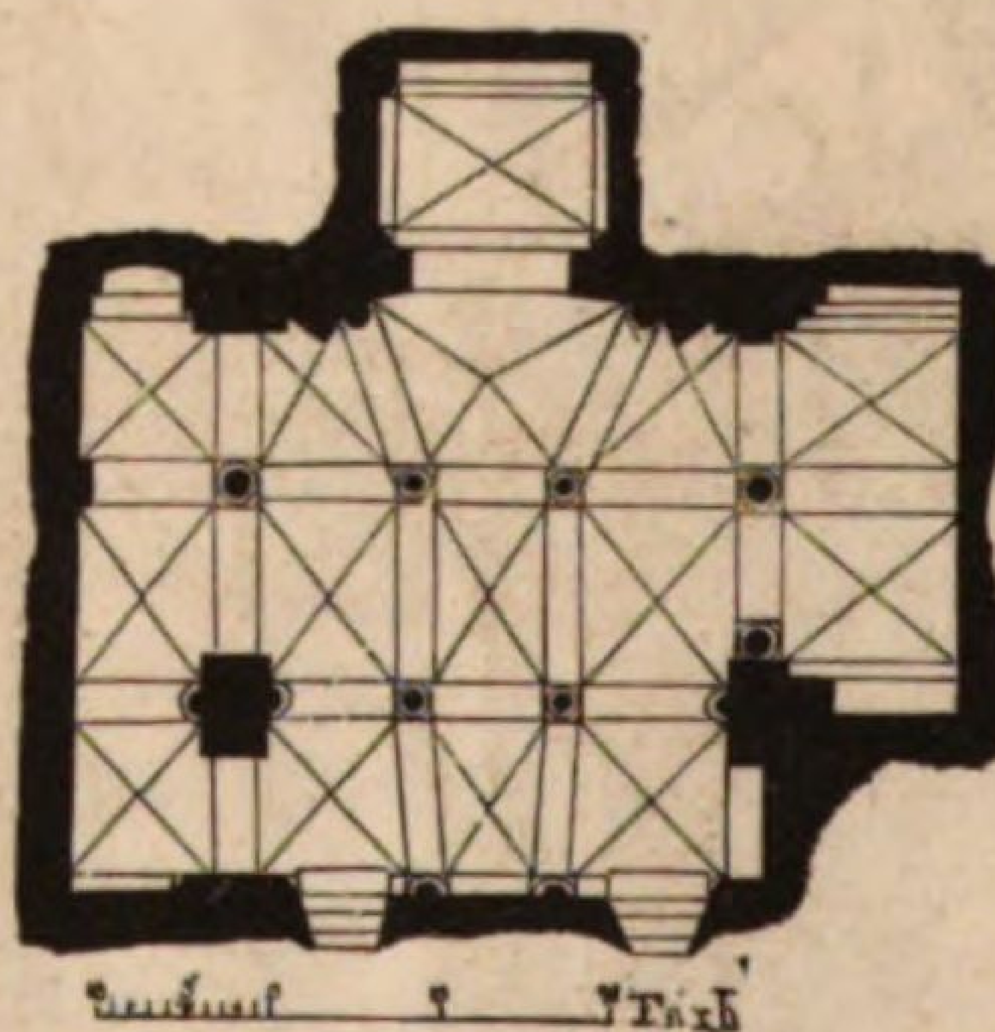


Fig. 4. Grundriß der Krypta der ehem. Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

die massiven Gewölbe. Die schweren Würfelcapitelle sind so recht geeignet, den Eindruck des Soliden zu machen. Charakteristisch für die frühromanische Bauweise ist die Profilirung der Kämpferaufsätze und der attischen Basen, denen das Eckblatt fehlt. Die beiden viereckigen Pfeiler, die der Grundriß unter Fig. 4 andeutet und deren nördlicher auch in der perspectivischen Darstellung des Innern unter Fig. 5 theilweise zu ersehen ist, setzen sich fort in der Oberkirche beim Eingange aus dem Querschiffe in die schmalen Ausläufer der beiden Nebenschiffe (vgl. Fig. 1). Ihr Licht erhält die Krypta durch drei Fenster, ein größeres im Chörchen und zwei kleinere in den beiden äußersten Seitenschiffen. In die Oberkirche führen zwei Treppen, die zu beiden Seiten der aus dem Mittelschiff in das höher gelegene Querschiff gehenden Treppe münden und in den Grundriß unter Fig. 4 nur zum kleinsten Theil aufgenommen sind. Diese beiden Eingänge sind ganz gewiß die ursprünglichen, und durchaus unberechtigt wäre die Annahme, daß ehedem, vor Eröffnung jener beiden Eingänge, ein einzelner Eingang zwischen diesen beiden angebracht

gewesen sei. Der Raum zwischen diesen beiden Treppen ist gegen die Krypta hin, wie es der Grundriß theilweise noch ersehen läßt, durch Mauern abgeschlossen. Allein eine kreuzförmige Oeffnung in der dem Mittelschiffe der Krypta zugewendeten Wand zeigt, daß jener Raum hohl ist. Würde man sich entschließen, diese offenbar erst später eingesetzte Wand zu durchbrechen, so würde man nach unserer festen Ueberzeugung eine rechteckige gewölbte Nische vorfinden, die, wenn sie



Fig. 5. Innere Ansicht der Krypta der ehem. Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

auch mit Schutt oder Bauüberresten angefüllt ist, doch noch in einigen Spuren erkennen lassen würde, daß hier ehedem die confessio, d. h. das Grab des Patrons der Kirche oder eines andern gefeierten Heiligen gestanden habe. Will man eine vollständig analoge Anlage der confessio in der Krypta sehen, so bietet sie die nicht allzuweit entfernte Kirche von Münstereifel, deren Krypta jedoch älter als jene zu Brauweiler sein dürfte.

In das Innere der Kirche führen zwei Eingänge: der eine liegt in der westlichen Fronte und führt durch das Erdgeschoß des Thurmes; der andere, an der südlichen Langseite gelegen, führte ehedem aus der Kirche in die Kreuzgänge, die jedoch heute theilweise abgetragen sind. Weil die Kreuzgänge tiefer lagen als die Kirche, so muß man innerhalb der letztern einige Stufen ersteigen (vgl. Fig. 1).

Der erstgedachte Eingang zeigt auf der steinernen Einfassung sehr mannigfaltige und höchst interessante Sculpturen in Weise der Arabesken; die Säulen zu beiden Seiten sind in ihrer obern Hälfte mit rinnenförmig ausgehauenen Zickzackmustern geschmückt und tragen auf schön gearbeiteten Kapitälen einen merkwürdig ornamentirten Thürsturz. In einem Halbkreise nämlich erblickt man zwei symmetrisch ineinander gewundene Schlangen; zu beiden Seiten sitzt je ein vierfüßiges Thier mit wenig ausdrucksvoller Geberde. Während aber diese ganze Umrahmung und Ausstattung der Thüre mit dem Gebäude selber gleichzeitig ist und dem XII. Jahrhundert angehört, zeigt die verschließende Thüre aus Eichenholz durch ihre Verzierung, daß sie erst im XIV. Jahrhundert entstanden ist; die einfachen, aber kräftigen Vierpässe mit vertieft eingelegten Quadraten sind sehr wirksam und für die Nachahmung bei alten oder neuen gothischen Kirchen und Kapellen als stylgerecht zu empfehlen.

Durch seine schlanken Verhältnisse macht das Innere der Kirche einen sehr erhebenden Eindruck, der durch den Reichthum der architektonischen Ausstattung noch ganz bedeutend gehoben wird. Wie in allen romanischen Kirchen, deren Nebenschiffen die Emporbühnen fehlen, so ist auch hier den Pfeilern, welche das Hauptschiff tragen, durch ihre frei emporstrebende Höhe das wuchtige und gedrückte Aussehen benommen. An denjenigen, welche die Quergurten des Gewölbes tragen, erwartet man nach innen runde Halbsäulen vorgelegt zu sehen; statt dessen erblickt man aber einen viereckigen Vorsprung, welcher erst oberhalb der in die Nebenschiffe geöffneten Arkaden eine runde Halbsäule aufnimmt. Aber diese kräftigen Säulen sind auffallend kurz, und ihre gedrungene, gedrückte Gestalt paßt durchaus nicht zu den schlanken Verhältnissen der übrigen Säulen und Pfeiler. Und in der That ergibt eine genauere Betrachtung mit Gewißheit, daß diese Verkürzung erst nachträglich vorgenommen wurde, als man im Jahre 1514 das heutige Gewölbe anbrachte, dessen schlanke Spitzbogen mit ihren Stütz- und Fußpunkten schon sehr tief aufsetzen mußten.

Die innere Wand des Mittelschiffes von einem Gurtenpfeiler bis zum andern wird oberhalb des Gesimses, welches in gleicher Höhe mit den Dächern der Nebenschiffe horizontal hinläuft, durch je vier rundbogige vertiefte Nischen belebt, deren wir schon bei Beschreibung des Aeußern erwähnten; ihnen entsprechen rundbogige Arkadenstellungen auf schlanken Säulen mit sculpirten Capitellen. Oberhalb dieser Arkaden läuft ein zweites Gesimse, dessen Zickzack-Einschnitte



Fig. 6. Innere Ansicht der ehem. Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

dazu dienen sollen, für die Wandeinschrägungen je zweier romanischer Fenster Raum zu gewinnen. Zwischen diesen Fenstern endlich erblickt man je eine Rundsäule von angemessener Länge, welche fast bis in die äußerste Spitze der Blendbogen des Gewölbes reichen. Heute haben diese einzelstehenden Säulen weder einen constructiven noch decorativen Zweck. Denkt man sich aber zu gleicher Höhe mit diesen auch die vorhin besprochenen Säulenstümpfe auf den viereckigen Vorsprüngen der Gurtenpfeiler emporgeführt, so wird sofort klar, daß alle diese Säulen dazu bestimmt waren, auf ihren Capitellen die Balken einer einfachen oder ausgetäfelten Holzdecke zu tragen. Daß das Mittelschiff der Kirche ehedem mit einer solchen flachen Holzdecke versehen gewesen, wird bei Gelegenheit der Nachricht von dem Einsetzen des heutigen Gewölbes ausdrücklich angemerkt. Den heute verkürzten Säulen hat man die ursprünglichen Basen und Capitelle belassen: an den letzteren zeigt sich ein solcher Phantasiereichthum in der Behandlung und Darstellung des mannigfach gestalteten Sculpturschmuckes, daß dieselben in dieser Hinsicht wohl kaum übertroffen werden dürften. Zum Beweise theilen wir unter Fig. 7 und 8 zwei dieser reichgeschmückten Capitelle mit und überlassen es dem Leser, ob er in diesen Darstellungen einen symbolisch ausgedrückten Gedanken suchen oder in denselben bloß das Erzeugniß einer reichbegabten Phantasie erblicken will, die nicht in bewußter allegorischer Auffassung, sondern aus angeborenem Drange schafft.

Die Gewölbe der Nebenschiffe gehören der letzten Zeit des romanischen Styles. An den Außenwänden ruhen dieselben auf vorgesetzten Rundsäulen, zwischen welchen die Wandflächen mit den mehrerwähnten Nischen bekleidet sind. Die beiden östlichsten Gewölbjoche zeigen freischwebende, zierlich behandelte Schlußsteine, während die andern Joche überhaupt keine Schlußsteine haben. Emporen, wie oben bemerkt wurde, haben die Nebenschiffe nicht erhalten; statt dessen aber ist das zweite Geschoß des Thurmes zur Kirche hin geöffnet und bildet eine Art von loggia, die freilich heute durch den umfangreichen Orgelkasten gänzlich verdeckt ist.

Am Eingange aus dem Mittel- in das Querschiff ist eine kleine Unregelmäßigkeit des Details zu erwähnen, deren Erklärung, wenn überhaupt heute noch eine möglich ist, doch nicht sofort zu Tage liegt. Wie nämlich die Abbildung des Innern unter Fig. 6 erkennen läßt, ruht der Blendbogen des Gewölbes zum Querschiff hin links auf einer aus dem Boden aufwachsenden Rundsäule, während auf

der rechten Seite eine bedeutend stärkere, aber kürzere Säule auf einem hoch emporgeführten Mauervorsprung aufsitzt.

Das Querschiff liegt um einige Stufen höher als das Langhaus, weil hier die Krypta beginnt. Zugleich aber beginnt hier auch derjenige Theil der Kirche, welcher für den Gottesdienst der Mönche bestimmt war. Der mittlere Theil des Querschiffes ist deshalb von den beiden andern durch sogenannte Dorsalwände abgetrennt, deren oberer Theil aus einer fortlaufenden Reihe von viereckigen vertieften

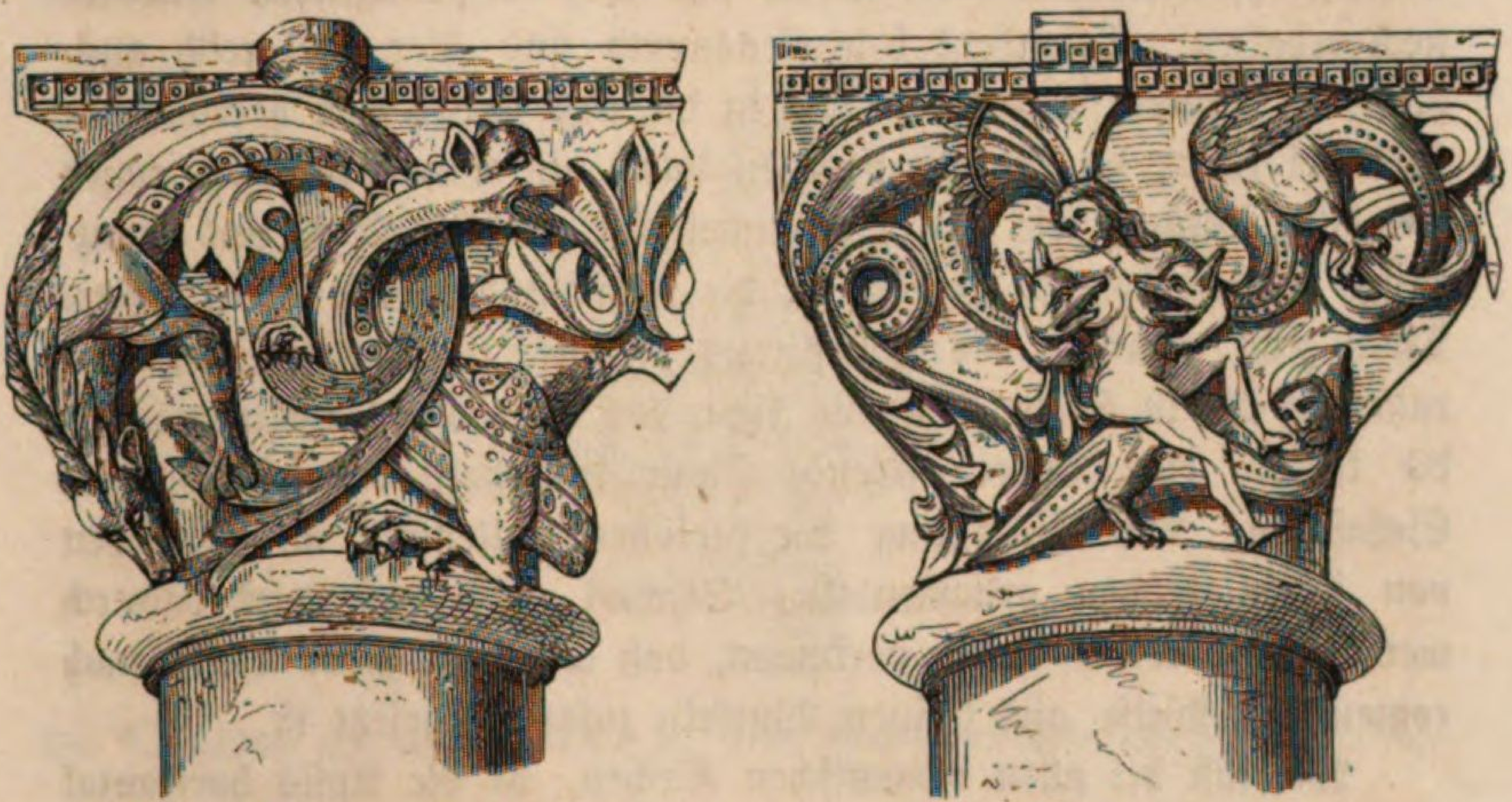


Fig. 7 und 8. Capitelle aus der ehem. Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

Casetten mit eingelegtem Schiefermarmor besteht. Nach innen zeigen diese schwarzen Schieferflächen eine reizende Bemalung mit spätgothischen Blümchen. Vielleicht wurden die beiden Dorsalwände ehedem von einem freigebildeten Steingesims nach oben abgeschlossen. Die äußeren Seiten sind mit Casetten und zierlichen, auf schwarzen Schiefersäulchen ruhenden Arkaden belebt und durch reiche Sculpturen geschmückt; zu bemerken ist jedoch, daß dieser Schmuck auf der nördlichen Außenseite bei weitem nicht so reich ist als auf der südlichen.

Die beiden Seitenarme des Querschiffes werden nach Osten hin zur Hälfte von einer einspringenden Abschlußwand begrenzt, während an die andere Hälfte die schmalen Ausläufer der Nebenschiffe sich ansetzen. Jene Abschlußwände sind in ihrem unteren Theile mit einer größeren Nische verziert, die heute durch die hohen Aufsätze der hier angebrachten Altäre verdeckt werden; Malereien, deren Spuren noch deutlich wahrzunehmen sind, vertraten ehedem gleichsam den Altarauf-

satz. Eine der Ecksäulen zur Seite der südlichen Altarnische ist aus schönem Sinterstein gehauen. Aus demselben Material besteht ein alter Sarkophag unmittelbar neben jener Säule, zur Beisetzung eines Abtes bestimmt; endlich erkennt man denselben Sinter an einem sehr ausgetretenen Stein der in das Querschiff führenden Haupttreppe, der aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals eine Stufe der alten Treppenstiegen der Krypta bildete.

Die beiden schmalen Nebenchörchen, die als Ausläufer der Seitenschiffe zu betrachten sind, haben sich ihre ursprünglichen Gewölbe noch erhalten. Besonders bemerkenswerth sind hier zwei reich ausgestattete Thüren, deren nördliche in die aus später Zeit herrührende Sakristei führt, die südliche dagegen durch ein unregelmäßiges enges Gewölbe, welches, wie Fig. 1 erkennen läßt, zwischen Kirche und Kreuzgänge eingeschoben ist, ehedem in die letzteren mündete. Die erstere Thür zeigt oberhalb des Thürsturzes in einer kleeblattförmigen Umrahmung die in Stein gehauene Figur des thronenden Weltenrichters, die letztere eine andere sitzende Figur innerhalb einer spitzbogigen Einfassung. Die Einfassung der südlichen Seitenthür ist, abgesehen von ihrem reichen ornamentalen Schmuck, auch besonders dadurch merkwürdig, weil es selten vorkommt, daß ein spitzbogiger Wulst nach romanischer Weise aus kleinen Würfeln zusammengesetzt ist.

Wie fast bei allen romanischen Kirchen, ist die Apsis horizontal in zwei Theile getheilt. Hervorzuheben aber ist, daß die untere Hälfte nicht nur mit Blendarkaden auf schön gearbeiteten Säulen belebt ist, sondern auch, gleichwie in dem obern Theile, innerhalb dieser Rundbogen Fenster aufzuweisen hat. Außerdem aber hat der obere Theil einen ganz schmalen Rundgang erhalten, zu welchem man den Aufgang im Grundrisse (Fig. 1) in einer Ecke der Sakristei angedeutet ersieht. Die schlanken Säulchen, auf denen jener Umgang ruht, sind in ihrer untern Hälfte polygon gehalten und aus Haustein angefertigt, während die obere Hälfte rund ist und aus Schiefermarmor besteht. Das Dach der Apsis zeigt im Innern keine Rippen und Gewölbkappen, sondern ist glatt gehalten und hat die Form einer halben Kuppel.

Gegen die Apsis öffnet sich in zwei auf einer freistehenden Säule (vgl. Fig. 1) ruhenden Spitzbogen das oben besprochene viereckige Separatchörchen. Da die Einweihung des Altars „hinter dem Hochaltar", d. h. in dieser östlichen Kapelle, im Jahre 1085 vollzogen wurde, der heutige Anbau aber ohne Zweifel hundert Jahre jünger

ist, so glauben wir mit Fug annehmen zu dürfen, daß das jetzige Chörchen eben nur als Reminiscenz an eine frühere und vielleicht hochverehrte Kapelle erbaut wurde. Hier soll im Jahre 1143 der h. Bernhard von Clairveaux, der feurige Prediger der Kreuzzüge, das h. Meßopfer dargebracht haben. Wir sind sehr geneigt, diese Nachricht auf jene ältere Kapelle zu beziehen. Die erwähnte Säule, aus weißem Marmor mit schwarzen Adern, zeigt auf ihrem wunderschön sculpirten Capitell zwischen einer reichen Fülle von Laubornamenten vier männliche Halbfiguren, welche aus ihren Urnen die vier Ströme

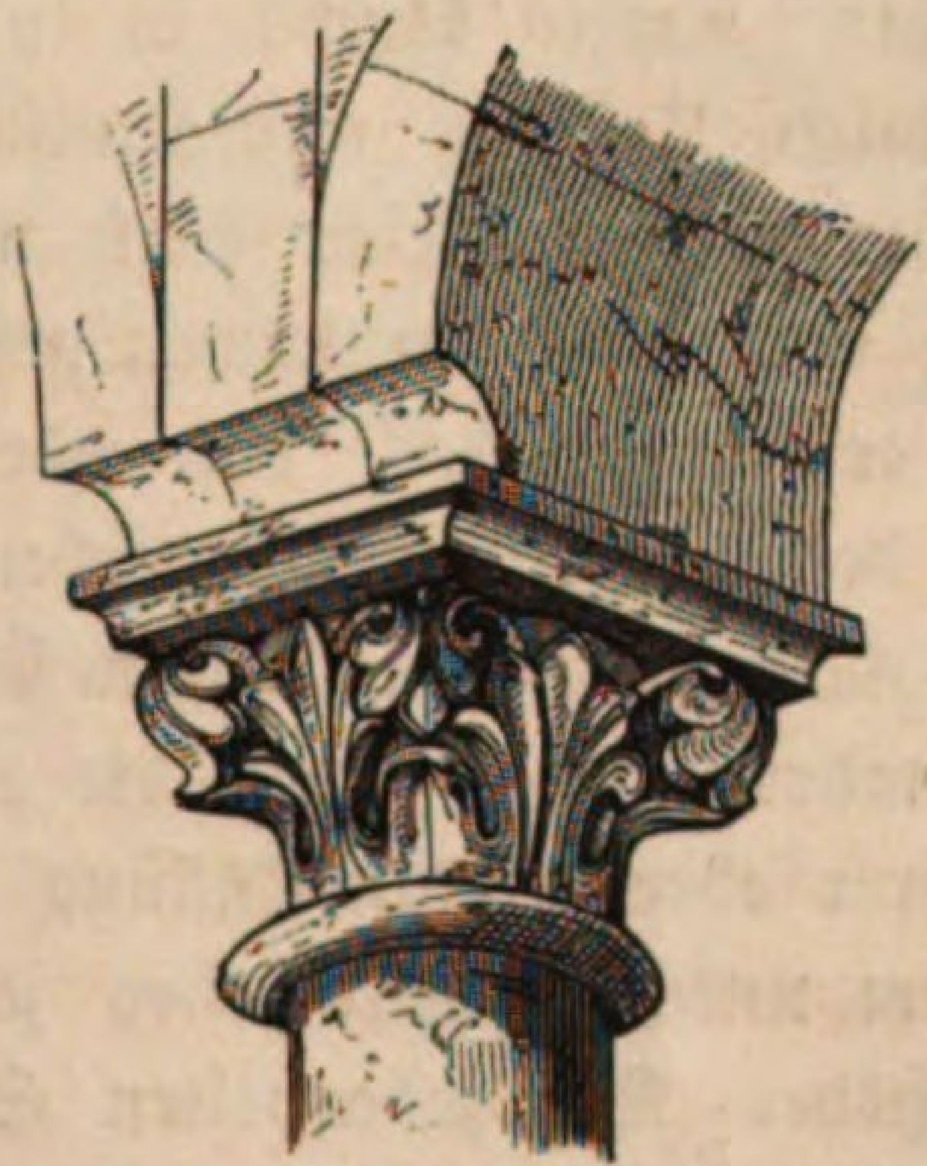


Fig. 9. Capitell aus dem Kapitelsaal der ehem. Benedictiner-Abteikirche zu Brauweiler.

des Paradieses hervorfließen lassen. In den Capitellsculpturen auf beiden Seiten des Einganges erblickt man die Symbole der vier Evangelisten. Die Chornische selber wird auf jeder Seite durch ein fast rosenförmiges Vierpaßfenster erleuchtet.

An der südlichen Langseite der Kirche dehnt sich das sogenannte Quadrum aus, d. h. ein großer viereckiger Raum mit Gartenanlagen. Ehedem war derselbe nach allen Seiten hin von Säulenhallen eingeschlossen, welche, mit Ausnahme des unmittelbar an das Nebenschiff der Kirche sich anlehnenden Theiles, in ihren obern Etagen die Klostergebäulichkeiten enthielten. Heute sind nur noch zwei dieser Säulenhallen oder Kreuzgänge, nach Osten und nach Süden, zugleich mit ihren oberen romanischen Stockwerken erhalten. Während aber die Kreuzgänge selber so zu sagen in ihrem ursprünglichen Zustande sich befinden (eine gelungene Restauration hat die Schäden des Alters beseitigt), haben die alten Klostergebäude über denselben im Innern und Aeußern sehr viele modernisirende Umgestaltungen erfahren. Verschwunden sind heute die Säulengänge der westlichen und nörd-

lichen Seite; um aber die Abbildung der Kreuzgänge mit der der Kirche vereinigen zu können, hat der Zeichner im Grundrisse unter Fig. 1 sowie auf dem Bilde unter Fig. 2 gerade jene beiden Seiten reconstruirt, während ebenfalls der zur Rechten der genannten Abbildung ersichtliche Abschluß, dem oben Gesagten zufolge, nur ein fingirter ist. Anhaltspunkte für die Reconstruction bieten auf der Westseite einige Kragsteine, auf der Nordseite dagegen, das heißt an der Kirche selber, außer den Kragsteinen in beiden Etagen ein noch vollständig erhaltenes Gewölbjoch, welches den oben besprochenen Eingang zur Kirche enthält. Dieses Portal ist in der bekannten romanischen Weise mit Säulen, Arkaden und Wulsten aufs reichste ausgestattet, außerdem aber noch auf jeder Seite mit einer als Säulenbasis dienenden Figur von stylisirten Löwen geschmückt.

Gleichwie dieser erhaltene Theil des nördlichen Flügels, sind auch die Gewölbjoche der östlichen und südlichen Seite sämmtlich quadratisch angelegt. Die sich kreuzenden Rippen haben halbrunde Form. Gegen das innere Quadrum hin zeigen die einzelnen Joche große Rundbogen, die in ihrer oberen Mauerfüllung je zwei offene Vierpässe enthalten, in dem untern Theile aber je drei kleinere Rundbogen von gleicher Höhe. Die gedoppelten Säulchen, auf welchen die letzteren ruhen, zeigen auf ihren Capitellen reichen und mannigfaltigen Sculpturschmuck, und zwar bestehen die inneren Säulchen aus Schiefermarmor, die äußeren aber gegen das umschlossene Quadrum hin, bei jeder mittleren Arkade aus Blaustein. Dem Anscheine nach gehört der östliche Flügel sammt dem anstoßenden ersten Joche des südlichen einem andern Baumeister an, als die übrigen Theile des letztgenannten. Hier nämlich fehlen die Rundsäulchen für die unmittelbar an die viereckigen Pfeiler anstoßenden Arkaden; außerdem zeigen die Gurten der Gewölbe eine viereckige Form.

An die östlichen Flügel der Kreuzgänge, wie der Grundriß unter Fig. 1 zeigt, lehnt sich der sehenswerthe Kapitelsaal an, welcher in neuerer Zeit mit der in gleichem Styl erbauten Medardus-Kapelle verbunden und zur Abhaltung des Gottesdienstes für die evangelischen Sträflinge der Corrections-Anstalt eingerichtet wurde. Bekannt und längst von Dr. Aug. Reichensperger ausführlich besprochen sind die merkwürdigen Wandmalereien, die sich unter der Tünche vorgefunden haben.



Die Pfarrkirche des h. Severus zu Boppard.

Stifter der Holzschnitte: Se. Hochwohlgeboren Clemens Freiherr Waldbott von Bassenheim-Bornheim, Ritterhauptmann und Landtags-Marschall der Rheinprovinz, Schloßhauptmann von Coblenz.

Hätte die Stadt Boppard außer ihrer Pfarrkirche kein anderes Zeugniß ihrer historischen Vergangenheit, so würde schon dies eine Monument den vollgültigen Beweis liefern, zu welchem Reichthum und welcher Macht die Bürger der alten Handelsstadt und Rheinfeste gegen Schluß des XII. und im Beginne des XIII. Jahrhunderts gelangt waren, da sie als freie Reichsstädter Handel und Schifffahrt im großartigen Maßstabe betrieben. Während die älteren Klosterkirchen meistens dem opferwilligen Sinn eines frommen Fürsten geistlichen oder weltlichen Standes ihre Entstehung und ihre Besitzungen verdanken, waren die städtischen Kirchen, gleichwie auch die Rathhäuser, stets die Gradmesser des Reichthums und der Macht der Bürger. Und so hat auch Boppard, die altberühmte kaiserliche Zollstätte, allen Grund, dieses lautredende Zeugniß alter Größe fort und fort nicht nur in baulichem, sondern auch in seinem ursprünglichen Zustande sich zu bewahren und mit sorgsamer Hand alles von demselben fern zu halten, was seinem stylistischen Charakter nicht gemäß ist. Im Ganzen und Großen ist dieser Charakter in allen Theilen des Gebäudes ein gleichmäßiger. Denn wenn auch der jetzige Chor einen älteren verdrängt hat, so ist doch seine stylistisch

entwickeltere Form, da er höchstens zwanzig bis dreißig Jahre jünger ist als sein Vorgänger, durchaus nicht von unharmonischer Wirkung: vielmehr läßt er sich recht wohl als eine entwickeltere Consequenz und Weiterbildung derjenigen Formen ansehen, die bereits im Langschiffe zur Verwendung gekommen sind. Und was die schlanken Pyramidaldächer der beiden majestätischen Thürme betrifft, die so stolz und kühn auf den bergumkränzten Strom niederschauen, so gehören sie freilich nicht dem ursprünglichen Bauwerk an: doch ist ihre Form mit dem Bilde der gesammten Kirche Jahrhunderte lang so innig verwachsen und dabei, durch ungehemmtes Emporstreben, im Gegensatz zu den Thurmaufsätzen der Renaissance und des Zopfes, so selbstverständlich, daß nur ein archäologisch gebildetes Auge den Zeitunterschied in ihnen wahrnehmen kann.

Die Bauzeit der heutigen Kirche wurde im Allgemeinen bereits angedeutet. Daß aber Boppard, welches schon in den Tagen der römischen Herrschaft erwähnt wird und gewiß schon früh zur Bedeutung gelangte, bereits seit den ersten christlichen Zeiten seine eigene Kirche aufzuweisen hatte, darf wohl nicht bezweifelt werden, wenn auch ihr Vorhandensein erst in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts sich nachweisen läßt. In einer Urkunde nämlich, die Erzbischof Bertolf von Trier im September 874 ausstellte, ist von der Kirche in Bobardon die Rede: daß die Pfarrkirche gemeint ist, wird durch die Erwähnung der Zehnten außer Zweifel gestellt, obwohl der Titular-Heilige nicht genannt ist. Dies geschieht erst in einer zu Heidelberg befindlichen und bisher noch nicht edirten Urkunde Kaisers Otto I. vom 15. Mai 965, deren Kenntniß ich einer Mittheilung des Herrn Pfarrers Nick verdanke: ecclesia que constructa est in honore s. Petri in .... castello Bohbardo nominato. Am 13. September 991 schenkte Kaiser Otto III. „die auf königlichem Fiscalgut in der Nähe der königlichen Pfalz in der Stadt Boppard erbaute und den hh. Petrus und Johannes Baptist geweihte Kirche sammt allen zugehörigen Kapellen, Zehnten und Utensilien" an das Stift des h. Martinus zu Worms: quandam nostre proprietatis ecclesiam in villa Boparda nominata infra nostram regiam curtim sitam et in honore principis apostolorum et s. Johannis baptiste consecratam, cum omnibus capellis sibi subditis etc. (Beyer, Urkundenbuch zur Gesch. des Mittelrheins, I Nr. 262.) Ob diese Kirche bis zur Erbauung der jetzigen bestanden hat, oder ob zwischen ihr und der heutigen noch eine dritte Kirche anzunehmen ist, darüber gibt uns keine urkundliche Auf-

zeichnung Gewißheit. Als man im Jahre 1842 das sepulchrum (Aufbewahrungsort der Reliquien) des Altares im nördlichen Seitenschiffe eröffnete, fand sich in demselben ein großes rundes Wachssiegel, welches eine sitzende bischöfliche Figur mit der Umschrift BRVNO TREVIRORV̄ ARXIEP (Bruno, Erzbischof von Trier) zeigt: aber weder die dazu gehörige Consecrations-Urkunde noch die Reliquien waren vorhanden[1]). Bruno saß von 1102 bis 1124 auf dem Erzbischöflichen Stuhle zu Trier. Was darf man nun aus dem Vorfinden seines Siegels folgern? Erwägt man die vielen Möglichkeiten, die hier in Anschlag zu bringen sind, so dürfte sich ergeben, daß man

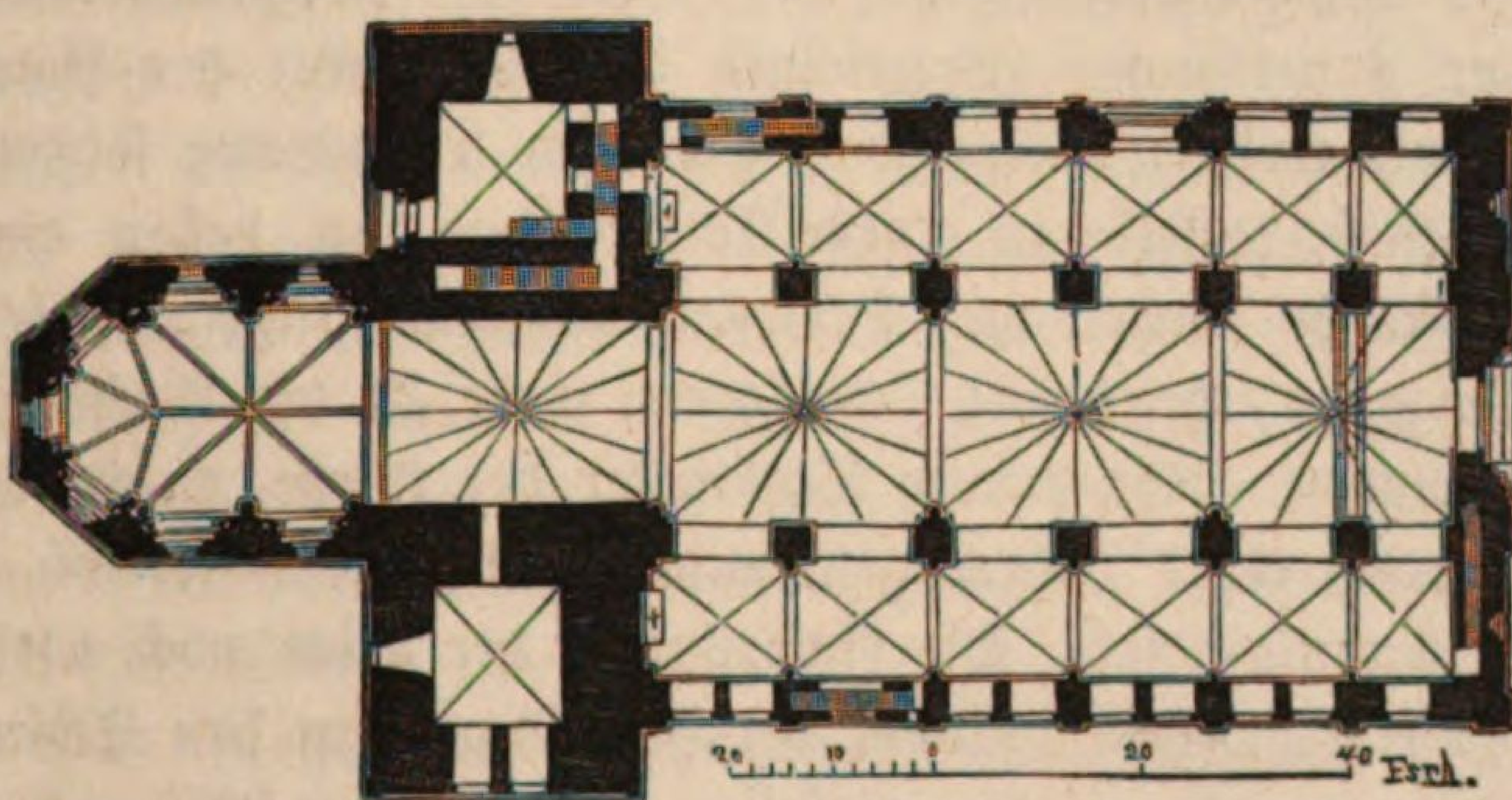


Fig. 1. Grundriß der Pfarrkirche des h. Severus zu Boppard.

außer der positiven Thatsache, daß Bruno einen Altar der Bopparder Kirche consecrirte, nichts Weiteres für den Bau der Kirche selbst daraus folgern darf. Insbesondere aber erscheint die Annahme unhaltbar, daß aus der Zeit des Erzbischofs Bruno noch die massiven Pfeiler des Mittelschiffes sammt ihren schweren Rundbogen herrühren möchten. Die Tragpfeiler der Hauptschiffe in romanischen Kirchen

[1]) Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unterlassen, auf die interessante Thatsache aufmerksam zu machen, daß das gedachte sepulchrum mit einem römischen Ziegelstein geschlossen war, welcher mit der Aufschrift versehen ist: LEG IIXX G (oder C, an der unterscheidenden Stelle des Buchstabens ist nämlich ein Stückchen ausgesprungen). Die achtzehnte Legion war eine von denjenigen, welche in der großen Befreiungsschlacht der Germanen im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) gänzlich vernichtet wurden. Die einzige Erwähnung dieser Legion im Corpus Inscriptionum Rhenanarum von W. Brambach (Nr. 209) bezieht sich gerade auf die Schlacht des Arminius und Varus. In der Nähe von Xanten nämlich wurde ein jetzt im Bonner Museum für vaterländische Alterthümer aufbewahrter Grabstein eines Centurionen M. Caelius der achtzehnten Legion aufgefunden, von dem die Inschrift ausdrücklich sagt: cecidit bello Variano (er fiel in der Schlacht des Varus).

treten gewöhnlich so ohne jegliche wirklich charakteristische Formentwickelung auf, daß sie an sich selber fast niemals den Maßstab für eine auch nur annähernd genaue Bestimmung ihres Alters tragen. Und so würde sich denn auch jene Annahme hinsichtlich der Bopparder Kirche ebensowenig widerlegen als beweisen lassen, wenn hier nicht eine urkundliche Nachricht zu Hülfe käme.

Pfarrer Nick zu Salzig, welcher die Geschichte seiner Vaterstadt Boppard und ihrer herrlichen Kirche bereits seit vielen Jahren zum Gegenstande eingehender Untersuchungen machte, veröffentlichte im IX. Bande der Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung (1868) die alte Pergamenthandschrift des Liber donationum (Verzeichniß der Geschenke) der Bopparder Stadt- und Pfarrkirche. Nach der bekannten Einrichtung solcher Verzeichnisse besteht dasselbe in einem Calendarium, bei dessen einzelnen Tagen zahlreiche Namen von Personen aufgeführt sind, theils ohne weitere Angaben, theils mit Bezeichnung ihrer an die Kirche gemachten Schenkungen. Alle waren Wohlthäter der Kirche, welche deshalb das Gedächtniß ihres Todestages mehr oder minder feierlich zu begehen sich veranlaßt sah. Die Anfertigung der heute noch vorhandenen Pergamenthandschrift glaubt der Herausgeber in den Schluß des XIII. Jahrhunderts verlegen zu sollen. Es ist aber selbstverständlich, daß ein solches Verzeichniß nur sehr allmählich entstehen kann, und daß wir deshalb in der vorliegenden Handschrift nur die Copie eines älteren Originals haben, in welchem sich die Notizen aus verschiedenen Zeiten angesammelt hatten. Seit wann aber dieses ältere Verzeichniß angelegt worden war, läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit sagen: doch ist darauf hinzuweisen, daß die Namen durchaus keinen alterthümlichen Charakter haben, und daß das älteste nachweisbare Datum in demselben, da der zum 26. April genannte Propst Siegfried ebensowohl der von 1216 als jener von 1157 gewesen sein kann, die Erwähnung des Königs Philipp von Schwaben († 1208) nebst seiner Gemahlin Maria ist.

In diesem Verzeichnisse nun heißt es zum 5. Oktober: Wasmudus qui edificavit in ecclesia tres calumpnas de propria bursa. „Wasmud, der in der Kirche drei Säulen auf eigene Kosten errichten ließ." Da nun, wie bemerkt, sich im Verzeichnisse selbst kein Anhaltspunkt dafür finden läßt, daß sein Anfang bis in die Zeiten des Erzbischofs Bruno hinaufreicht, so dürfte es nicht nur als erlaubt, sondern fast als nothwendig erscheinen, diese höchst interessante Notiz

auf den Bau der jetzigen Kirche gegen Schluß des XII. Jahrhunderts zu beziehen. Und in der That möchte es schwierig sein, in den drei Schiffen der Kirche, sei es im Aeußern oder Innern, irgend ein architektonisches Motiv aufzuweisen, dessen Entstehung aus archäologischen Gründen in eine frühere als die genannte Bauperiode zu setzen wäre. Selbst zugegeben, daß der Inhalt des sepulchrum nicht aus einem früheren Altar in den heutigen des nördlichen Seitenschiffes übertragen wurde, sondern daß der von Bruno consecrirte Altar eben dieser noch vorfindliche ist: so folgt daraus noch gar nicht, daß auch dieses heutige Seitenschiff unter Bruno erbaut wurde: denn nicht nur widerspricht der Charakter der Architektur, sondern es gibt auch sonstige Beispiele, daß bei Um- und Neubauten von Kirchen die alten Altäre an ihrer ursprünglichen Stelle beibehalten wurden.

Eine Hauptschwierigkeit in dieser Frage über die Bauzeit der Bopparder Kirche bieten die beiden Thürme. Wie im Aufrisse (vgl. Fig. 2) durch ihre imposante Höhe, so ziehen sie schon im Grundrisse (Fig. 1) die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich durch ihre colossalen, aus Bruchstein gebildeten Umfangsmauern. Durch ihren Standort bedingen diese Thürme eine wesentliche Eigenthümlichkeit der Bopparder Kirche. Sie stehen nämlich am östlichen Ausgang der Nebenschiffe, da wo man gewöhnlich die beiden Arme des Querschiffes findet. Weil sie aber im Innern nicht durch hohe Bogen gegen die Kirche hin geöffnet sind und also nicht, wie z. B. bei St. Cunibert in Köln, in ihren untern Geschossen als Flügel des Kreuzschiffes dienen, so kommt die altchristliche Form des Kirchenkreuzes im Innern nicht zur Geltung. Es fällt dies um so mehr auf, weil die Kirche sonst weder im Aeußern noch im Innern einen sparsamen Bauherrn verräth, sondern vielmehr als ein werthvolles Kleinod romanischer Baukunst am Mittelrhein bezeichnet werden kann. Und so könnte man vielleicht auf die Vermuthung kommen, ob vielleicht wenigstens diese beiden Thürme als Ueberreste einer früheren Kirche, etwa aus den Zeiten Bruno's, anzusehen seien. Doch auch diese Annahme entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. Sehen wir ab von den dreieckigen bekrönenden Mauergiebeln, die sich erst in der letzten Hälfte des XII. Jahrhunderts nachweisen lassen, die aber freilich erst um diese Zeit hinzugefügt sein könnten: allein, so lange man nicht nachweisen kann, daß die Einfassungen und Lisenen aus Haustein, deren Formen im untersten Geschosse genau mit den Kleeblattbogen am Dachsims des Mittelschiffes übereinstimmen, eine Zuthat späterer Zeit sind, dürfte sich

kein entscheidender Grund gegen die Annahme geltend machen lassen, daß die Bauzeit der heutigen Bopparder Kirche, mit Abrechnung des Chores und der Thurmdächer, in den Uebergang vom XII. zum XIII. Jahrhundert zu setzen ist.

Bevor ich zur architektonischen Beschreibung der Kirche übergehe, mögen noch einige Worte über ihren hierarchischen Charakter hier am Platze sein. Bis zum Jahre 1802 war dieselbe zugleich Stifts- und Pfarrkirche; und zwar war der jedesmalige Propst von St. Martin zu Worms, seitdem Kaiser Otto III. diesem Stifte die Bopparder Kirche geschenkt hatte, zugleich Propst und Oberpfarrer von Boppard. Nachdem Papst Leo X. im Jahre 1521 die Bopparder Propstei mit den Tafelgütern des Erzbischofs von Trier vereinigt hatte, ernannten die Erzbischöfe den jedesmaligen Pfarrer als ihren Stellvertreter zu Boppard.

Das Aeußere der Bopparder Kirche erhält seine imposante Zierde durch die beiden stattlichen Thürme. In fünf Geschossen steigen sie zu beiden Seiten des Chores empor, in ihrer Anlage und Ausstattung durchaus unter sich übereinstimmend. Jedes Geschoß theilt sich nach allen vier Seiten mittels verticaler Lisenen, und die oberen Abschlüsse dieser so geschaffenen Hälften wechseln zwischen Rund- und Kleeblattbogen. Wo Doppelfenster angebracht sind, ruhen dieselben in der Mitte auf einer starken Säule, die nach alter Weise mit einem nach innen und außen stark ausladenden Kämpfer gedeckt ist. Die dreieckigen Giebel, welche die Mauern bekrönend abschließen, haben eine dreifache Fensterstellung erhalten, deren mittlerer Rundbogen überhöht ist. In diese Mauergiebel, wie auf dem von Dr. Rossel (Die Pfarrkirche St. Severus in Boppard, 1861) abgebildeten Stadtsiegel deutlich zu ersehen ist, griffen ehedem die vier Seiten der sehr niedrigen Bedachung ein, so zwar, daß die Rippen von den oberen Spitzen dieser Giebel ihren Ausgangspunkt nahmen und die Dächer, wie z. B. bei der Pfarrkirche von Andernach oder bei St. Aposteln in Köln, aus je vier Rautenflächen sich bildeten. Wann die ursprünglichen Bedachungen durch die jetzigen aus acht Seiten gebildeten und sehr schlank ansteigenden Thurmhelme ersetzt wurden, darüber liegt keine gleichzeitige Aufzeichnung vor.

Das unterste Geschoß des nördlichen Thurmes ist im Innern, wahrscheinlich einer ursprünglichen Bestimmung gemäß, zur Sakristei benutzt. Zu den obern Geschossen aber gibt es keinen Zugang, da der Thurm nur den Zweck haben sollte, als Gegenstück zu jenem an der Südseite dem Gebäude zur monumentalen Zierde zu dienen. In spä-



Fig. 2. Südwestliche Ansicht der Pfarrkirche des h. Severus zu Boppard.

terer Zeit hatte man deshalb einen Zugang von oben hergestellt, indem man durch eine über die Dachfirst des Mittelschiffes laufende Brücke den nördlichen mit dem südlichen Thurme verband; zum allgemeinen Bedauern der Bürgerschaft wurde dieses sogenannte Nachtwächterhäuschen vor etwa zwanzig Jahren entfernt.

Ursprünglich scheint das unterste Geschoß des südlichen Thurmes keine directe Verbindung mit dem Innern der Kirche gehabt zu haben. Heute freilich wird es als Durchgang benutzt; allein die Thüre zur Kirche hin ist wohl erst später eingebrochen worden, was fast allein schon durch ihre unbequeme Lage erwiesen wird, da sie hinter dem Altar des Nebenschiffes mündet, der deshalb ganz frei gestellt werden muß. Von der Straße aus führt in den Thurm ein rundbogiges Portal, noch im Charakter des XII. Jahrhunderts gehalten. Seine Formen, wie es im Unterbau eines so gewaltigen Thurmes sich gebührt, sind mehr kräftig als zierlich. Die Säulen zu beiden Seiten tragen auf ihren Capitellen breites, schönes Laubwerk mit Gesichterfratzen. In dem rundbogigen Giebelfelde über dem dreieckigen Thürsturze ist eine große runde Blume mit acht an der Spitze umgewendeten Blättern ausgemeißelt. Als charakteristisch nicht nur für dieses, sondern auch für die beiden andern Portale der Bopparder Pfarrkirche ist hervorzuheben, daß die Kanten an den Zickzack-Vorsprüngen der Mauereinfassung nicht eckig belassen, sondern abgeschnitten und durch verticale Hohlkehlen, Rundstäbe und dergleichen sehr angenehm belebt sind. Dieses nahe liegende Mittel ist äußerst wirksam, um reich geschmückte romanische Portale auch ohne Anwendung von drei bis vier Säulenpaaren auf beiden Seiten herzustellen. Bei dem in Rede stehenden Thurmportal ist die äußere Steinkante der Einfassung mit zwei nebeneinanderlaufenden flachen Halbrundstäben belegt, die in der Höhe der Säulencapitelle in Weise von Stricken verschlungen sind und sich auch an dem obern Rundbogen fortsetzen.

Nicht viele romanische Kirchen sind am Aeußern ihrer Langschiffe so reichlich mit Ornamenten bedacht, wie die Bopparder Pfarrkirche. Die Abbildung unter Fig. 2 zeigt die Kirche in südwestlicher Ansicht und läßt die interessanten Fensterstellungen des Mittelschiffes ersehen. In jeder der drei Abtheilungen, denen im Innern selbstverständlich ebensoviele Gewölbjoche entsprechen, erblickt man zwei rosenförmig ausgeschrägte Fenster mit gerader Ausmündung nach unten. Beide sind mit Säulen umstellt, von einem Rundbogen überdeckt und werden durch ein Zickzackornament mit einander verbun-

den. Nur an dem östlichen Joche ist dieses Zickzackornament durch einen Rundbogen ersetzt, weil hier auch der mittlere Zwischenraum von einem Fenster durchbrochen ist. Unter dem Dachgesims läuft ein verzierender Mauerfries aus Kleeblattbogen, welche die breitgedrückte Form aus der Zeit des Uebergangsstyles zeigen. Die Dachgesimse selber sind ebenfalls reich verziert. Ein fortlaufender Kranz von flachen, doppelt gelegten Blättern, wie er an den Gesimsen der Stiftskirche von Roermond sehr vielfältig verwendet ist, umzieht das Dach der Nebenschiffe. Das südliche der beiden letzteren besitzt ein schönes rundbogiges Portal, welches zwar auf jeder Seite nur mit je einer Säule umstellt ist, jedoch durch die eben besprochene Verzierungsweise der vorspringenden Kanten, die sich in gleicher Ausstattung auch im Deckbogen fortsetzen, einen großen Reichthum entwickelt. Dieses südliche Nebenschiff, nach oben mit einem Rundbogenfries abschließend, scheint in Folge einer Restauration einige Veränderungen seines Aeußern erfahren zu haben, und namentlich tragen die breiten Fenster nicht den Charakter des Ursprünglichen. Bewahrt ist dagegen dieser primitive Charakter dem nördlichen Seitenschiffe. Hier ist die innere Zweitheilung auch im Aeußern durch ein horizontales Gesims angedeutet. Entsprechend den sechs Gewölbjochen des Innern ist jede der beiden so entstandenen Flächen durch Wandlisenen in sechs Abschnitte zerlegt, und zwar bilden sich in der oberen Abtheilung Rechtecke mit bekrönendem Rundbogenfries und je zwei kleinen, von Rundstäben umzogenen Fenstern, in der untern dagegen je ein doppelter Rundbogen. Die Verzierung des hervorragenden Mittelschiffes ist auf der nördlichen und südlichen Seite dieselbe.

Die westliche Façade der Kirche ist mit einem großen und sehr bemerkenswerthen Portal geschmückt. Wie fast immer an romanischen Portalen, ist die viereckige Thür mit einem dreieckigen Sturz gedeckt und von einem rundbogigen Giebelfelde bekrönt. Die mannigfaltigen Verzierungen an den abgefaßten Kanten der zickzackförmigen Steineinfassungen in Verbindung mit dem auf beide Seiten vertheilten Säulenpaar machen den Eindruck eines sehr entwickelten Formenreichthums. In der Höhe der Capitelle vermittelt den Uebergang zum Halbkreisbogen ein Kranz von Laubwerk mit interessanten Blattformen. Derselbe ist à l'arabesque mit Thieren und Gesichterfratzen durchschlungen; so bemerkt man unter anderm ein wildblickendes Gesicht, aus dessen Mund nur noch zur Hälfte zwei vierfüßige Thiere hervorkommen, die sich umwenden und dem sie verschlingenden Unhold in

die Backen beißen. Charakteristisch sind auch die nur zum Theil erhaltenen liegenden Löwen, drei auf jeder Seite, und zwar vier auf den Sockeln und zwei auf den Capitellen. Ihre Größe hat, indem sie als Ornament betrachtet sind, verhältnißmäßige Dimensionen und steht bedeutend hinter jener zurück, in der die Löwen an den Portalen zu Brauweiler und St. Georg in Köln auftreten.

Außer diesem Portale ist die Westfaçade des Mittelschiffes noch mit drei großen Rundfenstern belebt; den dreieckigen Giebel umzieht eine abgetreppte Umrahmung. Auch die mit schrägen Dächern an die Wände des Hauptschiffes sich anlehnenden Seitenschiffe werden in ihrem untern Theile durch je ein Rundfenster erhellt, während die Emporen ihr Licht durch je ein im Rundbogen geschlossenes viereckiges Fenster empfangen.

Im Innern stellt die Kirche sich als Pfeiler-Basilika dar. Abwechselnd sind die Pfeiler nach innen mit rechteckigen Vorsätzen und durchgehenden schlanken Säulen versehen, um die Scheidebögen und theilweise auch die Rippen der Gewölbe aufzunehmen. Nur theilweise kann letzteres geschehen wegen der eigenthümlichen Formation des Gewölbes, die sich in gleicher Weise, so viel mir wenigstens bekannt ist, bei keiner andern romanischen Kirche in Deutschland vorfindet. Jede der vier Gewölbabtheilungen nämlich setzt sich aus sechszehn dreieckigen Feldern zusammen, deren Rippen von einem durch keinen Schlußstein markirten Mittelpunkt aus in gerader Linie auslaufen, so zwar, daß vier derselben, die Weise des althergebrachten Kreuzgewölbes beibehaltend, in die vier Ecken ausmünden und auf die erwähnten Halbsäulen aufsetzen, während die übrigen, zu je drei, sich in gleichen Zwischenräumen auf die vier Seiten vertheilen und hier theils auf das Abschlußgesimse der Mittelschiffwände, theils auf die gegliederten Quergurten ihre Stützkraft ablagern. Durch Vergleichung des Grundrisses (Fig. 1) mit der Darstellung des Innern (Fig. 3) läßt das Gesagte sich leicht zur Anschauung bringen. Hervorzuheben ist aber noch, daß die Gewölbrippen in dem östlichen Joche, zwischen den beiden Thürmen, ganz rund sind, während sie in den drei westlichen Jochen bereits durch eine vorspringende Kante eine leise Andeutung der später immer mehr ausgebildeten Birnform (im Durchschnitt betrachtet) zeigen. Mit dieser Bildung der Uebergangszeit stimmt es auch, daß die kräftig hervorgebildeten Quer- oder Scheidegurten in ganz entschiedenem Spitzbogen sich begegnen, und daß sämmtliche Capitelle die bekannten conventionellen Blätter und Knollen aus der letzten Zeit des romanischen Styles tragen.



Fig. 3. Innere Ansicht der Pfarrkirche des h. Severus zu Boppard.

Die Pultdächer der Nebenschiffe haben eine bedeutende Neigung und reichen bis hart an die Fensterbänke des Mittelschiffes (vgl. Fig. 2). Im Innern mußten auf diese Weise bei den Wänden des Mittelschiffes große Flächen entstehen, deren angemessene architektonische Belebung sich als geboten herausstellte. Der Baumeister hat dieser Anforderung nicht, wie man es wohl häufig trifft, durch eine fortlaufende Blendarkade entsprochen, sondern dadurch, daß er in die Dicke der Wände mehrere kleine Doppelfenster, natürlich ebenfalls blind, eingebrochen. Ob die Unregelmäßigkeit bei diesem Verfahren eine ursprüngliche und durch welche Ursachen sie vielleicht bedingt war, möchte sich schwerlich angeben lassen. Im zweiten Joche nämlich, von Westen aus gerechnet, finden sich auf jeder Seite zwei dieser auf gedoppelten schwarzen Säulchen ruhenden Fensterstellungen; im dritten aber auf der südlichen Seite nur eine, und zwar in der Mitte der Wandfläche, an der nördlichen dagegen keine.

In dem östlichen, zwischen den beiden Thürmen eingespannten Joche erscheinen die beiden Mauerflächen der letzteren vollständig glatt und ohne architektonische Behandlung. Aber wenn es auch wahrscheinlich ist, daß hier eine Ausarbeitung der Wände durch eingebrochene Arkaden oder Fensterstellungen niemals vorhanden gewesen ist, so läßt es sich doch von dem gesunden Schönheitssinn der damaligen Baumeister erwarten, daß sie diese wirklich langweiligen und unangenehmen Flächen in irgend einer anderen Weise ausgestattet haben. Und in der That sind die Ueberreste dieser Ausstattung zum Theil noch vorhanden. In jede der vier Abtheilungen nämlich, wie sie auf beiden Seiten durch die Gewölbrippen entstehen, fügt sich ein charakteristischer, breitgedrückter Kleeblattbogen ein, genau in derselben Formation, wie er als fortlaufender Wandfries unter den Dächern des äußern Mittelschiffes sich darstellt. Die Gewölbrippen selbst aber ruhen auf reichgeschmückten Capitellen, deren Säulenschafte bei den meisten gänzlich fehlen, bei einigen in geringen Resten erhalten sind. Wie diese Wandverzierung ursprünglich nach unten sich fortgesetzt habe, möge hier dahingestellt bleiben; daß aber der Versuch einer Restauration derselben gemacht würde, und zwar auf Grund von Untersuchungen der etwaigen Spuren an den beiden inneren Thurmwänden, wäre für die Erhöhung der innern Zierde des Gotteshauses gewiß sehr zu wünschen.

Ueber den beiden Seitenschiffen erstrecken sich, ihrer ganzen Ausdehnung nach, Emporen, wie der aufmerksame Leser schon beim

Aeußern der Kirche (Fig. 2) aus der Fensterstellung der Seitenschiffe entnehmen konnte. Interessant ist die Wahrnehmung, daß diese Emporen im Munde der Bopparder auch heute noch die altchristliche Bezeichnung „Mannhaus" führen, wodurch ihre Bestimmung hinlänglich angezeigt ist. Die Gewölbconstruction der unteren Seitengänge, auf denen also die Emporen ruhen, sind sehr einfach, indem die Kreuzrippen nur durch scharfe Kanten angedeutet sind, während die breiten, eckigen Quergurten mit je zwei Rundstäben eingefaßt sind. Diese letzteren ruhen auf kräftigen und gedrungenen Säulen, deren Laubschmuck noch nicht die conventionellen Formen des spätesten Romanismus angenommen hat, sondern noch mehr in selbstständiger Individualität und interessanter Abwechselung die Capitelle umkränzt. Auffallend ist, im Vergleich mit der einfachen Ausstattung der übrigen Joche, die reichere und zierlichere Behandlung des Gewölbes im östlichsten Joche der nördlichen Abseite, da wo das obenerwähnte Wachssiegel des Erzbischofs Bruno im sepulchrum des Altares sich fand. Hier formirt sich das Kreuz nämlich aus schönen Rundstäben, die sich in der Mitte zu einem fast freischwebenden Schlußstein vereinigen. Beim südlichen Nebenschiffe findet sich diese Auszeichnung des östlichen Abschlusses nicht. Sollte dies etwa darauf deuten, daß für diese Abseite ursprünglich kein Nebenaltar im Plane lag? Vielleicht eher ist dieser Umstand mit jenen Wahrnehmungen in Verbindung zu bringen, die wir an derselben Stelle der südlichen Abseite auch auf der Empore machen werden.

Das nördliche Mannhaus hat sein Gewölbe eingebüßt und ist heute, sehr stylwidrig anzusehen, mit einer nichtssagenden flachen Decke versehen. Hoffentlich wird dieselbe, sobald die Mittel dazu vorhanden sind, einem einfachen Gewölbe Platz machen, wozu die Ansätze und Tragsäulen noch vorhanden sind, und wie es sich auch im südlichen Mannhaus erhalten hat. Die nördliche Empore öffnet sich gegen das Mittelschiff in fünf hohen Doppelbogen, die sich in der Mitte auf einem über Eck gestellten Pfeiler vereinigen, wie wir ihn zuweilen bei äußeren Chorgallerien, z. B. bei St. Aposteln in Köln, antreffen. Sowohl an den vier Seiten dieser Pfeiler als auch an den beiden äußeren Seiten der Doppelarkaden sind zierliche Säulchen mit spätromanischem Blätterschmuck angebracht. Welcher Reichthum an Formen auf diese Weise erzielt wird, ersieht der Leser am besten aus der Darstellung des inneren Mittelschiffes (Fig. 3), woselbst die Doppelbogen jedes Mal von einem hohen Rundbogen mit Stabwerk eingefaßt erscheinen. Nicht so regelmäßig ist die Oeffnung der Emporen an der südlichen

Abseite. Nur in den drei westlichen Jochen stimmt sie mit jener an der nördlichen Empore überein; die beiden östlichen jedoch zeigen je drei auf gedoppelten Säulchen ruhende Bogen, deren mittlerer die beiden andern an Höhe überragt. Auch das Gewölbe in diesen beiden Jochen zeigt anscheinend einen andern Baumeister, indem hier die Quergurten eine wenig gefällige rechteckige Form haben, während sie bei den übrigen Gewölbabtheilungen, sowie, nach den vorhandenen Ansätzen, ehedem auch im nördlichen Mannhause, rund gestaltet sind.

Außer einer beim westlichen Eingange angebrachten primitiven Steintreppe führen zu den Emporen auch noch zwei andere, gleichfalls ursprüngliche Aufgänge, die in dem vorletzten östlichen Joche in der Dicke der Wand angebracht sind. Zu ihrer Erleuchtung dient je ein kleines Fensterchen, welches an der nördlichen Seite die Gestalt einer sechsblätterigen Rose hat, an der südlichen die einer Lilienblüthe (fleur de lis) in der Form des Uebergangsstyls.

Schon im Grundrisse ist angedeutet, daß sich im Westen der Kirche, als natürliche Fortsetzung und Verbindung der beiden Seitenemporen, ein sogenanntes Doxal befindet. Dasselbe ruht auf einem schweren Rundbogen, der zwischen den beiden westlichen Pfeilern des Mittelschiffes eingespannt ist; rund ist auch der Tragbogen nach Süden, während an der nördlichen Seite ein aus Rundstäben gebildeter Spitzbogen sich zeigt. Im Interesse der Stylreinheit im Innern der Kirche wäre zu wünschen, daß recht bald der unschöne Erweiterungsbau der Orgelbühne in Wegfall kommen und ein stylgerechtes, steinernes Abschlußgitter an seine Stelle treten möchte.

Noch erübrigt die Besprechung des Chores der höchst merkwürdigen Kirche zu Boppard. Schon beim ersten Anblick des Aeußern wie des Innern gewinnt man sofort den Eindruck, daß hier die architektonischen Einzelformen mehr entwickelt und weiter fortgeschritten sind als bei den übrigen Theilen des Kirchgebäudes. Da jedoch der Grad der beiderseitigen Entwicklung und Ausbildung nicht so gar weit voneinander entfernt ist, so ließe sich, wie bei manchen andern Kirchen, vielleicht auch hier die Sache so erklären, daß der Chor zuletzt von allen Theilen gebaut worden sei und deshalb, bei dem ununterbrochenen Fortschreiten der Architektur in jener Zeit, ganz nothwendig auch die am meisten entwickelten Formen erhalten habe. Eine genauere Untersuchung indessen liefert den unumstößlichen Beweis, daß der heutige Chor in der That nicht der ursprüngliche ist, sondern daß er einen älteren Chor verdrängt hat. Ueber die Form jenes älteren Cho-



Fig. 4. Innere Choransicht der Kirche zu Hirzenach bei Boppard.

res läßt sich, den äußerst zahlreichen Analogien zufolge, mit ziemlicher Sicherheit so viel feststellen, daß derselbe eine Apsis im Halbkreis bildete; erweisen läßt sich ferner, daß die Umfassungsmauern dieser Apsis bei ihrem Ansatze an die beiden Thürme etwas mehr nach innen zurücklagen, und daß ihre Bedachung nicht so hoch reichte, wie die des heutigen Chores. Gründe für die Neuerbauung des letzteren lassen sich zwar vermuthen, z. B. Feuersbrunst, aber einstweilen nicht historisch erweisen. Freilich ist es sehr wahrscheinlich, daß die ursprüngliche halbrunde Apsis, deren Anbau man sich etwa in derselben Weise zwischen den beiden Ostthürmen an das Mittelschiff angelehnt zu denken hat, wie an der bereits oben zum Vergleich herangezogenen St. Cunibertskirche zu Köln, nicht so umfangreich war, wie der heutige Chor. Indessen ist es doch sehr fraglich, ob dies der einzige Grund ihrer Beseitigung gewesen wäre: um so fraglicher nämlich, weil zwischen der Erbauung des Langschiffes (sammt der Apsis) und des heutigen Chores nur etwa zwanzig bis dreißig Jahre liegen, ein zu kurzer Zeitraum, als daß innerhalb desselben etwa wegen Volksmehrung schon eine Erweiterung der Kirche hätte nöthig werden sollen.

Daß der heutige Chor von Erzbischof Theodorich II. (1212—1242) eingeweiht worden ist, steht fest: das Jahr der Consecration ist jedoch leider unbekannt. Herr Pfarrer Nick theilte mir mit, daß sich im Archiv zu Coblenz eine Urkunde von 1225 befinde, in welcher die Bopparder Kirche des h. Severus erwähnt wird, während noch im Jahre 1224 von canonici s. Petri die Rede sei: und da die Annahme des neuen Titularheiligen offenbar mit der Consecration der neuen Kirche (d. h. des neuen Chores) zusammenfalle, so werde man diese in das Jahr 1224 oder 1225 verlegen müssen. Höchst wahrscheinlich trifft diese Vermuthung das Richtige, und sie wird durch die Ansichten von Dr. Rossel nicht widerlegt. Aus dem Umstande nämlich, daß das alte Stadtsiegel, auf welchem die Stadtmauer, ein Festungsthor und innerhalb der Stadt zwei hohe Thürme erscheinen, bis zum Jahre 1228, das neue Siegel aber, welches innerhalb der Stadtmauer die genaue Darstellung der heutigen Pfarrkirche zeigt, seit dem Jahre 1236 sich nachweisen läßt, glaubte derselbe folgern zu müssen, daß in dem Zeitraum von 1228 bis 1236 die Consecration der neuen Kirche erfolgt sei. Allein warum die Anfertigung eines neuen Stadtsiegels nicht einige Jahre hätte verzögert werden können, ist nicht einzusehen, zumal wenn, wie es meine Ueberzeugung ist, die Kirche um diese Zeit nicht von Grund aus neu

errichtet wurde, sondern nur einen neuen Chor erhielt. In dem genannten Zeitraum von 1228 bis 1236 läßt sich die Anwesenheit des Erzbischofs Theodorich in Boppard nur ein Mal nachweisen, nämlich im September 1234: daß aber bei dieser Gelegenheit der neue Chor nicht consecrirt wurde, scheint aus der Angabe des oben erwähnten Liber donationum hervorzugehen, welches die Dedicatio sancti Severi Bopardie beim 13. Dezember anführt, und sich also dabei wahrscheinlich auf das Jahr 1224 bezieht.

Für das ehemalige Vorhandensein eines anderen Chores lassen sich drei zwingende Beweise anführen. Erstens nämlich ist die innere Verbindung mit dem Mittelschiffe durchaus keine organische, sondern vielmehr eine gewaltsame, wie der Augenschein Jeden überzeugt. Man erkennt dies namentlich an den ziemlich gefühllos abgebrochenen Wandsäulen und Profilen, welche den runden Abschlußbogen des Mittelschiffes einrahmen. Zweitens aber weist die Art, wie die Bedachung des Chores mit dem Mittelschiffe verbunden ist, ganz deutlich darauf hin, daß der östliche Abschlußgiebel dieses letzteren ehemals frei war, die Bedachung des Chores also niedriger lag. Eine im Zickzack angelegte Verzierung der beiden zur Spitze ansteigenden Seiten des Giebels ist heute durch das Chordach fast verdeckt. Die übrige Ausstattung aber zeigt sich erst dann, wenn man das Gewölbe des Chores besteigt. Hier ergibt sich nämlich, daß der Giebel in der Mitte ein großes offenes Rundfenster (Ochsenauge, oeil de boeuf) enthält, zu beiden Seiten je eine kleinere nischenartige Vertiefung. Den dritten Beweis liefert die oben beschriebene Eingangsthüre des südlichen Thurmes. An der einen Seite nämlich ist die Einfassung derselben durch die hier sich ansetzende Chormauer theilweise verdeckt, was bei einer ursprünglichen Anlage des Chores gewiß nicht geschehen wäre; und die Verdeckung wäre eine noch bedeutendere, wenn nicht die Chormauer hier eine ganz absichtliche Einbiegung und zugleich Verdünnung erfahren hätte.

Der Chor der Bopparder Stadt- und Pfarrkirche zählt zu den interessantesten Baumonumenten des Mittelalters, welche die Ufer des Mittelrheines aufzuweisen haben. Derselbe gehört nämlich dem allerletzten Stadium der sogenannten Uebergangsperiode an und steht der vollendeten Gothik noch um Vieles näher als die große Menge der übrigen Bauten derselben Periode. Bedenkt man, daß im Jahre 1248 der Grundstein zum heutigen Kölner Dom gelegt wurde, so mag man ungefähr ermessen, welche Formen man an einem Bauwerk

zu erwarten hat, das wahrscheinlich im Jahre 1224 fertig wurde. Richtig wird freilich diese Schätzung erst dann sein, wenn man zugleich erwägt, daß in der vom weiterschreitenden Zeitgeiste stark erregten und bewegten Metropole Köln auch die jedesmal modernsten Bauformen stets am frühesten ihre Aufnahme und Anwendung fanden, während die kleineren Städte nur langsamer nachfolgten.

Die Grundanlage des Chores ist bereits gothisch, indem derselbe aus einem quadratischen Vorraum und einem in den drei Seiten eines Achtecks gebildeten Abschlusse besteht. Für die äußere Ansicht zerfällt die ganze Choranlage in drei horizontale Abtheilungen, deren untere in viereckige Felder eingetheilt ist, während die mittlere reiche Säulen- und Fensterstellungen, die oberste endlich eine Zwerggallerie enthält. Die viereckigen Felder der unteren Abtheilung sind von je einem Rundfenster durchbrochen und nach oben durch einen in ganz schwachen Spitzbogen gehaltenen Fries abgeschlossen. Die drei Seiten des Abschlusses sind dadurch ausgezeichnet, daß die Rundfenster umrahmende Stäbe haben und die Kragsteine des Wandfrieses reicher sculpirt sind. In der zweiten Abtheilung erblickt man je drei schlanke Arkaden von äußerst vortheilhafter Wirkung. Die mittlere derselben, breiter und ein rundbogiges Fenster umrahmend, ist auch selber jedesmal rund; die beiden anderen lanzettförmig spitzbogig. Die schlanken Säulchen sind in der Mitte durch je einen Knauf unterbrochen und tragen um ihre Capitelle Blätter und Blüthenknollen aus der spätesten romanischen Zeit. Reicher aber und mannigfaltiger gestaltet sich der Blätterkranz auch hier an den drei Seiten des Abschlusses.

Fast scheint es, als ob die nördliche Seite des erwähnten Vorraumes, des sogenannten Langchores, zuerst gebaut worden sei. Hier fehlen nämlich in der mittleren Abtheilung die reizenden Arkaden, und außer den zwei einfachen Fenstern und einigen gleichgültigen Kragsteinen ist für Ornamentation nichts geschehen. Vielleicht hat man diese Einfachheit absichtlich bei den übrigen Seiten des Chores fallen lassen. Dadurch mußte auch das obere Sims dieser mittleren Abtheilung höher gelegt werden, und so entstand ein aufsteigender Absatz zwischen dieser und dem nächsten Theile.

Aeußerst gering ist die Anzahl derjenigen Kirchen, deren Chor, obwohl bereits nach gothischer Weise vielseitig abschließend, doch noch mit einer offenen Gallerie im Aeußern bekrönt ist. Die Pfarrkirche zu Boppard bietet eines dieser seltenen Beispiele. Die Bogen der Gallerie,

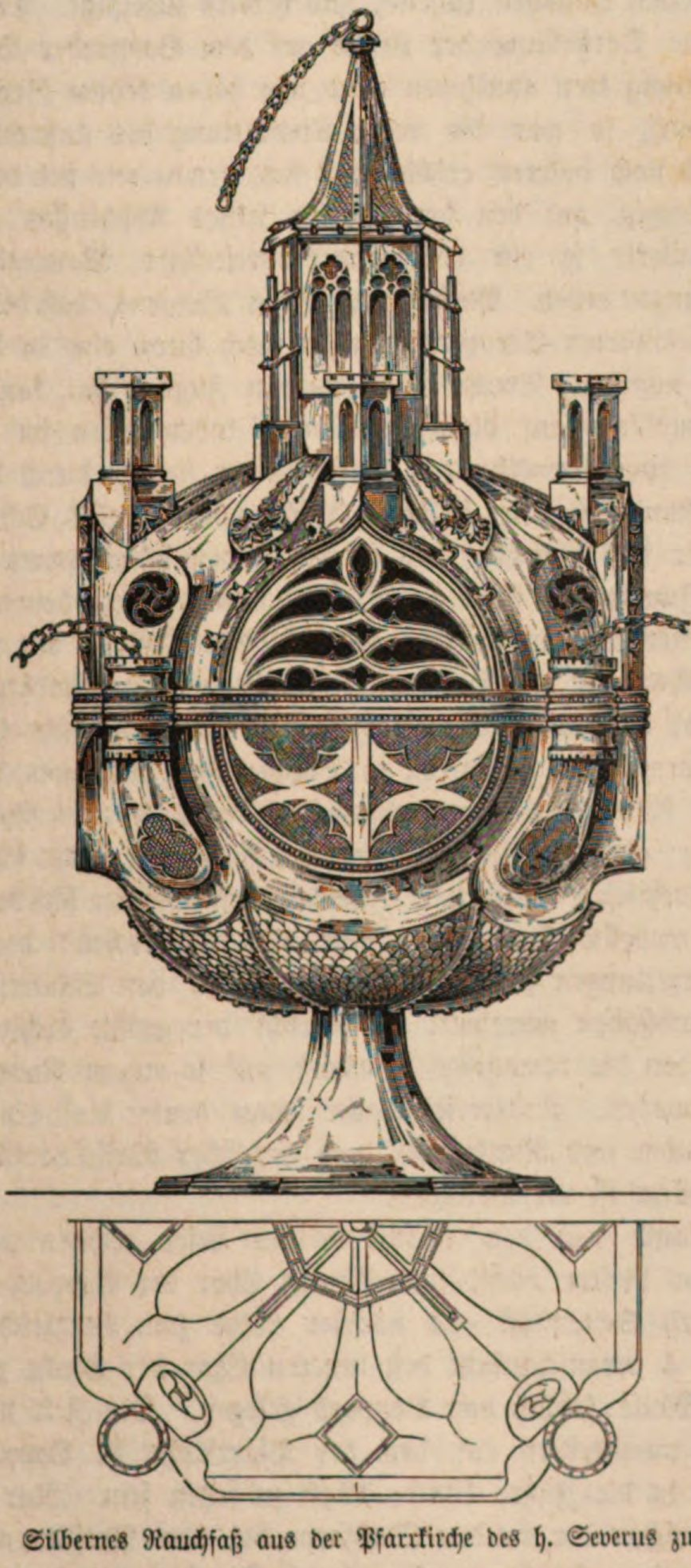


Fig. 5. Silbernes Rauchfaß aus der Pfarrkirche des h. Severus zu Boppard.

auf gedoppelten Säulchen ruhend, sind bereits zugespitzt. Dürfen wir die erwähnte Darstellung der Kirche auf dem Bopparder Stadtsiegel als durchgängig treu annehmen (und wir haben keinen Grund, dies nicht zu thun), so war die reiche Ausstattung des äußeren Chores ursprünglich noch dadurch erhöht, daß sich, genau wie bei der Pfarrkirche zu Sinzig, auf den drei Seiten seines Abschlusses über der offenen Gallerie je ein bekrönender dreieckiger Mauergiebel mit Fensterstellungen erhob. Merkwürdig ist es übrigens, daß die Gallerie weder in besonderen Treppenthürmchen, noch durch eine in der Dicke der Wand angelegte Treppe einen eigenen Zugang hat, sondern daß man nur mühsam auf dieselbe gelangt, indem man im südlichen Thurm bis zum Gewölbe des Mittelschiffes steigt, durch das oben erwähnte Rundfenster im östlichen Abschlußgiebel dieses Schiffes und sodann über das Gewölbe des Chores seinen Weg nimmt.

Das Innere des Chores läßt sich, aus der gegebenen Besprechung des Aeußern, in seinen hauptsächlichen Theilen mit ziemlicher Sicherheit schon ahnen. Die kräftig vorspringenden Rundsäulen, die das Gewölbe tragen, erinnern noch lebhaft an romanische halbkreisförmige Choranlagen, wie z. B. in Sinzig, Linz, Remagen. Auch sind sie noch, in Weise des Uebergangsstyles, durch je zwei Rundknäufe unterbrochen; aber das Gewölbe, welches sie stützen, trägt schon deutlich einen gothischen Charakter. Zwischen den Säulen schieben sich je übereinandergestellte Spitzbogennischen ein, entsprechend den beiden unteren Abtheilungen des Aeußern. Alle sind von Säulen umstellt und mit Rundstäben umrahmt: es herrscht der größte architektonische Reichthum, den die romanische Baukunst auf so engem Raume anzuwenden vermochte. Andererseits aber: man denke bloß die Säulen und Halbsäulen und Rundwulste nach gothischer Weise profilirt, und das Romanische ist verschwunden.

Ich glaube auf den Beifall meiner Leser rechnen zu dürfen, wenn ich zu diesem höchst interessanten Chor der Bopparder Kirche ein treffliches Seitenstück aus nächster Nähe zum Vergleiche heranziehe. Fig. 4 veranschaulicht den inneren Chor der Kirche zu Hirzenach, eine Meile südlich von Boppard gelegen. Der Zeit nach folgt dieser Chor unmittelbar auf den der Pfarrkirche zu Boppard und dürfte etwa in die Jahre 1230—1240 zu setzen sein. Nur noch in dem Vorherrschen der runden Stabform bei den Profilirungen der aus fünf artigen Säulchen gekuppelten „Dienste“ und in der anziehenden Verbindung des Massiven mit dem Eleganten treten die letz-

ten Nachklänge des spätromanischen Styles hervor: im Uebrigen hat die Gothik bereits den Sieg davongetragen.

Die Pfarrkirche zu Boppard ist so glücklich, von ihren ehemaligen liturgischen Geräthen ein merkwürdiges silbernes Rauchfaß sich gerettet zu haben, welches als vollendetes Muster spätgothischer Goldschmiedekunst auf diesem Gebiete angesehen werden darf. Der Werth dieses Ueberrestes ehemaligen Reichthums wird dadurch erhöht, daß gut erhaltene Rauchfässer aus mittelalterlicher Zeit, sowohl einfachere als auch reicher ausgestattete, nicht eben häufig angetroffen werden. Ich habe deswegen nicht unterlassen wollen, über den streng architektonischen Gesichtspunkt dieser Monographie hinausgehend, dieses höchst interessante Rauchfaß dem Leser unter Fig. 5 in besonderer Abbildung vorzuführen. Diese Abbildung enthebt mich zugleich einer weitläufigen Beschreibung, weil die vier Seiten des Rauchfasses einander durchaus gleich gestaltet sind, und dürfte um so verständlicher sein, da auch eine Grundrißzeichnung hinzugefügt ist. Nur die allgemeine Bemerkung sei hier gestattet, daß, wie beim vorliegenden, so bei allen aus dem Mittelalter erhaltenen Rauchfässern die architektonische Ausstattung vor der ornamentalen durchaus das Uebergewicht hat. Was die Entstehungszeit des vorliegenden anbelangt, so weisen vor Allem die Maßwerkformen in den geschweiften, von sogenannten Eselsrücken gebildeten Spitzbogen darauf hin, daß wir hier ein Werk aus der letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts vor uns haben.

Von Interesse ist auch ein mit den später eingravirten Buchstaben O. I. (oleum infirmorum, Krankenöl) bezeichnetes Gefäß zur Aufbewahrung des Oels für die Salbung der Kranken. Getragen von drei niedlichen kleinen Löwen, erhebt sich auf einem sechseckigen, mit geometrischen Musterungen verzierten Fuße, mit diesem durch das Ornament einer rundumliegenden Kette vermittelt, ein einfacher glatter Thurm in runder Form, den nach oben ein Kranz von zierlichen Blättern abschließt. Mittels eines Charniers, dessen Ausläufer gleichfalls mit solchen ciselirten Blättchen verziert sind, ist ein glatter Deckel von einfach geschweifter Form befestigt. Derselbe trägt auf seiner Spitze einen aus drei zusammengebogenen kunstvoll ciselirten Blättchen gebildeten hohlen Abschlußknauf, der durch seine Durchbrechungen à jour sofort an jene großen Kugeln erinnert, wie man sie auf spätromanischen, in Basilikenform gehaltenen Reliquienschreinen so häufig antrifft. Es ist dies um so mehr hervorzuheben, weil das vorliegende Gefäß durchaus der gothischen Kunstperiode angehört.

Zu erwähnen ist ferner ein Reliquienkreuz aus der letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Seine beiden Oberflächen sind aus Glas gebildet, ursprünglich vielleicht aus Krystall. Um den Rand zieht sich ein flaches Blattornament mit angedeuteten Nerven. Aus vergoldetem Silber bestehen auch die vier Ausmündungen der Kreuzesarme in Kleeblattform. Sie sind mit spätgothischen glatten Blättern geschmückt, während der Tiefgrund mit der Punze gekörnt ist. —

Hiermit verlassen wir die sehenswürdige Pfarrkirche. Die kunstsinnigen Besucher Boppards werden es jedoch nicht versäumen, auch die spätgothische Carmeliterkirche zu besichtigen, da dieselbe für die Kenntniß der mittelalterlichen Stein- und Holzsculptur manches Interessante bietet.

Weniger gekannt als diese beiden Kirchen ist ein anderes Monument mittelalterlicher Baukunst in Boppard, wozu sich am ganzen Rheinstrom nicht manches Seitenstück finden dürfte. Ich meine das höchst sehenswerthe sogenannte Templerhaus, welches sich im Besitze der Frl. Schaaff befindet und am oberen Ende der Stadt in der Nähe des Rheines gelegen ist. Die Abbildung desselben unter Fig. 6 zeigt deutlich, daß wir hier ein Bauwerk aus ungefähr gleicher Zeit mit dem Chor der Kirche, das heißt, aus dem Beginne des XIII. Jahrhunderts vor uns haben. Da romanische Wohnhäuser bei uns zur größten Seltenheit geworden sind, so würde die archäologische Welt der kunstsinnigen Besitzerin, in deren reicher Gemäldesammlung auch drei ausgezeichnete altdeutsche Bilder sich befinden, gewiß dankbar sein, wenn dieselbe ihr Vorhaben, das höchst merkwürdige Monument durch die geschickte Hand eines stylkundigen Meisters wiederherstellen zu lassen, recht bald zur Ausführung brächte, damit dasselbe nicht Gefahr laufen möchte, von einem künftigen, weniger kunstverständigen Besitzer niedergelegt und durch einen modernen Neubau ersetzt zu werden. Denn leider wiederholt sich ja noch täglich unter unsern Augen die betrübende Thatsache, daß die schönsten Monumente alter Baukunst von der heutigen Generation, die das Erbe einer kunstsinnigen Vergangenheit nicht zu würdigen weiß, ohne Gnade und oft genug auch ohne Grund beseitigt werden; ja es scheint fast, wie Dr. A. Reichensperger schon längst öffentlich geklagt hat, als ob unter den Städten von althistorischem Klang so ein rechter Wetteifer bestände, die architektonischen Zeugen ihrer thatenreichen Vergangenheit recht bald und recht gründlich zu vernichten. Hoffen wir, daß dem so interessanten Bopparder „Templerhaus" ein

besseres Schicksal beschieden sein wird, zumal dasselbe sich mit nicht übermäßig großen Kosten zu einem soliden Wohnhaus wieder herrichten läßt.

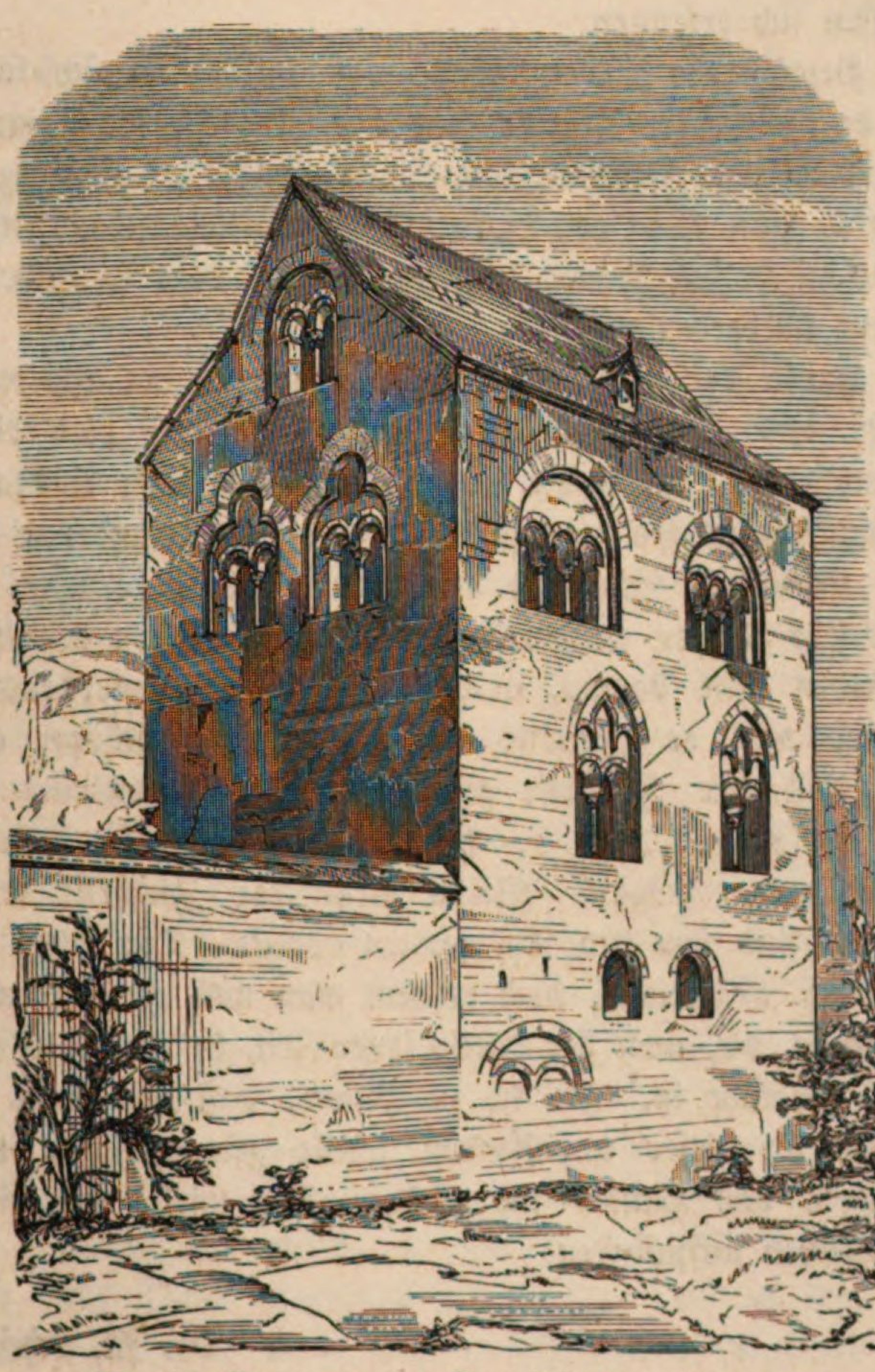


Fig. 6. Das sogenannte Templerhaus zu Boppard.

Zur Erläuterung der Abbildung unter Fig. 6 ist es nöthig, darauf hinzuweisen, daß dieselbe von der heutigen Vermauerung der Fenster und den sonstigen architektonischen Mißständen, in denen das Gebäude sich befindet, durchgängig abgesehen hat. Die beiden übrigen Seiten des Hauses, die auf der beigefügten Abbildung nicht ersichtlich sind, haben ganz ähnliche und wegen der angebauten Wohnungen

zum größten Theil noch recht wohl erhaltene Fensterstellungen mit Säulchen und Rundstäben aus Tuffstein. Es ist dadurch erwiesen, daß das Gebäude ehemals nach allen vier Seiten frei stand. Das Innere ist heute leer, und nur noch einzelne Spuren ehemaliger Gewölbe lassen sich erkennen.

Die Bezeichnung „Templerhaus" ist durch Verwechselung entstanden, da, wie Herr Pfarrer Rick mir mittheilt, die Tempelherren zu Boppard niemals Besitzungen hatten, vielmehr das in Rede stehende Haus am 5. Juni 1234 von Lukkardis von Waltmannshausen, Wittwe des Stadtschultheißen Ludwig von Bickenbach, dem Deutschen Orden zu Geschenk übergeben wurde.

Im Hause der Frl. Schaaff fiel mir noch ein anderes Alterthum auf, das eine Erwähnung verdient. Es ist dies die Hälfte eines Grabsteines, der heute als Treppenstufe beim Ausgange des Hauses zum Rheine hin verwendet ist. Von ganz besonderem Interesse ist dieser ehemalige Grabstein deswegen, weil er erstens, wie die Form der sehr schönen eingemeißelten Groß-Buchstaben beweist, genau aus derselben Zeit stammt, in der auch das „Templerhaus" erbaut wurde, und weil er zweitens einem Bopparder Bürger angehört, wie der Rest der Inschrift zeigt: . . . . . Bopardensis c. aia. requiesc. in pace. „. . . . . Bürger von Boppard, dessen Seele im Frieden ruhen möge." Kleine Reste der Inschrift der beiden Schmalseiten sind von den Thürpfosten bedeckt. Der Stein selbst ist schon merklich abgetreten; doch erkennt man noch verschiedene Theile der Zeichnung, die, nach der Weise jener Zeit, in einfachen vertieften Conturen gehalten ist. Es ist zu hoffen, daß der Stein jetzt die längste Zeit an dieser unpassenden Stelle gelegen habe, und daß die Besitzerin des Hauses sich Mühe geben wird, auch die andere Hälfte desselben aufzufinden.

Dr. **M. Scheins.**

Die ehemalige Propstei des kaiserlichen Krönungsstiftes zu Aachen.

Karl der Große erbaute in der Nähe seines Palastes zu Aachen zu Ehren der allerseligsten Jungfrau jene Pfalzkapelle, nach welcher im Französischen die um die Kapelle sich anlagernde Stadt, zum Unterschiede von Aix in der Provence, Aix-la Chapelle genannt wurde. Den Dienst an der karolingischen Schloßkapelle versahen in den ersten Zeiten der Stiftung zwanzig Geistliche, die nach der Regel des heil. Augustinus unter einem Abte klösterlich zusammenwohnten. In Folge der Einfälle der Normannen waren an der Pfalzkapelle zu Aachen die Pfründen bis auf acht eingegangen. In den Tagen Kaiser Otto's I. und des großen Bischofs Notger von Lüttich wurde die Zahl der Pfründen bis auf vierzig vermehrt. Nachdem bereits im Jahre 965 die Aachener Stifts-Geistlichen Kanoniker geworden waren, führte der Vorsteher derselben den Namen praepositus. Unter Otto III. hörte am Aachener Stifte die von Chrodegang, Bischof von Metz, eingeführte vita communis auf und die Kanoniker bewohnten seit dem Beginne des XI. Jahrhunderts auf dem jetzigen Klosterplatze getrennte Wohnungen, welche zu einer Immunität zusammen vereinigt und durch Thore abgeschlossen wurden. Daß an dem heutigen Klosterplatze und der daran sich anschließenden Klostergasse aller Wahrscheinlichkeit nach auch jenes ältere Klostergebäude errichtet war, worin die Stiftsherren nach der Regel des Chrodegang eine vita communis führten, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, zumal auch nach dieser Seite hin der ältere Kreuzgang (quadrum) lag, der erst im XV. Jahrhundert durch Kreuzgänge im spätgothischen Style ergänzt wurde. Da nun durch diese Kreuzgänge, unmittelbar angrenzend an den Klosterplatz und die Klostergasse, der nächste Zutritt zu dem Münster eröffnet war, so liegt es nahe anzunehmen, daß die getrennten Wohnungen oder Curien für die einzelnen Stiftsherren

nach dem Aufhören der vita communis an das hier liegende ältere Claustrum sich anschlossen, und später nach dem Ausbaue sämmtlicher Curien den heute in sich abgeschlossenen Klosterplatz bildeten, mit welchem auch unmittelbar in seiner südlichen Spitze die sogenannte Brudermühle in Verbindung stand [1]).

Da die Stadt Aachen seit dem XIII. Jahrhundert bis in die letzte Hälfte des XVII. Jahrhunderts mehrere große Stadtbrände aufzuzählen hat, wodurch ganze Theile der alten Stadt und ihrer Vorstädte eingeäschert worden sind, so darf es nicht auffallend erscheinen, daß sowohl im Bereiche des Klosterplatzes als auch der Klostergasse kaum noch ältere Bauten [2]) sich heute mehr vorfinden, die, aus den Zeiten der Immunität des Stiftes herrührend, als Curien von den Capitularen des ehemaligen kaiserlichen freien Krönungsstiftes bewohnt waren. Nur ein Bauwerk hat sich, anstoßend an den Klosterplatz und die Klostergasse, gottlob bis auf diesen Tag noch erhalten, das zum Belege dienen kann, in welch reichen Bauformen und in welch großartigem Style die Wohnungen des Propstes, des Dechanten und der Kanoniker des ehemaligen Stiftes gehalten waren, als nach dem Aufhören der vita communis der heutige Klosterplatz mit den separirten Wohnungen der Stiftsherren ausgebaut wurde. Es ist dieses das Herrn Maaßen-Jardon zugehörende Wohnhaus und Lagermagazin, welches mit seiner Langseite die obere Klostergasse ausfüllt und sich mit seiner schmalen Kopfseite nach dem Klosterplatze hinwendet. Wenn auch dieses interessante Bauwerk im Laufe der letzten Jahrhunderte durch Anwurf eines Alles verdeckenden Mörtels, sowie durch das Einsetzen von modernen Fenstern in seiner untern Etage und dem ersten Stockwerke durchaus verändert und bis zum Aeußersten unkenntlich gemacht worden ist, so ließen sich doch bei einer genaueren Untersuchung der einzelnen Bautheile, Dank der freundlichen Beihülfe des gegenwärtigen kunstsinnigen Besitzers, die primi-

---

1) Auf dem Klosterplatze, der fast die Form eines gleichschenkligen Dreiecks bildet, hat sich der Name „Brurmölle" heute noch als Bezeichnung jenes Hauses erhalten, das auf Grundlage des älteren in den fünfziger Jahren neu umgebaut worden ist. Auch besteht jetzt noch an demselben ein öffentlicher Durchgang, der von der oberen Ecke des Klosterplatzes aus auf die Rennbahn führt.

2) Noch erinnern sich ältere Bürger Aachens mit besonderer Vorliebe der alterthümlichen Form und Einrichtung jener Curie im gothischen Style, die unserer unter Fig. 1 abgebildeten Propstei an der Ecke der Klostergasse gegenüber lag, da wo heute das Herrn Kaufmann Klinkenberg zugehörende Eckhaus unter Nro. 7 im Jahre 1851 gebaut worden ist.

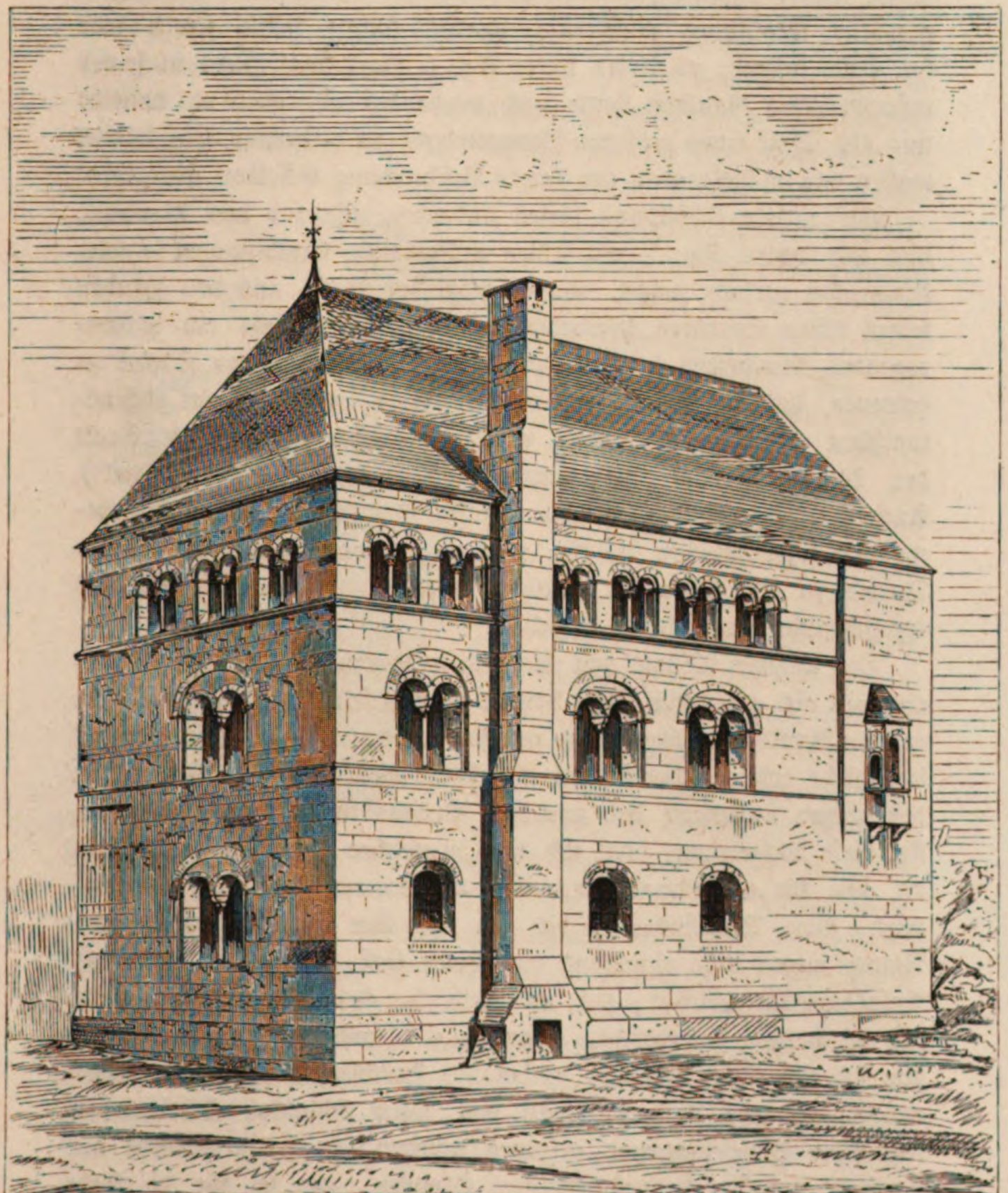


Fig. 1. Die ehemalige Propstei am Aachener Stifte.

tiven Formen und die architektonische Beschaffenheit desselben in einer Weise wieder ausfindig machen, daß in Folge davon die unter Fig. 1 gegebene Abbildung angefertigt werden konnte. Die Frage hier bei Seite lassend, ob dieses unter Fig. 1 abgebildete Haus in seiner ursprünglichen Ganzheit heute noch vorhanden ist, oder ob dasselbe nur als Theil eines größeren Baucomplexes zu betrachten sein dürfte, wollen wir im Folgenden zur kurzen Beschreibung desselben übergehen.

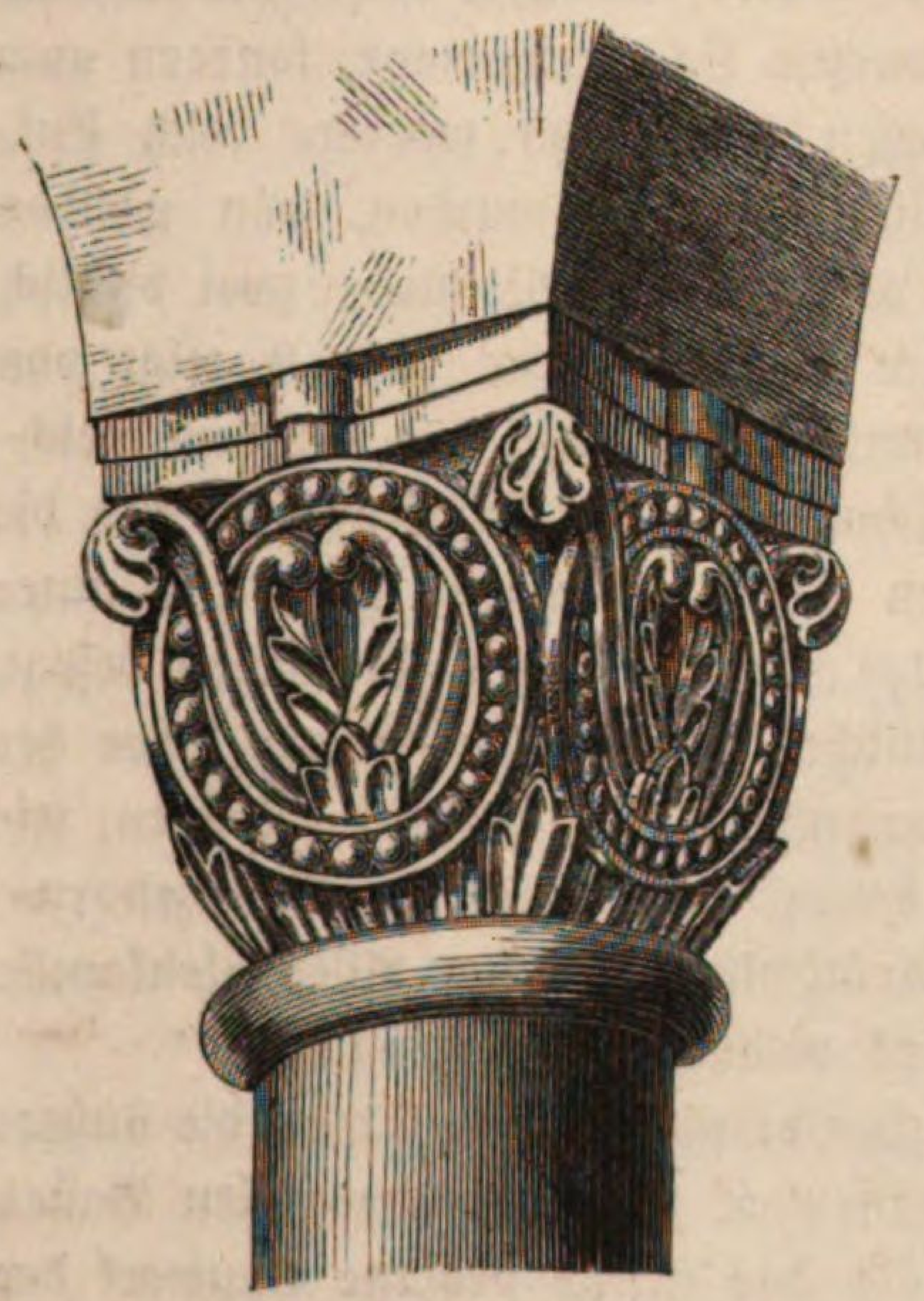
Wie unsere Abbildung dieses andeutet, gibt sich das Bauwerk, das wir unter Fig. 1 mit seinen präsumtiven Ergänzungen so wiederzugeben versucht haben, wie es möglicher Weise aus den Händen seines ersten Erbauers hervorgegangen sein dürfte, als ein hervorragendes Monument in den Formen des spätromanischen Styles zu erkennen, das in seiner großartigen Anlage und in seinen architektonischen Einzelheiten ziemlich mit dem älteren romanischen Trakt der Wartburg, dem sogenannten Landgrafenhause, übereinstimmt[1]). Auch hat die Anlage desselben große Aehnlichkeit mit dem ehemaligen erzbischöflichen Palaste, welcher an der Südseite des Kölner Domes in der Nähe der heutigen „Gracht" lag, da wo jetzt das erzbischöfliche Museum sich befindet.

Die unteren Räume mit den engen Rundbogen-Fenstern dürften ehemals als geräumige Halle benutzt worden sein, welche mit Wölbungen im Rundbogen überspannt gewesen zu sein scheint. Das darüber befindliche erste Stockwerk wird wahrscheinlich die größeren Räume zur beständigen Wohnung der zeitlichen Pröpste in sich vereinigt haben. An diese Wohnräume setzte sich auch in gleicher Flucht die Hauskapelle an, wie die ausgekragte Chornische auf unserer Abbildung dies anzeigt. Eine Untersuchung, die sich der hier liegenden bewohnten Räume wegen nicht eingehend vornehmen ließ, hat zu der Annahme Anhaltspunkte geliefert, daß an Stelle der heutigen, wie es scheint erst im vorigen Jahrhundert eingesetzten viereckigen Fenstereinfassungen sich ursprünglich breite, entlastende Rundbogen befanden, unter welchen je zwei kleinere Bogen von einem schlanken Säulchen in schwarzem Schiefermarmor getragen wurden, in jenen Formen der Capitelle und der darauf ruhenden Kämpfer, wie sie für die spätromanische Uebergangsepoche maßgebend sind. Wir glauben nicht fehl zu greifen, wenn wir annehmen, daß die schmale Kopfseite unserer

---

[1]) Dieses interessante, heute nicht mehr existirende Bauwerk ist im VIII. Jahrgang 1858 in dem Organ für christliche Kunst Nro. 23 und 24 nach einem älteren Holzschnitt aus dem XVI. Jahrhundert abgebildet und beschrieben worden.

Abbildung, die nach der hintern Façade mit Ziegelsteinwänden aus moderner Zeit abschließt, ursprünglich noch bedeutend verlängert war, so daß hier noch einige Fenster in Rundbogenform sich anreihten. Die zweite und letzte Etage stellt sich auf unserer Abbildung als eine nach beiden Seiten des alterthümlichen Gebäudes fortlaufende Galerie mit kleinen Zwergsäulchen dar, welche mit den Zwergsäulengalerien an den Chorapsiden größerer rheinischer Tuffbauten im romanischen Style durchaus analog ist. Dieser bei weitem interessanteste und am reichsten ornamentirte Bautheil hat sich, Dank dem schützenden Mörtelbewurf und der modernisirenden Tünche am besten erhalten. Trotz dieses verdeckenden Bewurfes kann man heute noch an der Langseite des Hauses in der Klostergasse die trennenden platten Wandpfeiler zwischen den ehemaligen einzelnen Arkadenstellungen deutlich erkennen. Wenn auch die Zwergsäulchen, aus schwarzem Schiefermarmor bestehend, heute fehlen, so sind doch stellenweise an dieser Galerie zierlich skulpirte Capitellchen mit ihren Kämpferaufsätzen angebracht, welche diesem reichdurchbrochenen Theile der Altane zur Zierde gereichten. In charakteristischer Weise hat nach der Außenseite hin als nothwendiger und wesentlicher Hauptbestandtheil des Hauses der Rauchfang eine besondere Ausbildung gewonnen, fast in ähnlicher Weise, wie derselbe auch an älteren Trierischen Wohnhäusern des XIV. und XV. Jahrhunderts herausgekragt ist. Dieser Rauchfang überragt gleichsam als Thurmanlage das hohe Dach. Aehnliche Anlagen von Rauchfängen finden sich an romanischen Wohnhäusern in Deutschland noch vereinzelt vor, unter anderm auch an dem merkwürdigen Templerhaus zu Karden an der Mosel. Dieser Rauchfang bietet in seinem untersten Theile heute die Eingangsthüre in die Kellerräume, deren mächtige Wölbungen bei den jüngsten Neubauten im Innern des Hauses noch stellenweise angetroffen wurden.


Fig. 2. Capitell an der Aachener Propstei.

Die eben angedeuteten Neubauten, welche von dem jetzigen Besitzer zur Erweiterung seiner Magazine im Jahre 1868 namentlich an dem in unserer Abbildung dargestellten schmalen Kopftheile des Hauses vorgenommen wurden, und durch welche die äußere Façade desselben in Ziegelsteinen ganz umgebaut worden ist, hatten wenigstens den Vortheil, daß die obere Zwerggalerie des alterthümlichen Baues vollständig blosgelegt und offengedeckt wurde, wodurch nicht nur einzelne Theile der Zwergsäulchen in schwarzem Schiefermarmor, sondern auch die Kämpfersimse über den Capitellen, sowie auch mehrere reich skulpirte Capitelle selbst ans Tageslicht gefördert wurden, von welchen letzteren unter Fig. 2 und 3 in verkleinertem Maßstabe zwei bildlich wiedergegeben sind. Das größere Capitell unter Fig. 2 zeigt von Rundungen umgeben den sogenannten Perlschnitt, der mit dem gleichmäßig vorkommenden Diamantschnitt für die Ausgangszeit und die Uebergangsepoche des romanischen Styls bezeichnend ist. Das unter Fig. 3 abgebildete Capitell rührt, wie seine Form das schon besagt, von einem der zwischen den Säulchen befindlichen Wandpilaster her und gibt ein zartgeschnittenes romanisches Blattwerk zu erkennen, wie es mit den noch konventionell behandelten skulpirten Pflanzenornamenten an der gleichzeitigen Arkadenstellung der Allerseelenkapelle in den Kreuzgängen des Münsters vollständig übereinstimmt.

Nachdem wir im Vorhergehenden in allgemeinen Zügen die äußere Gestalt und architektonische Beschaffenheit jenes monumentalen Baues besprochen haben, der offenbar als das älteste profane Bauwerk der Stadt Aachen aus der romanischen Kunstepoche bezeichnet werden kann, erübrigt es hier noch die Zeitepoche näher zu fixiren, wann das heute nur noch als klägliche Ruine dastehende Bauwerk errichtet worden ist und ferner festzustellen, welchem Zwecke dasselbe gedient habe. An diese beiden Fragen dürfte sich dann auch noch schließlich die dritte anreihen: ob und wie eine Erhaltung und Wiederherstellung dieser merkwürdigen Bauruine in nächsten Zeiten zu erzielen sei.

Was nun den ersten Fragepunkt betrifft, so läßt die allgemeine Anordnung der Bauformen, das Vorkommen der zierlichen Zwerggalerie auf der Altane, am deutlichsten jedoch die charakteristische Ausbildung und Entwickelung der an der oberen Galerie wieder zu Tage geförderten Capitelle mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß die unter Fig. 1 abgebildete ehemalige Stiftskurie in ihren großartigen monumentalen Bauformen unmittelbar gegen Schluß des XII. Jahrhunderts errichtet worden sei. Jener Theil jedoch in der oberen Klostergasse, der heute an der sonst glatten und formlosen Façade

durch einen kleinen kapellenförmigen Vorbau gekennzeichnet ist, dürfte, wie das auch die spätgothischen Gurtungen und das ornamentale Beiwerk im Innern dieser Auskragung erkennen läßt, erst dem Ausgange des Mittelalters, dem Beginne des XVI. Jahrhunderts angehören. Findet die Hypothese Beifall, daß nämlich die unter Fig. 1 abgebildete romanische Bauanlage unmittelbar zu Schluß des XII. Jahrhunderts errichtet worden ist, wie das nach genauer Besichtigung der

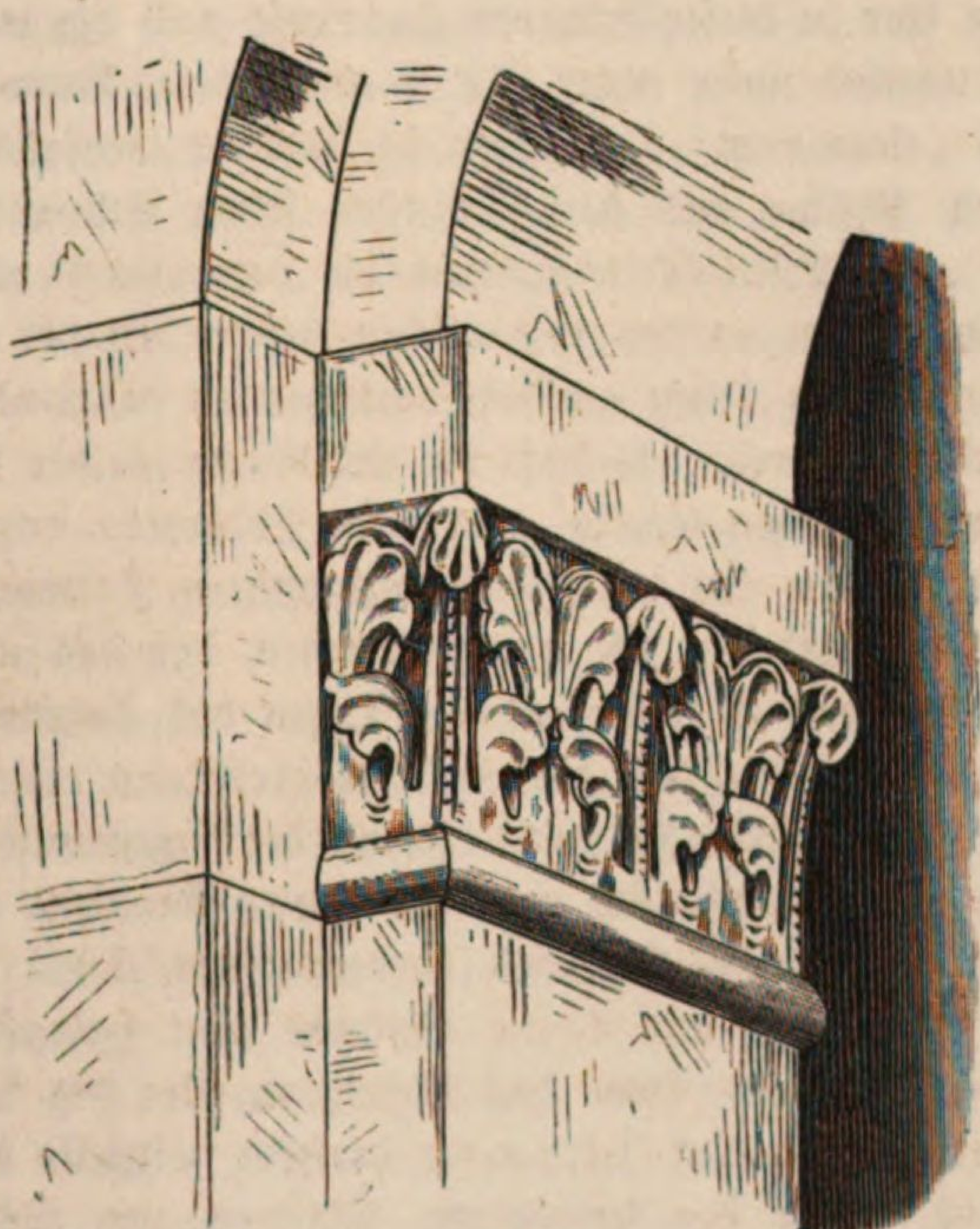


Fig. 3. Capitell an der ehemaligen Propstei zu Aachen.

charakteristischen Details fast keinem Zweifel unterliegen dürfte, dann möchte auch die Annahme hier zuläßig erscheinen, daß das in Rede stehende Bauwerk unter der Amtsführung des Herzogs Philipp von Schwaben, als Propstes des hiesigen Krönungsstiftes, aus jenen reichen Mitteln ausgeführt worden sei, die aus den Gefällen und Einkünften der Propstei in den Tagen dieses Aachener Stiftpropstes aus dem kaiserlichen Geschlechte der Hohenstaufen sich ergeben haben.

Wenn wir nun, auf Wahrscheinlichkeitsgründe gestützt, bei Besprechung der Allerseelenkapelle angenommen haben, daß die heutige Façade derselben, sowie einzelne spätromanische Theile der heutigen Kreuzkapelle, ebenfalls von den Bauten des nachherigen Königs Philipp von

Schwaben aus jener Zeit herrühren, wo er noch Stiftspropst am Aachener Münster war; wenn ferner an der eben bezeichneten Stelle die Annahme geltend gemacht worden ist, daß die Allerseelenkapelle mit den romanischen Ueberresten der Kreuzkapelle zu dem „dormitorium“ gehört hätten, das nach der Angabe eines alten, von Quix publicirten Sterberegisters des Aachener Stiftes[1]) aus den Gefällen der Propstei in den Zeiten Philipps erbaut worden sei: so möchten wir hier zu dieser früheren Hypothese noch die zweite hinzufügen, daß nämlich unser unter Fig. 1 abgebildetes Bauwerk als ein Theil jenes „claustrum“ aufzufassen sei, welches ebenfalls unter dem Hohenstaufen Philipp aus den Revenüen seiner Präpositur errichtet worden ist. In Wirklichkeit stimmen die decorativen und architektonischen Einzelheiten an den romanischen Ueberresten der Kreuz- und Allerseelenkapelle mit denen an dem vorliegenden palastmäßigen Bauwerke auffallend überein, so daß die Errichtung beider Monumente in einer und derselben Epoche ohne alle Widerrede anzusetzen sein dürfte. Würde nun aus heute noch ungekannten Documenten später der geschichtliche Nachweis sich erbringen lassen, daß das unter Fig. 1 abgebildete Bauwerk wirklich aus den Tagen des Hohenstaufen Philipp als integrirender Theil des von ihm errichteten claustrum herrühre, das heute noch die obere Grenze der sogenannten „Klostergasse“ bildet; dann ließe sich auch die zweite Annahme mit Grund vertheidigen, daß nämlich dieser hervorragende Theil des neuen claustrum, erbaut in den Tagen Philipps von Hohenstaufen, seit der frühesten Zeit als Curie das Absteigequartier des kunstsinnigen Schwabenherzogs gewesen sei, wenn derselbe zeitweise nach Aachen gekommen ist. Nach der Erwählung Philipps von Schwaben als Gegenkönig und seiner feierlichen Krönung im hiesigen Münster im Jahre 1204 würde also unser mit den Einkünften der Propstei gebautes claustrum von den nachfolgenden Pröpsten ebenfalls als Curie und Amtswohnung vorübergehend in Gebrauch genommen worden sein, wenn dieselben zur Ausübung ihrer propsteilichen Amtsfunctionen am Stifte ansässig waren. In der That wurde auch noch in den letzten Zeiten des kaiserlich freien Krönungsstifts, am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, unser Bauwerk als „Propstei“ bezeichnet, wohingegen die Dechantei des Stifts einen Theil der Directorial-Wohnung und der Hintergebäude der heutigen Realschule ein-

[1]) Obiit Philippus rex; qui cum esset praepositus hujus ecclesiae, de bonis praepositurae aedificatum est claustrum et dormitorium.

nimmt. Da also die erste Dignität des Aachener Stiftes, der Propst, noch bis zum Ausgange des Mittelalters hier seine Wohnung nahm, so erklärt sich auch an dieser Curie das Vorfinden jener in unserer Abbildung ersichtlichen ausgekragten Nische, in welcher als kapellenförmiger Altarraum heute noch eine mensa in Stein zur Darbringung des h. Opfers errichtet steht.

Wie lange unsere Propstei als solche im Gebrauch war, dürfte heute kaum mehr zu ermitteln sein, indessen läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß dieselbe bis zum großen Stadtbrande von 1656 noch immer als solche vom Stifte benutzt wurde. Daß dieser Brand fast die eine Hälfte des Hauptbaues eingeäschert hat, die nach dem heutigen Klosterplatz hin sich erstreckte, da wo auf unserer Abbildung unter Fig. 1 die schmälere Kopfseite sich befindet, dafür sprechen auch die verkohlten Balken und Brandüberreste, die sich bei den jüngsten Neubauten an dieser Stelle gefunden haben, dafür legen auch Zeugniß ab die unmittelbar nach der Brandkatastrophe errichteten, modernen Ziegelmauern, die an dieser Seite das alterthümliche Gebäude abschließen.

Unmittelbar nach dem Stadtbrande des XVII. Jahrhunderts scheint bei den damals beschränkten Mitteln des Krönungsstiftes die stark verletzte, alternde Propstei nur nothdürftig, zum Theil in modernen Formen wieder hergestellt worden zu sein, wie dies jenes an dem viereckigen Treppenthürmchen befindliche Wappen mit der vertieft eingravirten Jahreszahl „1656" andeutet. Seit dieser Zeit wurde die in baulichen Unstand gerathene Kurie des Propstes nicht mehr als solche in Gebrauch genommen, sondern verschiedene unterirdische Gelasse, deßgleichen auch kleinere Vergitterungen an einzelnen schweren Thüren mit Schiebern geben der Vermuthung Raum, daß die von Philipp von Schwaben am Schlusse des XII. Jahrhunderts errichtete, stattliche Wohnung des Propstes von der letzten Hälfte des XVII. bis zum Schlusse des XVIII. Jahrhunderts theilweise als Gefängniß für die der Gerichtsbarkeit des Aachener Stiftspropstes untergebenen ausgedehnten Territorien benutzt worden sei. Daß unter dem eingeäscherten Theile des propsteilichen Hauses zum Klosterplatze hin, der später zum Garten des Propstes umgestaltet worden ist, sich ein größerer Kerker für „Malefiz-Personen" befunden habe, der im Volksmunde der „Keller" genannt wurde, geht hervor aus den noch ungedruckten Notizen des Aachener Chronisten Meyer zum Jahre 1780, deren Kenntniß wir dem Forscherfleiße des städtischen Archivars Herrn Käntzeler verdanken. Obschon demnach der größere Complex der

Propstei nach dem Klosterplatz hin, wo seit 1866 die neuen Stiftskurien erbaut worden, in der obengedachten Brandkatastrophe vernichtet wurde, so scheint doch noch bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts der kleinere unter Fig. 1 abgebildete, wenn auch sehr beschädigte, Ueberrest der alten Propstei durch feierliche Uebergabe der Thorschlüssel formell von jenen Pröpsten noch in Besitz genommen worden zu sein, die nach Meyer's Aufzeichnungen in den Jahren 1707 und 1721 kanonisch in ihr neues Amt eingeführt wurden. Welche hervorragende Bedeutung indessen die Kurie des Propstes in den Glanzzeiten des Aachener Krönungsstiftes aufzuweisen hatte, läßt sich entnehmen aus folgendem Vorfalle, der sich bei der Krönung Albrechts I. im Jahre 1298 zutrug. Schon bei der feierlichen Krönung Kaisers Rudolph von Habsburg nahm man Anstand, die vielleicht durch elementare Ereignisse stark beschädigte karolingische Pfalz an der Stelle des heutigen Rathhauses für die Zwecke der Inauguration des Neugekrönten in Anspruch zu nehmen. Bei der Krönung seines Sohnes Albrecht I. war nun der alternde Palast des großen Ahnherrn völlig in Unstand gerathen, so daß der eben gekrönte römische König sich veranlaßt sah, in „domo praepositi“ die feierliche Belehnung der Reichsfürsten vorzunehmen[1]). Die Propstei muß also im Innern ausgedehnte Räume aufzuweisen gehabt haben, damit ein solcher Reichsakt sich mit der nöthigen Feierlichkeit ins Werk setzen ließe.

Schließlich noch die Frage: wird Aachen, das alle Bedingungen in sich vereint, sich in nächsten Zeiten noch großartiger zu entwickeln als es in den letzten Jahren der Fall war, es stillschweigend zusehen, daß das hervorragendste und älteste Civilmonument seinem baldigen sichern Ruine entgegengeht?

Nachdem in nächsten Jahren die Wiederherstellungsarbeiten im Aeußern des Münsters vollendet sein werden; nachdem auch in nächsten Zeiten die endliche Durchführung der Restauration der äußern Rathhausfaçade mit Sicherheit zu erwarten ist, dann wird auch der Magistrat in Verein mit einer opferwilligen und -fähigen Bürgerschaft gewiß die Mittel und Wege aufzufinden wissen, daß die beiden einzigen stummen Zeugen einer großen reichsstädtischen Vergangenheit, die Kurie Richard von Cornwallis und die Kurie der Stiftspröpste einer durchgreifenden stylstrengen Wiederherstellung von kundiger Hand unterzogen werden.

[1]) Wir verdanken diese interessante Mittheilung der Freundlichkeit des Herrn Prof. Haagen. Diese geschichtliche Angabe findet sich bei Ensmingen in Böhmers Regesten.



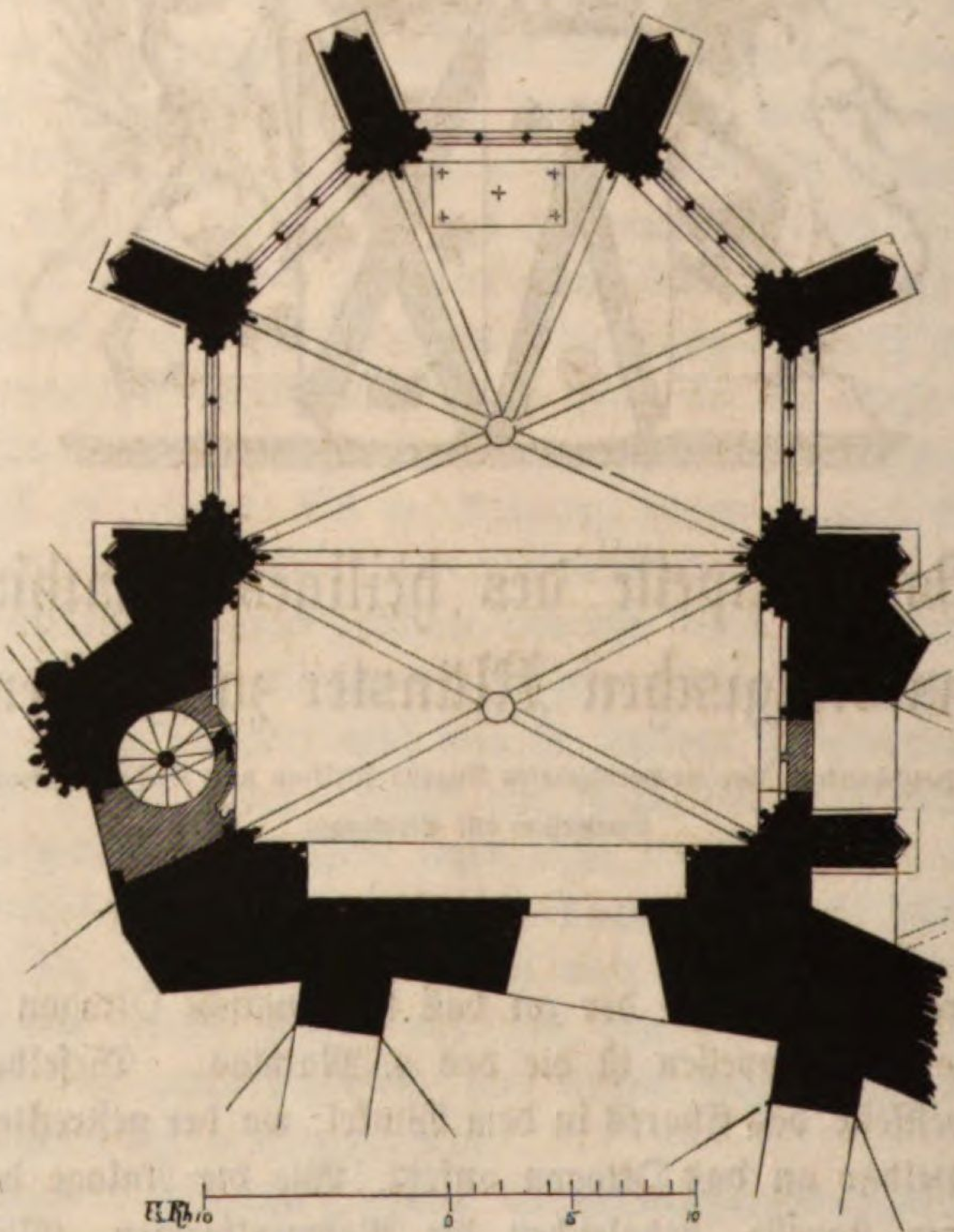
Die Doppelkapelle des heiligen Mathias am karolingischen Münster zu Aachen.

Stifterin der Holzschnitte: Ihre Hochwohlgeboren Augusta Freifrau von Rosen, geborene Freiin von Lommessem auf Strythagen.

Unstreitig die älteste der an das karolingische Oktogon zu Aachen sich anlagernden Kapellen ist die des h. Mathias. Dieselbe liegt an der Südwestseite des Chores in dem Winkel, wo der gestreckte Langchor sich unmittelbar an das Oktogon ansetzt. Wie die Anlage des Aeußeren unserer Kapelle, desgleichen die Maßwerkformen, Gliederungen und Profile im Innern derselben es andeuten, ist dieselbe um wenige Jahrzehnten jünger anzusetzen als der Ausbau des Chores, welcher in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts seine Vollendung fand. Indessen scheinen alle Andeutungen dafür zu sprechen, daß jener geniale Baumeister, von dem die Conception der großartigen Chorhalle herrührt, schon gleich beim Entwurf seiner kühnen Schöpfung zugleich auch auf die Anlage und Construction dieser zierlichen Kapelle Bedacht genommen habe, da die von dem Chore aus in dieselbe führende Eingangsthür gewiß von ihm intendirt wurde. Und so mag man, nachdem gegen Schluß des XIV. Jahrhunderts der mächtige

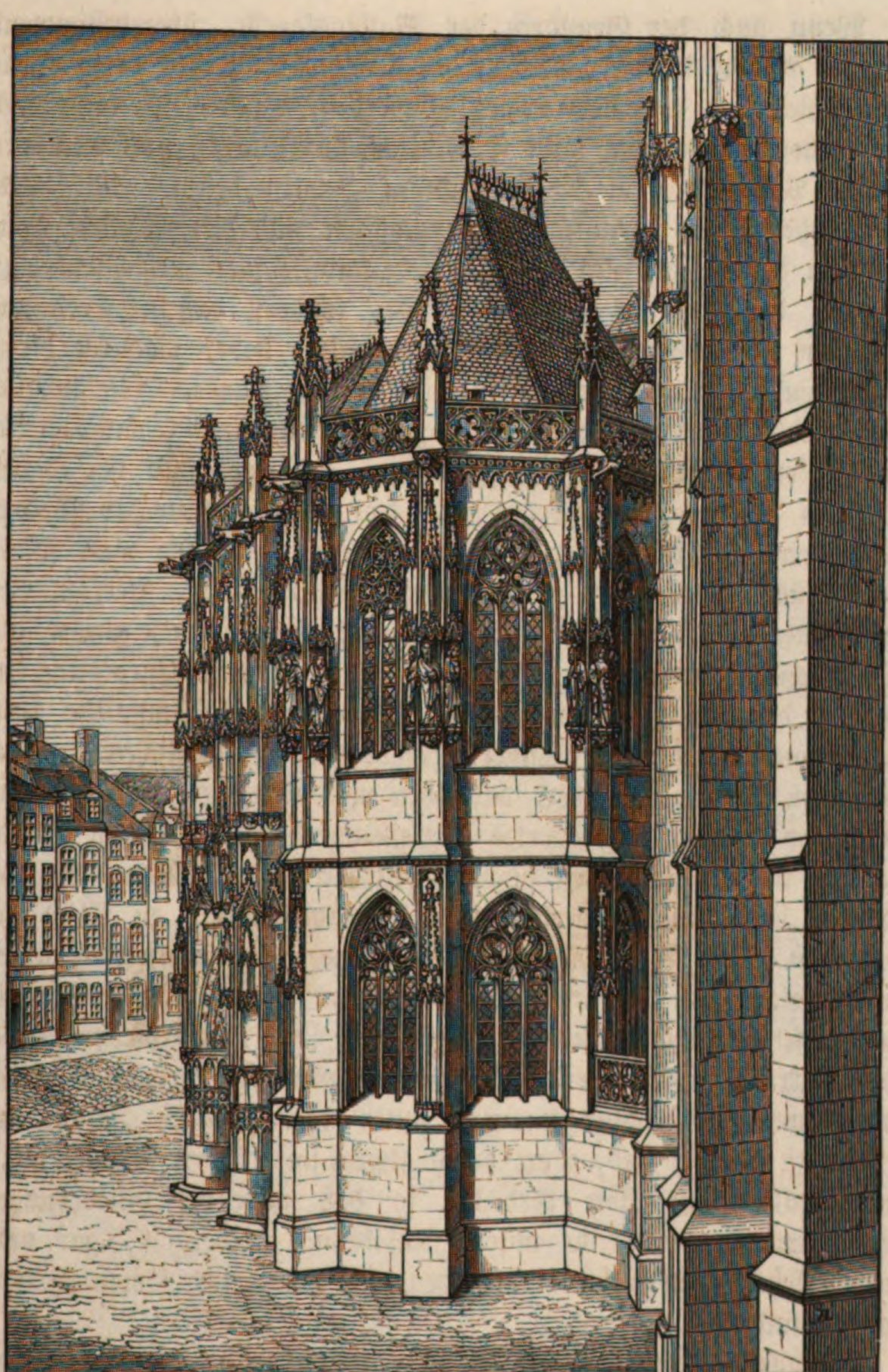
Chorbau so ziemlich vollendet war, in den ersten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts zum Bau der aus zwei übereinander befindlichen Räumen gebildeten Mathiaskapelle geschritten sein, die unserer Besprechung gegenwärtig vorliegt.

Der Grundriß der unteren Kapelle (Fig. 1), welche heute als Sakristei für die Stiftsherren benutzt wird, zeigt einen rechteckigen,



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 1. Grundriß der unteren Kapelle.

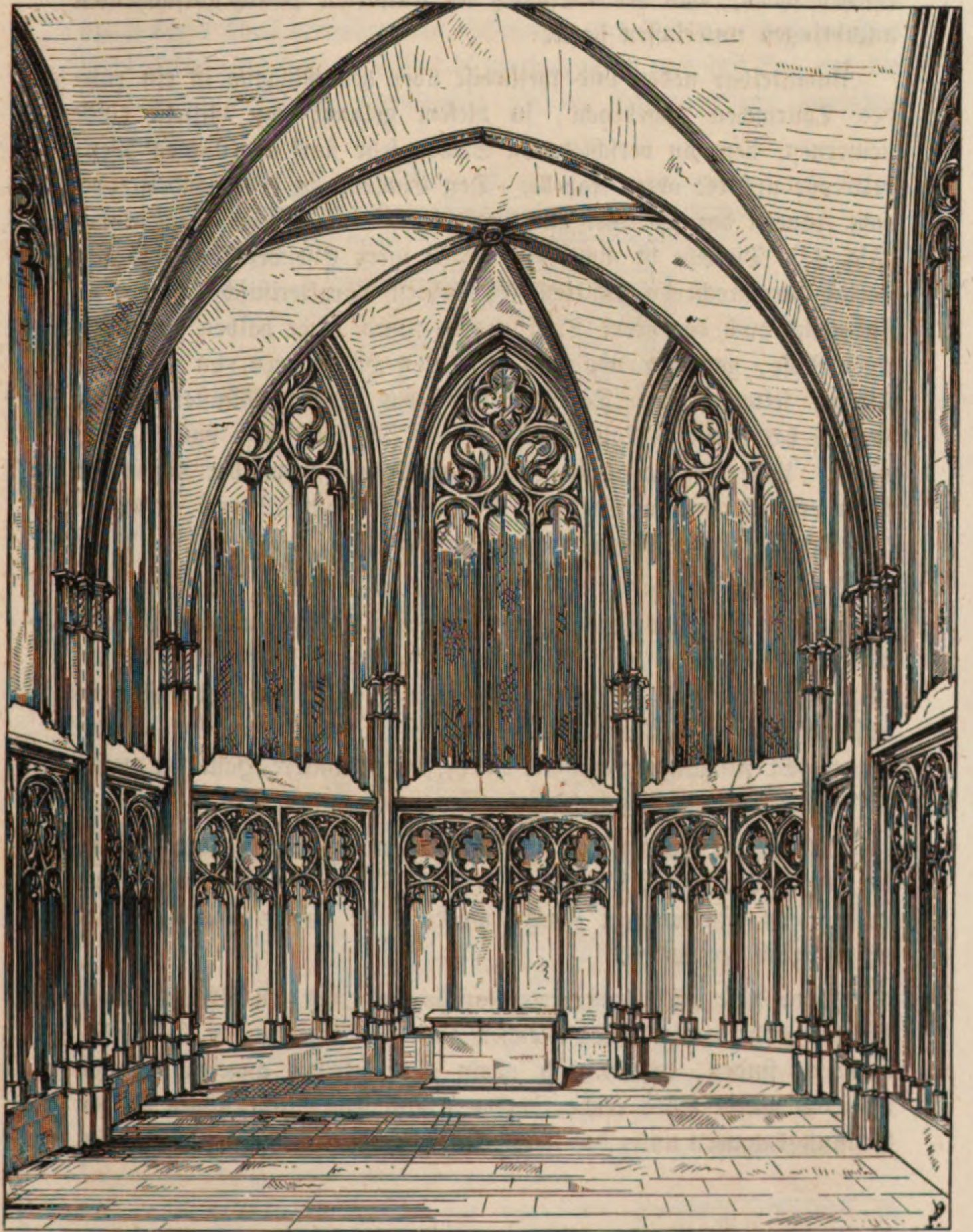
mit einfachem Kreuzgewölbe gedeckten Raum, an welche sich ein geräumiger Chorabschluß in den fünf Seiten eines Achtecks ansetzt. Die einfach profilirten Gurten der Kreuzgewölbe, welche in zwei Schlußsteinen endigen, werden getragen von reichentwickelten und ziemlich stark vorspringenden Pfeilerbündeln. Um den Seitenschub der Gewölbe zu paralysiren, sind im Aeußern weit ausladende Widerlagspfeiler angebracht, die in ihrer Anlage mit denen des Chores große Aehnlichkeit haben.



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 2. Aeußere Ansicht.

Wenn auch der Grundriß der Mathiaskapelle, übereinstimmend mit der Anlage kleinerer Kirchen des XV. Jahrhunderts, kaum etwas Neues bietet, so darf doch behauptet werden, daß dieselbe hinsichtlich der reichen Entwicklung ihrer Decoration im Inneren und Aeußeren wenige Parallelen am Rhein und in Belgien besitzt. Mit Recht läßt daher dieser gehäufte Formenreichthum und diese zierliche Construction den Schluß ziehen, daß unsere Kapelle nicht ausschließlich zu Zwecken der Sakristei errichtet wurde, sondern daß bei Erbauung derselben eine höhere Bestimmung vorgewaltet habe, wodurch dieser Reichthum der architektonischen Details bedingt wurde. Wie nämlich unsere Abbildung unter Fig. 3 es deutlich erkennen läßt, entfaltet sich im Innern der jetzigen Sakristei in dem Stabwerk und der Bekrönung an den Brüstungsmauern und den Gliederungen der Pfeilerbündel eine äußerst zierliche und reiche Architektur, wie man sie in dieser Fülle wohl selten in Sakristeien antrifft. Die Bekrönungen der dreitheiligen Fenster sind mit reichen Maßwerkformen geziert, die, dem Fischblasenornament entlehnt, bereits für eine Entstehung im Beginne des XV. Jahrhunderts Zeugniß ablegen. Sämmtliche Brüstungsmauern unter den Fenstern ferner sind mit zierlichem, hervortretendem Stabwerk geziert, das oben mit reichen Bekrönungen und Füllungen in fein gegliedertes Sprossenwerk und zwar in solchen Formen sich verästelt, wie man sie seltener an rheinischen, häufiger aber an belgischen Bauwerken des XV. Jahrhunderts zu sehen gewohnt ist. Die Pfeilerbündel dieses Stabwerkes münden nach unten in Consolen aus, die auf herumlaufenden Steinbänken basirt sind. Auf diese Weise wird jede Bank zwischen zwei Fensterpfeilern durch das senkrecht niederlaufende Stabwerk in vier Sitze getheilt. Leider sind sämmtliche Brüstungsmauern unter den Fenstern, welche auf Fig. 3 zu ersehen sind, heute durch ältere, im Innern bemalte Reliquienbehälter aus Holz verdeckt, so daß man die Gliederungen der Architektur, wie sie unsere Abbildung wiedergibt, gar nicht mehr ersehen kann, obwohl dieselben auch heute noch sämmtlich vorhanden sind.

Auffallend ist es, daß bei der reichen Gliederung der Pfeilerbündel, welche die Gurten des Gewölbes tragen, die bekrönenden Kapitelle nicht mit derselben Vorliebe und demselben Ornamentreichthum gehalten sind, sondern einfach als schlanke Hälse mit stark vorspringenden Abschlußknäufen in die Augen treten. Bei diesen Kapitellen nimmt es den Anschein, als ob der Maler durch reiche Vergoldung das hätte



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 3. Innere Ansicht der unteren Kapelle.

ersetzen sollen, was der Steinmetz an sculpirten Pflanzenornamenten anzubringen unterlassen hatte.

Unmittelbar neben und theilweise über dem Eingang ist ein rundes Thürmchen angebracht; in diesem gelangt man mittelst einer steinernen, heut an verschiedenen Stellen sehr stark abgenutzten Wendeltreppe auf die obere Kapelle. Den Eingang zu der Wendeltreppe, vom Innern der Sakristei aus, vermittelt eine schwere Eichenthüre (Fig. 4). Dieselbe ist nicht nur wegen ihrer Eisenbeschläge und des zierlich durchbrochenen Thürschlosses äußerst charakteristisch, sondern es findet sich auch der obere Thürsturz in Form einer halben zehnblättrigen Rose, getragen von zwei grotesken Halbfiguren, an deutschen Kirchen seltener vor. Der Durchlaß vom großen Münsterchor zur Kapelle hat doppelte Mauerdicke, wodurch sich eine Tiefe von 5', 4½" ergibt. Ueber dieser Thür erblickt man im Innern der Kapelle in charakteristisch derber Sculptur die Verkündigung Mariä, ehemals das Titularfest der karolingischen Pfalzkapelle [1]).

Dem eben erwähnten Verbindungsgange zwischen dem Chor und der unteren Mathiaskapelle gegenüber erblickt man eine zweite Thür, welche in die heutige zweite Sakristei, die untere Halle der Annakapelle, führt. Ursprünglich lag dieselbe wohl nicht im Plane des Erbauers unserer Kapelle, sondern wurde erst später durchgebrochen, als die jüngere St. Annakapelle errichtet wurde, deren untere Halle bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts offen war.

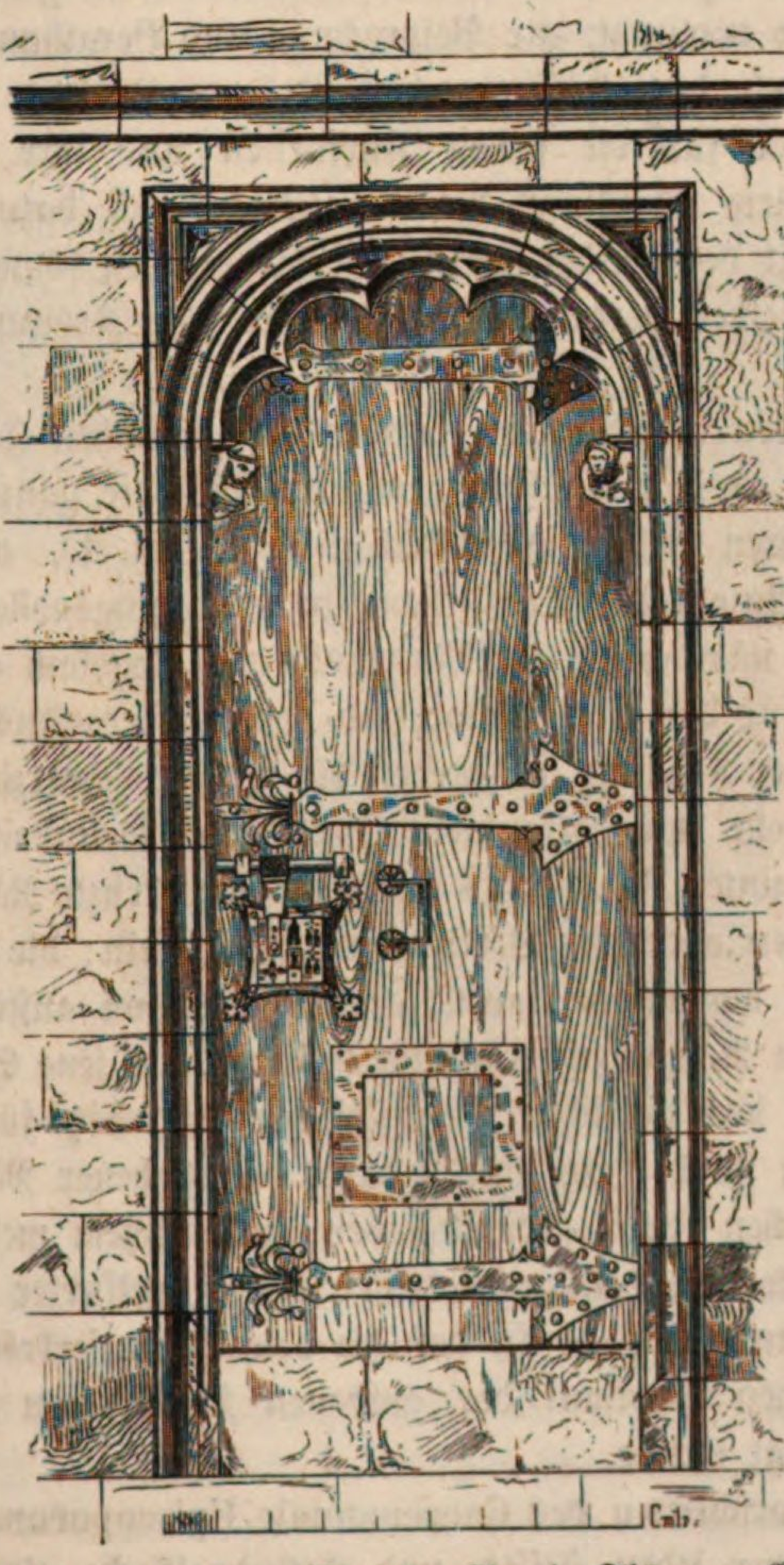
Nach kurzer Angabe der architektonischen Einzelheiten des Innern der heutigen Sakristei lohnte es sich der Mühe, hier die Frage näher zu erörtern: Zu welchem Zwecke wurde diese untere Kapellenanlage ursprünglich gegründet?

Wenn diese reich construirte Kapelle, wie sich am Rhein und in Belgien wohl wenige ihres Gleichen aus dem Beginne des XV. Jahrhunderts finden, ursprünglich allein als Sakristei angelegt worden wäre, so würde jenes reiche Stabwerk und jene Gliederungen an den Brüstungsmauern unter den Fenstern offenbar überflüssig gewesen sein,

---

[1]) Bis zum Jahre 1804 wurde das Kirchweihfest des Aachener Münsters immer am Feste der Verkündigung Mariens (25. März) gefeiert. Das damalige bischöfliche Kathedralkapitel fand es jedoch für geeignet, vielleicht auch aus zu großer Rücksicht auf den französischen Imperator, das altererbte Titularfest der Kirche fallen zu lassen und das patrocinium auf den 15. August, den Namenstag Napoleon's, zu verlegen.

da ehemals, wie es auch heute in Sakristeien der Fall zu sein pflegt, der größere Theil derselben von Schränken und Kasten verdeckt worden wäre. Man wird deshalb nicht fehl greifen, wenn man den Bau und die Anlage dieser Kapelle, unmittelbar an die Krönungskirche deutscher



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 4. Thüre zur Wendeltreppe.

Könige sich anschließend, mit der feierlichen Krönung derselben in nächsten Zusammenhang bringt. Dem Wortlaute der goldenen Bulle von 1356 zufolge war für ewige Zeiten die althistorische Pfalzkapelle Karl's des Großen als Krönungsstätte nochmal endgültig festgestellt. Nach der Anlage des hochgewölbten Chores, der in seinem Innern

ebenfalls wieder mittels einer gothischen Kapelle die eigentliche Krönungsstätte deutscher Könige umschloß, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, einen kleinen kapellenförmigen Raum in nächster Nähe der Krönungsstätte zu schaffen, in welchem die Kurfürsten unmittelbar vor der feierlichen Krönung mit dem neuzukrönenden Könige, gleichsam wie in einem conclave vereinigt, zur Besprechung und Berathung zusammentreten und nach der Krönung das Krönungsdiplom unterfertigen konnten. Dieses für die sieben Kurfürsten und ihre nächste Umgebung reservirte sacellum diente zugleich auch dazu, damit der coronandus mit den bei der Krönung erforderlichen königlichen Untergewändern bekleidet werden konnte, ehe er zum Krönungsaltare geführt wurde.

Mit den eben angedeuteten Zwecken der deutschen Königskrönung steht auch, wie es den Anschein gewinnen will, die ganze Anlage der Kapelle mit ihren sieben Wandflächen (vgl. Fig. 1), vielleicht entsprechend der Anzahl der Kurfürsten, in bedeutungsvoller Beziehung. Betrachtet man nämlich die St. Mathiaskapelle gleichsam als conclave zum Gebrauch für den Consecrator und den Consecrandus unmittelbar vor und nach der Krönung, so würden die sieben reichverzierten Seitentheile der Kapelle mit getrennten Sitzen (vgl. Grundriß unter Fig. 1 und Aufriß unter Fig. 3) als bestimmt abgegrenzte Räume für die sieben Kurfürsten oder ihre Vertreter anzusehen sein; die achte größere Seite aber, da wo unsere Kapelle an das Oktogon anstößt und wo heute der große Reliquienschrank sich befindet, als jene Stelle, wo bei der genannten hochfeierlichen Veranlassung der Sitz für den neugekrönten König stand. Es würde dann die Aachener Mathiaskapelle zu einem ähnlichen Zweck gedient haben, zu welchem mehr als hundert Jahre später die heutige Sakristei des Frankfurter Domes seit jenem Tage benutzt worden ist, daß die deutsche Kaiserkrönung, gegen den ausdrücklichen Wortlaut der goldenen Bulle, von Aachen nach Frankfurt verlegt wurde.

Nach den Vorschriften des Caeremoniale Episcoporum soll sich in der Sakristei einer jeden Stifts- und Kathedralkirche ein consecrirter Altar befinden, der auf der predella mit einem Crucifix ausgestattet sei. Eine solche Altarmensa von Stein, vielleicht noch aus der Zeit der Erbauung unserer Kapelle herrührend, befindet sich auch, wie unsere Abbildung unter Fig. 3 es zeigt, an der Abschlußseite der königlichen Kapelle. Dieselbe wird heute von Seiten der Canonicer des Kollegiat-Stiftskapitels als Ankleidetisch zur Anlegung der Paramente

benutzt; als Altar scheint sie bereits lange nicht mehr gebraucht worden zu sein. Da nach dem Berichte des Hartmannus Maurus, der die Caeremonien bei Gelegenheit der Krönung Karl's V. beschreibt, der genannte Kaiser in dieser Kapelle seine kaiserlichen Obergewänder, mit welchen bekleidet er die Kirche betreten hatte, ablegte und daselbst mit den vorgeschriebenen Krönungsgewändern bekleidet wurde, so dürfte die



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 5. Gemalter Engel mit dem Stiftswappen.

Annahme als wahrscheinlich hingestellt werden, daß dieselbe Altarmensa auch schon bei den früheren Krönungen als Ankleidetisch benutzt worden ist, auf welchem die pontificalia regalia ausgebreitet lagen, die der zu krönende römische König als Untergewänder anlegte. Ob und bei welcher Veranlassung auf dem Altar der Mathiaskapelle das h. Meßopfer ehemals verrichtet wurde, und ob diese Kapelle einen besonderen Rektor und besondere Einkünfte gehabt habe, läßt sich nicht nachweisen, da keine Anhaltspunkte dafür vorhanden sind; auch Quix in seiner „Geschichte der Aachener Münsterkirche" gedenkt dieser Kapelle nicht.

Von großem Interesse ist es ferner in Erfahrung zu bringen, welche Aufstellung ehemals jene nach innen und außen kunstreich verzierten Schreinwerke in Holz hatten, die heute an den Brüstungsmauern unserer Kapelle entlang sich aufgestellt finden und daselbst, wie oben bemerkt, das reiche Stabwerk gänzlich verdecken, welches die Abbildung unter Fig. 3 als reichsten Schmuck der Kapelle zeigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese im Innern reich bemalten Schränke ursprünglich zu dem Zwecke angefertigt worden sind, die heute noch darin aufbewahrten kostbaren Reliquienkapellen sowie andere kleinere Reliquiarien des Aachener Münsters passend aufzunehmen und, nach Oeffnung der Flügelthüren, eine Besichtigung derselben zu ermöglichen. Auf Seite 11 unter Fig. 6 ist in verkleinertem Maaßstabe eine solche Reliquienkapelle bildlich wiedergegeben, welche einen der fünf Flügelschränke in seiner Ganzheit ausfüllt. Diese fast 4′ hohe Reliquienkapelle in vergoldetem Silber, deren Beschreibung in unserer „Pfalzkapelle Karls des Großen" auf Seite 26—30, II. Theil zu ersehen ist, rührt aus der letzten Hälfte des XIV. Jahrhunderts" her und dürfte der Zeit nach mit der Entstehung unserer bemalten Flügelschränke identisch sein. Die hintere Wand eines dieser fünf Schreinwerke zeigt auf mennigrothem Grund mit goldenen Dessins das große Wappen des Aachener Stiftskapitels, wie es unter Fig. 5 in bedeutend verkleinertem Maßstabe wiedergegeben ist. Die Blasonnirung des von einem Engel gehaltenen Schildes ergibt sich leicht: auf der heraldisch rechten Seite erblickt man nämlich die Hälfte des doppelköpfigen Reichsadlers und auf der linken die goldenen Lilien Frankreichs. Das Aachener Stiftskapitel nahm also bei der Wahl seines heraldischen Abzeichens darauf Bedacht, die Erinnerung an das gesammte große Frankenreich wenigstens in seinem Wappen dauernd zu bewahren, das einst der große h. Kaiser mit starker Hand gestiftet hatte, welches aber gar bald nach seinem Tode unter schwachen Nachfolgern durch den Vertrag von Verdun in mehrere Königreiche sich auflöste. Form des Wappenschildes, Stylisirung des heraldischen Adlers, Ausbildung der fleurs de lis, endlich auch Haltung und Ornamentirung des schildtragenden Engels und der Flügel lassen mit ziemlicher Sicherheit den Schluß ziehen, daß diese prachtvollen Reliquienschränke, die vergeblich ihres Gleichen in Deutschland suchen, am Schlusse des XIV. oder im Beginne des XV. Jahrhunderts angefertigt worden sind. Auch die übrigen Darstellungen sowohl auf diesem als auf den innern Flügeln der übrigen Reli-

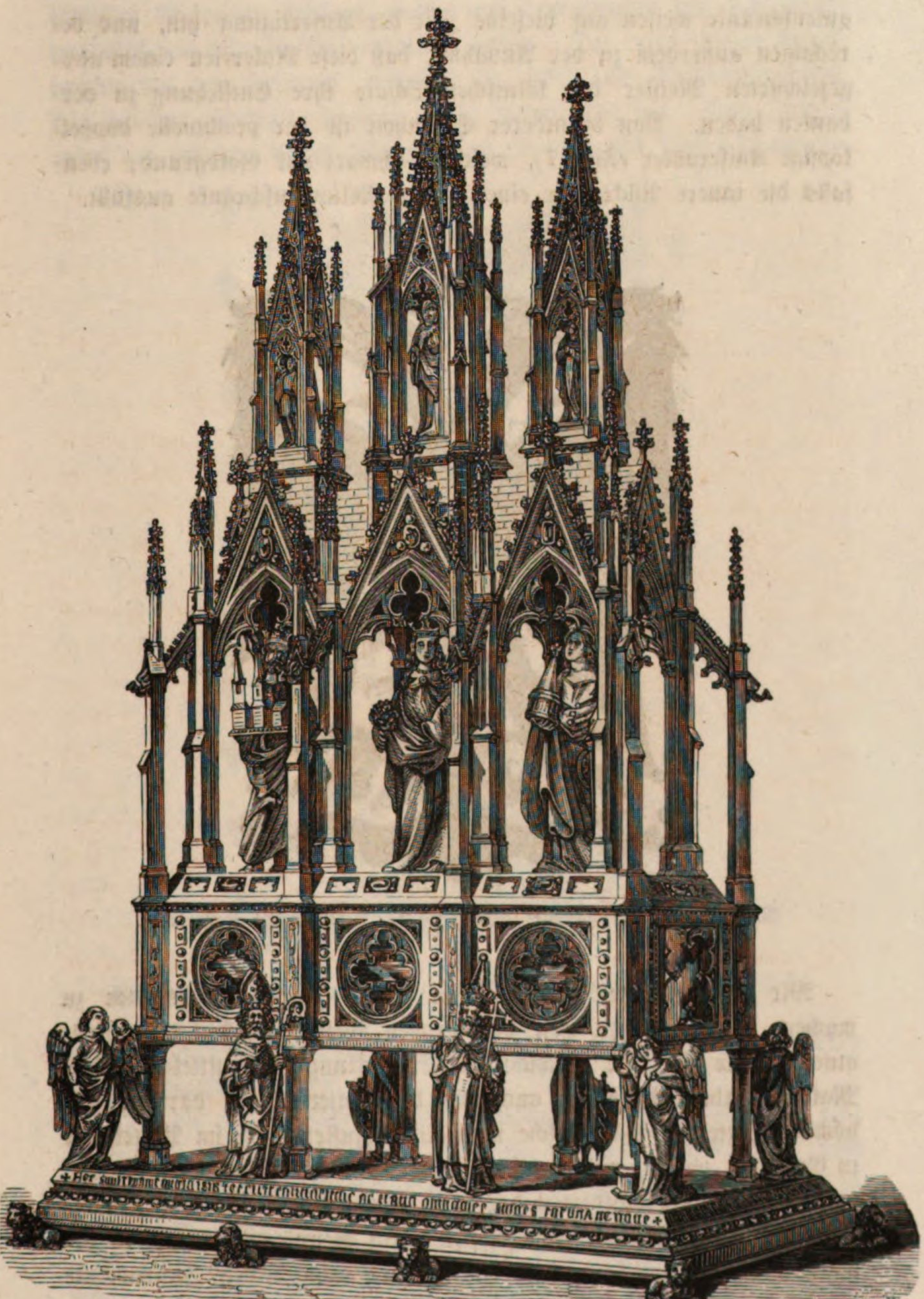


Fig. 6. Reliquiar, befindlich in einem der Heiligthumsschränke der Mathiaskapelle. 11

quienschränke weisen auf dieselbe Zeit der Anfertigung hin, und berechtigen außerdem zu der Annahme, daß diese Malereien einem ausgezeichneten Meister der kölnischen Schule ihre Entstehung zu verdanken haben. Von besonderer Schönheit ist der prachtvolle doppelköpfige Kaiseradler (Fig. 7), welcher, schwarz auf Goldgrund, ebenfalls die innere Rückenseite eines dieser Reliquienschränke ausfüllt.



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 7. Gemalter Kaiseradler.

Wir unterlassen nicht, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß, abgesehen von dem großen Werth, welchen diese Reliquienschränke für die geschichtliche Entwicklung der mittelalterlichen Malerei haben, dieselben auch für die Untersuchung darüber von höchstem Interesse sind, welche musikalische Instrumente im Mittelalter in Gebrauch waren, und welches ihre Form und Beschaffenheit in den verschiedenen Jahrhunderten desselben gewesen ist. Die zehn Flügelthüren sind nämlich mit Engelsfiguren auf mennigrothem Grund bemalt, welche theilweise verschiedene, ziemlich ausgebildete Instrumente in Händen halten. Unter Fig. 7 geben wir zwei besonders ausgezeichnete Engelsfiguren wieder, die unstreitig zu den schönsten und

zartesten Malereien gehören, welche aus dem Beginn des XV. Jahrhunderts am Rheine sich erhalten haben. Der eine dieser Engel, welcher mit der Dalmatik bekleidet ist, spielt ein Saiteninstrument, das mit der heutigen Violine große Aehnlichkeit hat. Das Instrument der anderen Figur dürfte, wenn es nicht als bloßes Phantasie-



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 8. Gemalte musicirende Engel.

stück des Künstlers aufzufassen ist, als Mandoline in mittelalterlicher Form betrachtet werden.

Daß die eben erwähnten fünf Reliquienschränke unmöglich für jene Aufstellung angefertigt worden sind, die sie heute einnehmen, geht auch schon aus dem Umstande hervor, daß, um diese Aufstellung zu ermöglichen, einer derselben in zwei Hälften getheilt werden mußte, deren eine rechts, die andere links von dem erwähnten Altare angebracht ist, wodurch sämmtliche Ornamente ohne Rücksicht durchschnitten worden sind. Eine genaue Vermessung dieser fünf seltenen

Reliquienschränke hat zu der anscheinend nicht gewagten Hypothese geführt, daß dieselben wahrscheinlich unmittelbar nach Herstellung unserer Kapelle zu dem Zwecke angefertigt worden sind, um in der breiten vertieften Wandfläche der Kapelle angebracht zu werden, die sich an das Oktogon anlehnt, und die wir oben als Sitzplatz für den neuen römischen König bezeichneten.

Nachdem vorstehend in kurzen Zügen das Innere des ehemaligen conclave der römischen Königskrönung und das darin heute noch befindliche Mobilar desselben besprochen worden ist, sei es in Folgendem gestattet, die obere Kapellenanlage über der St. Mathiaskapelle in ihrer inneren Beschaffenheit näher anzudeuten und schließlich zu einer kurzen Betrachtung des Aeußeren derselben in ihrer jüngsten Wiederherstellung überzugehen.

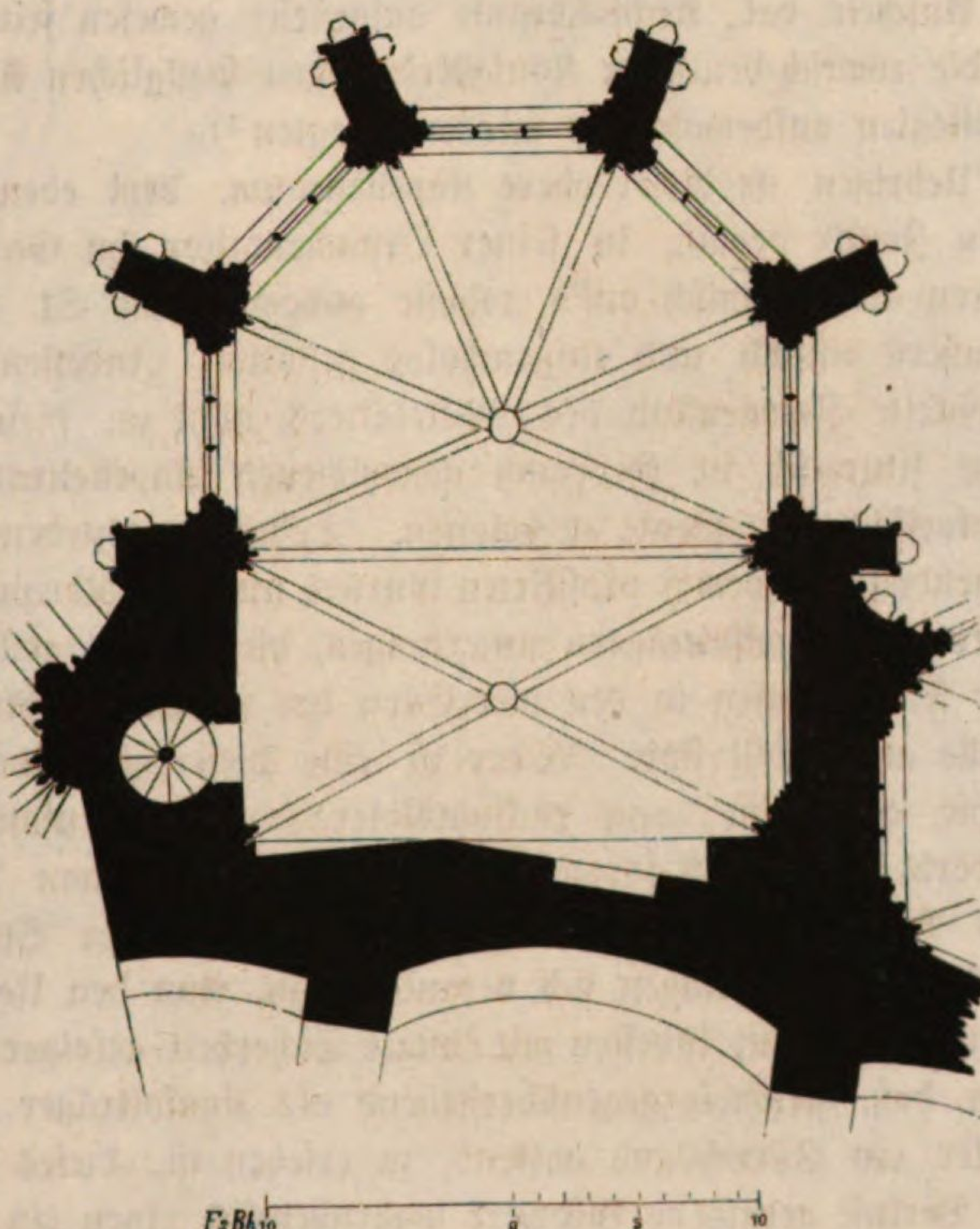
Was zunächst diesen oberen zierlich gewölbten Raum betrifft, der allein unter sämmtlichen Kapellen des oberen Münsters einer Altarmensa entbehrt, so ist derselbe ursprünglich den Kirchgängern vom Hochmünster aus nicht zugänglich gewesen, indem, wie das auch die Abbildung des Grundrisses unter Fig. 9 darthut, zur Empore des Oktogons kein Zutritt führte.[1]) Der einzige Zugang zu unserer Emporkapelle, im Innern bildlich wiedergegeben unter Fig. 10, wurde ehemals durch die oben bereits erwähnte Wendeltreppe vermittelt. Daß letztere jedoch in früheren Jahrhunderten als Aufgang zu der in Rede stehenden Empore stark benutzt worden ist, und daß dieser obere Raum mithin sich ehemals eines häufigen Besuches erfreut habe, beweisen die sehr ausgetretenen und abgenutzten Steintreppen.

Da nun diese Emporkapelle oben und unten durch schwere doppelte Eichenthüren wohl verwahrt und nur von unten aus vermittelst einer engen Wendeltreppe zu besteigen ist; da ferner über dem Gewölbe dieser Emporkapelle noch ein zweites feuerfestes Gewölbe in Ziegelstein sich befindet, desgleichen auch der Fußboden dieses Kapelenraumes merkwürdiger Weise aus zwei übereinander befindlichen Gewölben besteht; so dürfte die Annahme Geltung finden, daß diese

---

[1]) Die jetzige, daselbst unförmlich in die Mauerfläche des Oktogons gebrochene Thüre nebst Treppenstufen scheint erst zu Anfang dieses Jahrhunderts angebracht worden zu sein, als man hier den Zugang zu der oben hoch im Westen des Chores angebrachten Orgelbühne anlegte, welche letztere erst im Jahre 1845 niedergelegt und beseitigt worden ist, um das jetzige Orgelwerk in mißverstandenen architektonischen Formen auf eine wenig zweckmäßige Weise mit dem interessanten Chorschluß im Westen zu verbinden.

von vier feuerfesten Gewölben eingeschlossene Empore, unmittelbar gelegen über dem unteren Krönungsconclave deutscher Könige, ursprünglich dazu gedient habe, die zur Krönung erforderlichen königlichen Insignien und stofflichen Ornate und Kleinodien in jeder Weise sicher gegen Diebes- und Feuersgefahr aufzubewahren. Daß diese Behaup-



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 9. Grundriß der oberen Kapelle.

tung im Hinblick auf die formverwandten Krongewölbe zu Prag und Nürnberg [1]) viele Wahrscheinlichkeitsgründe für sich hat, beweisen

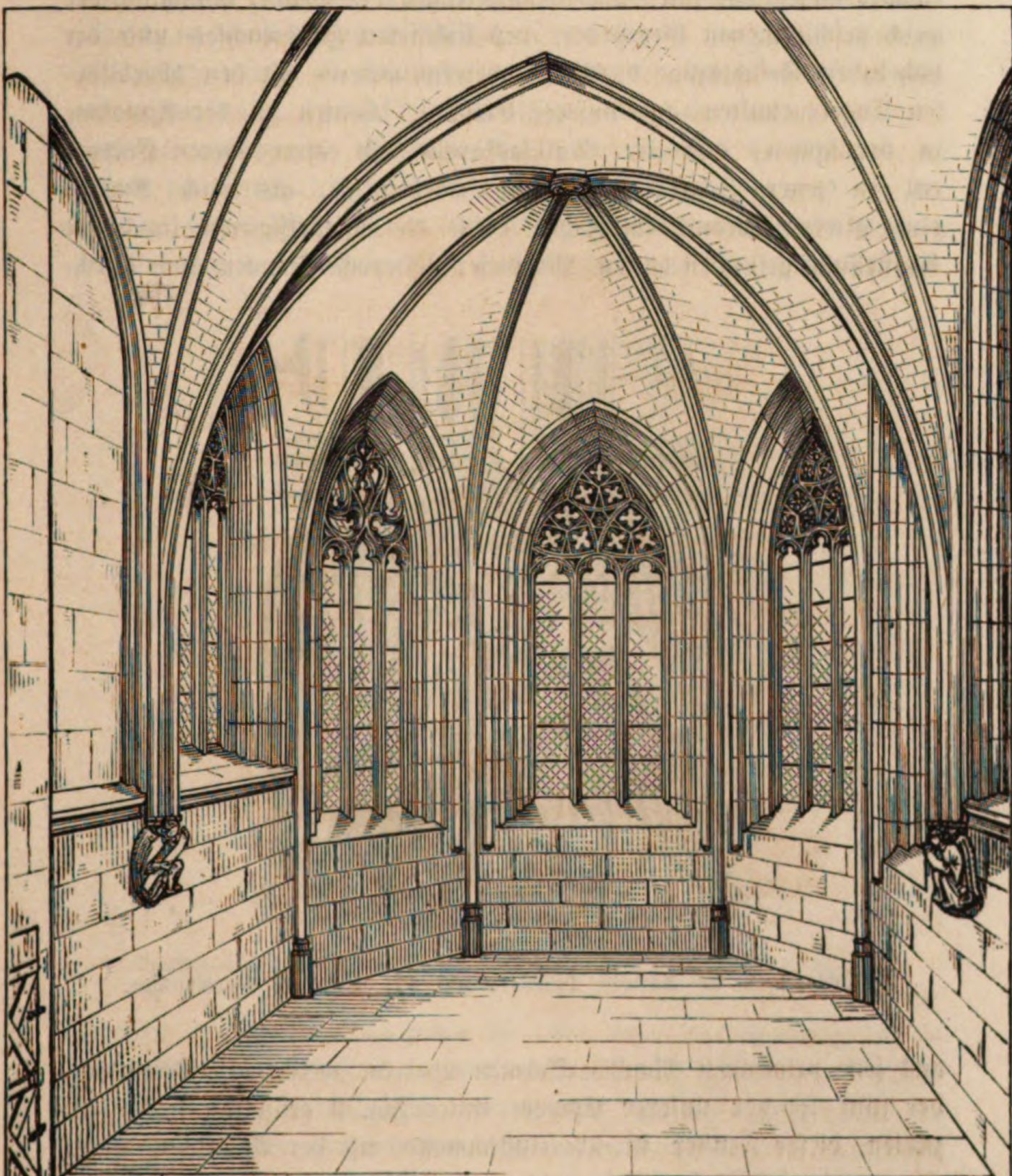
[1]) Eine ähnliche Kapellenanlage als Empore zur Aufbewahrung der böhmischen Krönungskleinodien befindet sich heute noch, ebenfalls nur durch eine schmale Treppe zugänglich, über der St. Wenzelskapelle am Prager Dome, der Krönungskirche böhmischer Könige. Auch zu Nürnberg wurden auf einer ähnlich gelegenen Emporkapelle über der Sakristei der Heiligen-Geist-Kirche die Kleinodien der deutschen Kaiserkrönung von 1424 bis 1793 von Reichswegen aufbewahrt. Vgl. die Abbildung und Beschreibung der böhmischen Kleinodienkapelle im Dom von St. Veit zu Prag in unserem Werke: „Die Kleinodien des h. römischen Reiches deutscher Nation nebst den Kroninsignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei.“ Seite 23, Fig. a im Anhang.

auch die breiten Wandflächen in der rechteckigen Abtheilung der Kapelle, wo große Wandschränke und Gelasse angebracht gewesen sein mögen, die für die Aufnahme und den Verschluß der königlichen Ornate und Zierrathen geeignet waren. An den niedrigeren Wandflächen unter den fünf Fenstern des Kapellenschlusses könnten alsdann, wie es den Anschein hat, Archivschränke aufgestellt gewesen sein, worin die auf die römisch-deutschen Königskrönungen bezüglichen Archivalien und Privilegien aufbewahrt zu werden pflegten [1]).

Im Uebrigen ist dieser obere Kapellenraum, dem ebengedachten reservirten Zwecke gemäß, in seiner Ornamentation im Gegensatz zu der unteren architektonisch auf's reichste ausgestatteten St. Mathiaskapelle äußerst einfach und anspruchslos gestaltet. Indessen gab es der entwickelte Formensinn des Mittelalters nicht zu, diesen wenn auch nicht liturgisch in Gebrauch genommenen Kapellenraum ohne alle sculptorische Ornamente zu belassen. Deswegen wurden die stark vorspringenden birnförmig profilirten Gurten und Gewölbrippchen von reich gearbeiteten Consolträgern unterfangen, die in der fortlaufenden Höhe der Fenstersimsen in den vier Ecken der rechteckigen Abtheilung der Kapelle angebracht sind. Leider ist eine dieser zierlichen Karyatiden, wie es scheint, von rücksichtsloser Hand zu Anfang dieses Jahrhunderts ohne Noth fortgeschlagen worden, als man zum Behufe des Aufganges zur ehemaligen Orgel an dieser Stelle eine niedrige Mauer anzubringen sich veranlaßt sah. Aus den Ueberresten dieser Sculptur scheint indessen mit einiger Sicherheit gefolgert werden zu können, daß, gleichwie gegenüberstehend als Konsolträger ein stylisirter Adler, ein Spruchband haltend, zu ersehen ist, dieses größtentheils in Verlust gerathene Bildwerk wahrscheinlich einen ein Spruchband tragenden Löwen darstellte. Die interessanten Gurtträger zum Chore hin, als Engelsfiguren gestaltet, sind beifolgend unter Fig. 11 und 12 bildlich wiedergegeben. Dieselben scheinen fast von der Meisterhand jenes stylkundigen Bildhauers angefertigt zu sein, von dem auch die vielen Konsolträger in Gestalt von musicirenden Engeln herrühren, welche im Hochchor als Sockelgebilde unter den Statuen der zwölf

---

[1]) Wie eine kürzlich von Herrn Stadtarchivar Käntzeler aufgefundene Notiz beweist, ist es sehr wahrscheinlich, daß erst nach dem Aufhören der Krönungen in Aachen das königliche Archiv in jenen romanisch gewölbten Raum über der heutigen Allerseelenkapelle verlegt worden ist, den wir bei Besprechung dieser Kapelle auf Seite 9 Fig. 6 Lief. 6 I. Serie abgebildet und beschrieben haben, zumal der Zugang zu diesem kunstreich gewölbten Raume leichter und bequemer zu bewerkstelligen war.



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 10. Innere Ansicht der oberen Kapelle.

Apostel angebracht sind. Diese Konsolträger des Chors, hinsichtlich der weich geschlungenen Gewänder, des stylisirten Haarwuchses und der lächelnden Gesichtszüge durchaus übereinstimmend mit den abgebildeten Engelsgestalten auf unserer Empore, scheinen zu der Annahme zu berechtigen, daß die Mathiaskapelle mit ihrer oberen Empore erst in jener Zeitperiode gebaut worden ist, als nach Angabe einer älteren Chronik im Jahre 1420 die Apostelfiguren im Chore Aufstellung gefunden hatten. Mit dieser Zeitepoche stimmen auch durch-



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 11. Engel als Gewölbträger.

aus jene primitiven Maaßwerkformen überein, welche als Bekrönung der fünf Fenster unserer Empore unter Fig. 9 ersichtlich sind. In zweien dieser Fenster ist übereinstimmend mit der Abbildung unter Fig. 3 die Fischblasenbildung schon deutlich zu ersehen, wie sie in der belgisch-rheinischen Architektur bereits in den ersten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts sich kenntlich macht. Auch das stark eingeschnittene Pflanzenornament, das als Laubkranz die beiden Schlußsteine in den Kreuzgewölben formirt, ist ebenfalls für eine Entstehungszeit im Beginne des XV. Jahrhunderts maßgebend.

Von sämmtlichen das Oktogon flankirenden Kapellen am Aachener Münster hatte sich unsere Doppelkapelle, nicht nur im Innern, son-

dern auch im Aeußeren, Dank dem dauerhaften Material eines Mergelsteines, namentlich was die flachen Quadertheile anbetrifft, im Laufe der Jahrhunderte ziemlich unverletzt erhalten. Nur die reich ausgearbeiteten Fialen, worin die Widerlagspfeiler ausmünden, desgleichen auch die gekuppelten Baldachinchen hatten durch die Unbilden der Zeiten und durch klimatische Einflüsse starke Beschädigungen erlitten. Bei der in den Jahren 1860—64 vollzogenen Restauration des Aeußern unserer Kapelle, die unter Fig. 2 nach vollendeten Wiederherstellungs-



Mathiaskapelle am Aachener Münster: Fig. 12. Engel als Gewölbträger.

arbeiten bildlich wiedergegeben ist, hat man im Gegensatz zu der unmittelbar daranstoßenden und auf unserer Abbildung ebenfalls ersichtlichen St. Annakapelle, deren reich profilirte Außentheile fast sämmtlich bei der jüngsten Restauration überarbeitet und stellenweise sogar mit Cement ergänzt worden sind, den bei Restaurationen von mittelalterlichen monumentalen Bauwerken allein richtigen Grundsatz consequent durchzuführen versucht, alle nur irgendwie unbeschädigten Bautheile unverändert in ihrer so kleidsamen altersgrauen Farbe zu belassen und mit einem, dem alten Baumateriale analogen, Hausteine die schadhaft gewordenen und fehlenden Theile einzusetzen und zu ergänzen. Wenn auch durch dieses Einsetzen von neuen sculpirten Quadersteinen die äußere Physiognomie eines solchen Baues in den

nächsten Jahren nach der Restauration wegen des in frischer, heller Farbe ergänzten Steinmateriales ein etwas buntscheckiges und auffallendes Aussehen gewinnt, so wird schon wenige Jahre nachher der Hauch der Zeit seine aerugo nobilis wieder darüber ausbreiten und das Schreiende und Verletzende der neu eingesetzten Steine bedeutend mildern, wie dieses jetzt bereits an den vor wenig Jahren eingefügten neuen Steinen am Aeußern der St. Mathiaskapelle der Fall ist.

Ob nach dem Ausbau unserer Kapelle im Beginne des XV. Jahrhunderts sämmtliche sechszehn unter Baldachinen an den Widerlagspfeilern thronenden Standbilder fertiggestellt worden sind, wagen wir nicht zu behaupten. Beim Beginne der Restaurationsarbeiten am Aeußern unserer Kapelle fanden sich noch vier große Statuen auf den Konsolen vor, welche sämmtlich auf der Rückseite sehr flach gehalten sind, damit sie sich besser den Widerlagspfeilern anschlössen. Als Originalbildwerke werden dieselben sorgfältig aufgehoben und sind, wenn auch stellenweise sehr beschädigt und entstellt, als Typus und als Modelle betrachtet worden, nach welchen die Figuren der zwölf Apostel und der vier Evangelisten von dem Aachener Bildhauer Götting neu angefertigt worden sind. In Folge des Umstandes, daß einzelne der noch erhaltenen Figuren als Apostelbilder sich erkennen ließen, glaubte man annehmen zu müssen, daß auch die fehlenden übrigen Bildwerke dem Kreise der zwölf Sendboten entlehnt gewesen seien. Da indessen die Apostelstatuen in der deutschen Sculptur mehr im Innern der Kirche Verwendung und Aufstellung fanden, da ferner auch schon im Inneren des unmittelbar dabei befindlichen Chores dieselben Standbilder in großartigem Maßstabe bereits beim Beginne des XV. Jahrhunderts ihre Aufstellung gefunden hatten, so hätte es nach unserer Ansicht sich eher empfehlen dürfen, wenn unter den 16 Baldachinen am Aeußern des Conclave und der Kronkapelle römisch-deutscher Könige andere geeignetere Standbilder angebracht worden wären, die, um der Duplikation mit den im Innern bereits vorfindlichen Apostelfiguren auszuweichen, mit dem deutschen Reich und dem Krönungsakte römischer Könige in näherer Verbindung hätten stehen sollen.

nächsten Jahren nach der Restauration wegen des in frischer, heller Farbe ergänzten Steinmateriales ein etwas buntscheckiges und auffallendes Aussehen gewinnt, so wird schon wenige Jahre nachher der Hauch der Zeit seine aerugo nobilis wieder darüber ausbreiten und das Schreiende und Verletzende der neu eingesetzten Steine bedeutend mildern, wie dieses jetzt bereits an den vor wenig Jahren eingefügten neuen Steinen am Aeußern der St. Mathiaskapelle der Fall ist.

Ob nach dem Ausbau unserer Kapelle im Beginne des XV. Jahrhunderts sämmtliche sechszehn unter Baldachinen an den Widerlagspfeilern thronenden Standbilder fertiggestellt worden sind, wagen wir nicht zu behaupten. Beim Beginne der Restaurationsarbeiten am Aeußern unserer Kapelle fanden sich noch vier große Statuen auf den Konsolen vor, welche sämmtlich auf der Rückseite sehr flach gehalten sind, damit sie sich besser den Widerlagspfeilern anschlössen. Als Originalbildwerke werden dieselben sorgfältig aufgehoben und sind, wenn auch stellenweise sehr beschädigt und entstellt, als Typus und als Modelle betrachtet worden, nach welchen die Figuren der zwölf Apostel und der vier Evangelisten von dem Aachener Bildhauer Götting neu angefertigt worden sind. In Folge des Umstandes, daß einzelne der noch erhaltenen Figuren als Apostelbilder sich erkennen ließen, glaubte man annehmen zu müssen, daß auch die fehlenden übrigen Bildwerke dem Kreise der zwölf Sendboten entlehnt gewesen seien. Da indessen die Apostelstatuen in der deutschen Sculptur mehr im Innern der Kirche Verwendung und Aufstellung fanden, da ferner auch schon im Inneren des unmittelbar dabei befindlichen Chores dieselben Standbilder in großartigem Maßstabe bereits beim Beginne des XV. Jahrhunderts ihre Aufstellung gefunden hatten, so hätte es nach unserer Ansicht sich eher empfehlen dürfen, wenn unter den 16 Baldachinen am Aeußern des Conclave und der Kronkapelle römisch-deutscher Könige andere geeignetere Standbilder angebracht worden wären, die, um der Duplikation mit den im Innern bereits vorfindlichen Apostelfiguren auszuweichen, mit dem deutschen Reich und dem Krönungsakte römischer Könige in näherer Verbindung hätten stehen sollen.